Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 34 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 26. August 1900. Zwölfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Gewehr am Fuß!

Die Mächte sollen übereingekommen sein, die Feindseligkeiten in Peking vorläufig einzustellen. — Nach Wiedereinsetzung einer regelrechten Regierung sollen Friedensverhandlungen angebahnt werden. — Siegeszug der internationalen Truppen durch die Palastthore der heiligen Stadt. —Ist die Kaiserin-Wittwe thatsächlich eine Gefangene? — General Chaffee soll die Plünderung Pekings verhütet haben. — Das habgierige England.

Washington, D. C., 25. August. Das Staats-Departement hat heute halb-amtlich bekannt gemacht, daß die Mächte übereingekommen seien, die Feindseligkeiten in Peking einzustellen und darauf hinzuarbeiten, daß wieder eine Regierung eingesetzt werde, mit welcher Friedensunterhandlungen angeknüpft werden können. Präsident McKinley und seine Rathgeber sind zu der Einsicht gekommen, daß ein weiteres Hinziehen nur die Gefahr einer Uneinigkeit unter den Alliirten verschlimmert, und die diesseitige Regierung hat sich deshalb mit den übrigen Mächten in Verbindung gesetzt, um einen einheitlichen und zielbewußten Kurs China gegenüber zu Stande zu bringen.

Minister Wu drückte dem Staats-Sekretär gegenüber die Hoffnung aus, daß die Ver. Staaten die Initiative zur Wiederherstellung des Friedens ergreifen würden, und es wurde ihm als Antwort die Versicherung zu theil, daß man nichts unversucht lassen werde, um weiteres Blutvergießen in China zu verhüten. Wenn auch die militärischen Operationen gewisser Mächte den Verdacht aufkommen lassen, daß Letztere eventuell auf eigene Faust weiter vorgehen wollen, so hat doch bisher die Bundesregierung weder amtlich noch privatim die Mittheilung erhalten, daß irgend einer der Alliirten die gemeinsame Sache verlassen und China den Krieg erklären will. Ein gewisses Gefühl der Unsicherheit herrscht aber dennoch vor, und General Chaffee hat inzwischen den Befehl erhalten, mit seinen Truppen in Peking zu bleiben, sofern nicht Umstände eintreten, welche die Zurückziehung der amerikanischen Streitkräfte unbedingt benöthigten.

Kriegsminister Root erklärte heute Abend, daß „Alles vorüber sei", und daß die Gesammtlage in China einen viel friedlicheren Anstrich habe.

Im Kriegs-Deparetment erzählt man sich, daß nur die feste Haltung General Chaffees eine allgemeine Plünderung Pekings vereitelt habe.

Ein interessanter Wink liegt in folgenden Aeußerungen, eines hohen Armee-Offiziers, der infolge seiner amtlichen Stellung über die Absichten des Präsidenten unterrichtet sein muß. „Der Präsident ist der Ansicht," sagte der Betreffende, „daß die Verhältnisse in China sich derartig geändert haben, daß unsere Truppen nicht zurückgezogen werden können. Die amerikanischen Interessen erheischen ihr Verbleiben daselbst, und unsere Freundschaft für China verbietet es, die Truppen zurückzuziehen, solange diejenigen der übrigen Mächte verbleiben. Wir haben eine Entschädigung zu fordern, und um eine Zahlung derselben zu sichern, mögen wir es für nöthig halten, als Garantie einen Landestheil temporär zu besetzen. Die übrigen Mächte werden voraussichtlich ein Gleiches thun. Wir können dann später unsere Freundschaft für China bethätigen, indem wir prompt die Okkupation beendigen, sobald die Schuld bezahlt ist, und so den europäischen Mächten ein gutes Beispiel geben, sie moralisch zwingen, das Nämliche zu thun."

Paris, 25. Aug. General Frey, der Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte in Peking, meldet von dort unter dem 20. August, folgendes:

„Die Truppen der verbündeten Mächte haben die Boxers aus allen ihren Stellungen vertrieben. Die Alliirten haben ein Lager vor dem kaiserlichen Palast bezogen, der von einem Detachement regulärer chinesischer Truppen besetzt war. Die Generäle ließen die internationalen Truppen im Siegeszuge durch die Palast-Thore marschiren, die dann wieder geschlossen wurden.

London, 25. Aug. Eine Spezial-Depesche aus Peking meldet, daß am 20. August vierzig Amerikaner unter Eskorte von Bundestruppen nach Tientsin aufgebrochen sind.

Ueber den Kampf am 6. August westlich von Tientsin wird noch gemeldet, daß das 6. Vereinigte Staaten Kavallerie-Regiment mit vorzüglicher Präzesion vorging und die Chinesen nur durch die Stümperei von General Dorward der gänzlichen Vernichtung entgingen.

Aus Shanghai kommt die Nachricht, von welcher aber besonders betont wird, daß sie aus chinesischer Quelle stamme, daß die Kaiserin-Wittwe nach einer Tagereise von Peking, erschreckt über die Plünderungen, welcher die Truppen des General Tung Fuh Siang sich schuldig machten, nach Peking zurückgekehrt sei.

Eine Meldung aus Tiensin besagt, daß unter den Pferden der amerikanischen Reiterei große Sterblichkeit herrsche, da die Thiere die außerordentliche Hitze nicht ertragen könnten.

In Berlin heißt es, daß westlich von Tientsin weitere Kämpfe stattfinden, was den Eindruck hervorruft, daß die Provinz Petschili, bevor Friedensunterhandlungen in Gang kommen, eingenommen werden muß.

St. Petersburger Depeschen melden gute Fortschritte in der Mandschurei-Kampagne. Die Ortschaft Morgen wurde am 18. August genommen. Die Russen hatten wenig Verluste, während die Chinesen schwer litten. Sie ließen 10 Geschütze und 700 Gewehre, sowie große Quantitäten Munition in den Händen der Russen zurück.

Berlin, 25. Aug. Die deutsche Regierung hat den Ver. Staaten ihren aufrichtigen Dank für das Anerbieten abgestattet, verwundete deutsche Soldaten an Bord amerikanischer Schiffe zu nehmen und sich zu Gegendiensten dieser Art bereit erklärt.

Oakland, Cal., 25. Aug. Der chinesische General-Konsul Ho-Yow ließ sich heute über die Sachlage in China wie folgt aus: „Aus den neuesten, mir zugegangenen Nachrichten ersehe ich, daß die Ver. Staaten ihre Truppen nicht aus China zurückziehen wollen. Ich hoffe, daß Dem nicht so ist, denn eine derartige Politik würde schwere Gefahr in sich bergen.

„Ich befürchte, daß ganz China sich wie ein Mann erheben wird, sobald es erst einmal bekannt wird, daß Peking von den Ausländern besetzt ist. Das aber wird weiteres, schreckliches Blutvergießen im Gefolge haben".

London, 25. August. Die aus offizieller Quelle kommende Nachricht, daß Deutschland in San Francisco eine Station errichtet, von der aus allerlei Kriegsvorräthe nach China geschickt werden sollen, erregt hier nicht wenig Aufsehen. Mehrere deutsche Transportschiffe sind bereits dort eingetroffen, und eine Kommission deutscher Offiziere, sowie Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie sind an Ort und Stelle, um den Versandt zu besorgen. Es handelt sich hauptsächlich um den Versandt von Pferden und Brotstoffen. Aus dem Umfange der Transporte wird in hiesigen diplomatischen Kreisen geschlossen, daß Deutschland eine Armee von nicht weniger als 50,000 Mann nach China zu schicken gedenkt.

St. Petersburg, 25. Aug. General Linewitch, Kommandeur der russischen Truppen in der Provinz Petschili, schickt folgende Depesche an das Kriegsministerium: „Um 2 Uhr früh am 14. August stürmten unsere Truppen das östliche Thor von Peking und wir waren die ersten, die in die chinesische Hauptstadt einzogen. Die russische Flagge war die erste, die auf den Mauern von Peking gehißt wurde. Wir besetzten dann die Mauer. Die Chinesen jedoch hielten noch immer das Observatorium und andere Thürme und überschütteten unsere Truppen mit einem verheerenden Feuer, bis unsere Infanterie sie zwang ihre Positionen aufzugeben. Unsere Verluste waren: Getödtet: Oberst Antinkoff und 20 Mann; verwundet: General Wasilowski, Oberst Norl und 5 andere Offiziere, sowie 102 Mann. In der Zwischenzeit stürmten die Alliirten ein anderes Thor und drangen in die Stadt.

„Wir fanden, daß die kaiserliche Regierung geflohen war und die Gesandtschaften sich in großer Bedrängniß befanden."

Die Depesche schließt mit einer Beschreibung der letzten Angriffe der Chinesen auf die Gesandtschaften. Während der Belagerung der Gesandtschaften wurden 5 Russen getödtet und 20 verwundet.

Shanghai, 25. Aug. Einen weiteren Beweis, daß das habgierige England in China nicht nur Sonderinteressen verfolgt, sondern auch im Trüben fischen will, liefert folgende hochwichtige Nachricht: „Die englische Regierung steht im Begriffe, China den Bezirk Hsinkutschau abzukaufen. Es verhandelt deshalb mit dem hiesigen Generalgouverneur.

„Um die Territorialabtretung zu verschleiern, soll der genannte Bezirk den Engländern formell nur verpfändet werden, als Sicherheit für eine Anleihe von einer Million Taels, welche England dem Generalgouverneur gibt. Praktisch läuft das Geschäft darauf hinaus, daß der Generalgouverneur den Engländern Hsinkutschau für eine Million Taels verkauft.

Der Bezirk gilt als außergewöhnlich reich an Minralien aller Art. Sein Besitz wäre eine wichtige Verstärkung der englischen Position im Yangtsekiang-Thale. Als Strohmann oder richtiger gesagt „Strohfrau" der englischen Regierung fungirt die „Hongkong and Shanghai Bank Corporation". Man ist hier sehr gespannt darauf, was man in Washington zu diesem in eigenthümlichem Lichte erscheinenden Vorgehen Englands sagen wird."

Washington, 25. August. Vor einiger Zeit wurde beschlossen, daß die Administration in Verbindung mit anderen Regierungen eine Kabellinie von Tschfu nach Taku, sowie ein Kabel von Shanghai nach Tschifu legen werde. Die veränderten Zustände in China, besonders die Thatsache, daß sowohl die Landlinie von Tschifu nach Shanghai, als auch das Kabel von Tschifu nach Taku in Ordnung sind, lassen diese Ausgaben als unnöthig erscheinen. Major Scriven vom Signalkorps wurde heute per Kabel autorisirt, die Telegraphenlinie Tientsin-Peking in Ordnung zu bringen, zu welchem Zwecke ihm die nöthigen Fonds zur Verfügung gestellt wurden.

Shanghai, 25. August. Chang Chi Tung, der Vize-König von Wu-Chang, im mittleren China, hat bekannt gemacht, daß er jedem „Landgrabsch"-Versuch der europäischen Mächte gewaltsam entgegentreten werde.

Hong Kong, 25. Aug. Die christliche Missionsanstalt in Yung Tak, im südlichen China, wurde am 21. Aug. von Boxers zerstört und die eingeborenen Christen wurden entsetzlichen Folterqualen unterworfen. Mehreren von ihnen, die das verlangte Lösegeld nicht bezahlen konnten, wurden späterhin die Köpfe abgehauen.

Hier ist heute das englisch-amerikanische Hospitalschiff „Maine" angekommen. Dasselbe wird am 31. Aug. nach Wei Hai Wei weiter fahren.

London, 26. Aug. Eine Spezialdepesche aus Tschi-Fu an das hiesige „Chronicle" meldet aus angeblich guter Quelle, daß Rußland, Deutschland und Japan den Krieg an China erklärt und England, sowie die Ver. Staaten ersucht hätten, ihre Truppen zurückzuziehen.

New York, 25. Aug. Auf einer Urlaubsreise nach der heiligen Stadt Peking begriffen, ist Hwang Chung Huei, der chinesische Generalkonsul und Geschäftsträger für Lima und Callao, Peru, mit dem Panama-Dampfer „Panama" hier eingetroffen. Er ist von seiner Familie gebeten worden, nach Peking zu kommen und hat hierfür von seiner Regierung einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten. Der mongolische Diplomat ist etwa 60 Jahre alt und macht den Eindruck eines intelligenten Mannes. Ueber die neuesten Vorkommnisse in China ließ er sich wie folgt aus:

„Ich glaube, daß die gegenwärtigen Wirren in China, die wirklich sehr ernst zu sein scheinen, schließlich meinem Lande und Volk zum Segen gereichen werden. Die Folge davon wird sein, daß die Konservativen in den Hintergrund gedrängt werden. Nur allzulange haben jene meines Volkes Fortschritt gehemmt. Wahrscheinlich werden die Reformer die Kontrolle über die Regierung erlangen. Dies ist ein Glück für das Land. Die Reformpartei wünscht, daß China Schritt mit der westlichen Zivilisation hält. Die jungen Leute, die im Auslande gewesen, erkennen, wie weit zurück China geblieben ist. Wenn China unter den Nationen der Welt einen Platz einnehmen will, so muß es sich den westlichen Kultur-Errungenschaften zugänglich zeigen. So z. B. muß es mit den Werkzeugen, wie sie zu Zeiten unserer Urgroßeltern im Gebrauch waren, aufräumen. Was können wir darin nicht alles von Japan lernen! Seitdem es im Jahre 1878 mit dem Westen in Kontakt gekommen, ist es eine neue Nation geworden.

„Die chinesischen Rebellen verursachen vieles Unheil. Doch werden sie unterdrückt werden. Die Anarchie, die jetzt dort herrscht, wird schwinden und Ruhe und Frieden werden wieder meinem so schwer heimgesuchten Lande werden. Eine neue Regierung wird erstehen, ein neues, ein glorreiches China.

„In der schrecklichen Taiping-Rebellion vor 47 Jahren wurden alle meine Verwandten niedergemetzelt. Nur mein Vater, der damals 17 Jahre alt war, blieb verschont. Damals schon hatte China einen Anlauf zum Fortschritt genommen, doch wurde der Anlauf zur Kultur-Erwedung von den Konservativen unterdrückt. Deren Sonne aber ist jetzt im Sinken. Eine neue Aera dämmert für das Reich der Mitte auf. Wohl ist es schlimm um China bestellt, doch vielleicht sind die jetzigen Leiden nichts anderes als die Wehen einer Wiedergeburt eines neuen China. Dies ist meine Ansicht. Ich kenne mein Volk. Es wird vorwärts schreiten.

„Die fortschrittlich Gesinnten in China hassen nicht die Fremden. Wenn diese sich nicht in unsere Regierung und unsere Sitten und Gebräuche mischen, so sind sie uns willkommen. Eine neue Zeit ist da. Ich und alle chinesischen Beamten und Würdenträger in den Ländern der Welt sind voller Hoffnung und froh, daß eine neue Zeit gekommen ist. Von solcher Hoffnung ist auch Se. Exzellenz Wu-Ting-Fang, der chinesische Gesandte in Washington, erfüllt.

„Die Ver. Staaten sind immer unsere Freunde gewesen. Unser Volk blickt nach dem jungen Riesen des Westens um Beistand und Ermuthigung. Wir schauen nicht vergebens. Wir sind sicher, daß diese Bande der Freundschaft für immer währen werden".

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Umbria, von Liverpool; New York, von Southampton.
Hamburg: Auguste Victoria von New York.

Ging muthig in den Tod.

Die standrechtliche Erschießung Leutnant Corduas.

London, 25. Aug. Ueber die standrechtliche Erschießung des Leut. Hans Cordua, von der Transvaal-Artillerie, wird nachträglich berichtet, daß der Verurtheilte festen Schrittes nach dem Garten hinter dem Gefängniß ging und sich dann ausbat, daß man ihm die Hände nicht fesseln möge, welcher Wunsch auch erfüllt wurde. In aller Ruhe erklärte Cordua wenige Augenblicke später, daß er bereit sei, im nächsten Moment krachte die Salve, und von zehn Kugeln durchbohrt, brach der Boeren-Leutenant entseelt zu Boden. Die Leiche wurde in der Nähe beigesetzt.

Cordua war bekanntlich von einem Kriegsgericht zu Tode verurtheilt worden, weil er angeblich einer der Rädelsführer eines Komplotts war, das die Gefangennahme Lord Roberts und die Niedermetzelung seiner Offiziere bezweckt haben soll.

Unglücks-Chronik.

Verhängnißvoller Landrutsch und schwerer Bahnunfall.

Rom, 25. Aug. In Carbezza, in den italienischen Alpen, trug sich heute ein verhängnißvoller Landrutsch zu. Zwanzig Hauser wurden zerstört und eine Anzahl Personen getödtet. Soweit hat man sieben Leichen gefunden.

Glasgow, 25. Aug. Auf der Caledonian unterirdischen Eisenbahn fand heute Nachmittag ein folgenschwerer Zusammenstoß zweier Passagierzüge statt, bei welchem 24 Personen tödtlich verletzt wurden.

Wirren in Marokko.

Paris, 25. August. Ernste Wirren werden an der marokkanischen Grenze erwartet, wo die Eingeborenen kürzlich die französischen Kameeltreiber angriffen. Abtheilungen marokkanischer Truppen marschiren angeblich in südlicher Richtung augenscheinlich mit der Absicht, die Franzosen zu treffen. Mehrere Engländer und Deutsche befinden sich, wie berichtet wurde, bei den Eingeborenen. Das Ziel der maurischen Soldaten ist, wie man glaubt, Figuig. Das Flottenarsenal in Toulon hat Weisung erhalten, sich für ein energisches Vorgehen in Marokko zu rüsten und Admiral Fourner soll seine Flotte in Bereitschaft halten. Ferner ist befohlen worden, keine weiteren Truppen aus Algier und Tunis zu nehmen.

Fern von der Heimath.

Wien, 25. Aug. Im Alter von 67 Jahren ist hier der bekannte Zivil-Ingenieur Fairman Rogers plötzlich gestorben. Rogers lebte früher in seiner Heimathstadt Philadelphia und hielt sich während der letzten zehn Jahre in Paris auf. Im Bürgerkriege diente er in General Reynolds Stab als Genieoffizier; er war Mitglied der „Amerikanischen Gesellschaft der Zivil-Ingenieure" und der „Philosophischen Gesellschaft," sowie einer der 50 Gründer der „Akademie der Wissenschaften," welche 1863 vom Bundessenat auserwählt wurden.

Das intolerante Spanien.

Madrid, 25. Aug. Señor Dato, der Minister des Innern, hat den Gouverneur von Saragossa angewiesen, die geplante Massen-Versammlung von Delegaten protestantischer Gemeinden, sowie amerikanischer und britischer Missionäre, zu verbieten, da die Regierung dieselbe als eine Demonstration gegen die Staats-Religion betrachte.

Die gemaßregelten kirchlichen Genossenschaften haben bei der spanischen Regierung gegen das Versammlungs-Verbot protestirt und auch bei den betreffenden diplomatischen Vertretern Beschwerde hiergegen eingelegt.

Großfeuer.

Brandschaden $200,000.

New York, 25. August. In der Strumpfwaaren-Fabrik der Firma Birkenfield, Strauß & Co., No. 46—50 Wooster Str., brach heute Nachmittag eine verheerende Feuersbrunst aus, die erst gelöscht werden konnte, nachdem ein Brandschaden von $200,000 angerichtet worden war. Mehrere Feuerwehrleute wurden von Hitze und und Rauch übermannt, erholten sich aber bald wieder.

Vom Arbeitsfelde.

New York, 25. August. Der nunmehr 24 Wochen dauernde Kampf von achttausend Zigarrenarbeitern wird fortgesetzt werden. Zwei Wochen lang waren Unterhandlungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern im Gange, doch verlief Alles resultatlos. Die Vertreter der Union bestanden auf Entlassung der Streikbrecher, Anerkennung der Union und Abschaffung der sogenannten „offenen Shops".

Die Schmiede an der neuen East River-Brücke in New York befinden sich am Streik. Sie verlangen eine Lohnerhöhung von 3.2$0 auf $3,50 per Tag.

Cleveland, O., 25. Aug. Hundert Eisengießer der „Westinghouse Manufacturing Co." werden morgen nach siebenwöchentlichem Streik die Arbeit wieder aufnehmen, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß ihres gewerkschaftlichen Verbandes. Ein Mißverständniß soll seiner Zeit zu dem Ausstand geführt haben.

Aus deutschen Gauen.

Der Kaiser und das versprochene Lösegeld für die befreiten Europäer. — Friedrich Nietzsche gestorben.—Die Pariser Weltausstellung soll erst am 20. November geschlossen werden. — Der Besuch des Prinzen von Wales im Residenzschloß zu Homburg hatte angeblich einen politischen Hintergrund.

Berlin, 25. August. Der gestrige Besuch des Prinzen von Wales beim Kaiser auf dem Residenzschlosse bei Homberg scheint mehr als ein einfacher Akt der Höflichkeit gewesen zu sein, was schon daraus erhellt, daß sich der Herzog von Cambridge, der Vorgänger Lord Wolseleys als Oberbefehlshaber der britischen Armee, in der Begleitung des Prinzen befand. Wie man nachträglich erfährt, fuhr der Kaiser mit seinen hohen Gästen nach Homburg, wobei die Sachlage in China unterwegs genau erörtert worden sein soll. Wenn sich auch der britische Thronerbe gewöhnlich nur wenig um die leidige Politik bekümmert, so erinnert man sich doch, daß er schon zu verschiedenen Malen mit dem Kaiser über heikle politische Angelegenheiten konferirt hat, die diesem auf dem sonst üblichen diplomatischen Wege nicht gut unterbreitet werden konnten. Auch diesmal ist es sehr leicht möglich, daß Salisbury den Prinzen zu bewegen gewußt hat, seinem kaiserlichen Onkel klarzulegen, daß ein allzu agressives Vorgehen Deutschlands in China der britischen Regierung wenig genehm sein würde.

Die hiesigen Zeitungen enthalten zahlreiche Depeschen über die bulgarisch-rumänische Krisis. In Wien herrscht die Ueberzeugung, daß der Konflikt zwischen beiden Ländchen an Heftigkeit verloren hat, daß eine friedliche Lösung noch nicht ausgeschlossen ist, und daß Bulgarien nach einigem Zögern die Forderungen Rumäniens erfüllen, d. h. das revolutionäre Komite in Sofia unterdrücken wird.

Die Verstimmung zwischen den regierenden Kreisen beider Länder wird vielfach auf das Intriguenspiel von Helene Vacarescu zurückgeführt. Dieselbe hat bekanntlich als Hofdame der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) mit allen Mitteln versucht, den rumänischen Kronprinzen in ihre Netze zu locken, aber die Verlobung kam nicht zu Stande, und die schöne junge Hofdame wurde des Landes verwiesen. Sie hält sich jetzt in Sofia auf und soll mit dem revolutionären Komite daselbst, welches dem König Karl von Rumänien den Untergang geschworen hat, in enger Verbindung stehen.

In Weimar ist der Schriftsteller Friedrich Nietzsche einem Schlagfluß erlegen. Er hat ein Alter von 56 Jahren erreicht, von denen er die letzten elf Jahre in der Landesirrenanstalt zu Jena verbracht hat. (Nietzsche wurde zu Röcken, bei Lützen, geboren, besuchte die Landesschule Pforta und studirte in Bonn und Leipzig klassische Philologie. Gleich nach seiner Promotion, 1869, erhielt er die Professur der klassischen Philologie an der Universität Basel, die er zehn Jahre lang bekleidete. Während dieser Zeit schrieb er, damals schon als Sonderling bekannt, eine Anzahl größerer Werke, von denen „Unzeitgemäße Betrachtungen" und „Menschliches, Allzumenschliches, ein Buch für freie Geister", die bekanntesten sind. Ein schweres Augenleiden und eine damit verbundene Ueberreizung des Gehirns nöthigten ihn, 1879 die Professur niederzulegen. Nietzsche führte dann ein unstätes Wanderleben, bis er allgemach gänzlich dem Wahnsinn verfiel.)

Halbamtlich ist angekündigt worden, daß die Pariser Weltausstellung bis zum 30. November verlängert werden wird.

Der Bühnendichter Adolf L'Arronge betrauert den Tod seines Schwiegervaters, der in Hamburg beim Aufspringen auf einen Bahnzug, der sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, so unglücklich abstürzte, daß er dabei getödtet wurde.

Bekanntlich hat der Kaiser vor einigen Wochen eine Belohnung von 1000 Taels für jeden in Peking befreiten Europäer ausgesetzt, und in verschiedenen hiesigen Zeitungen wird jetzt leise angefragt, ob er dieses Versprechen nunmehr auch einlösen wolle. Die Geschichte würde dem Kaiser das nette Sümmchen von 1 Million Dollars kosten.

Kaiser Wilhelm hat den Maler Cossack ersucht, mit dem Grafen Waldersee nach China zu gehen, um daselbst Schlachtenbilder anzufertigen, doch lehnte derselbe mit der Begründung ab, „daß er anderweitig zu beschäftigt sei".

Dreyfus und Picquart.

Paris, 25. Aug. Die „Libre Parole" bringt die sensationelle Nachricht, Präsident Loubet beabsichtige eine Amnestie zu proklamiren, durch welche Ex-Kapitän Dreyfus und Oberst-Leutnant Picquardt wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt werden, um dann aber sofort zu resigniren.

Inland.

Ein nasses Grab.

Drei junge Mädchen vor den Augen zahlreicher Zuschauer ertrunken.

Corry, Pa., 25. Aug. Drei junge Mädchen, Namens Maurice Carr, Pearl Palmer und Mary Conckley, haben heute Nachmittag beim Baden in Findleys See, 16 Meilen nordwestlich von hier, ein nasses Grab gefunden. Vom Ufer aus waren zahlreiche Zuschauer Augenzeugen des beklagenswerthen Unfalles, ohne indessen im Stande zu sein, den Mädchen, welche plötzlich in eine Untiefe geriethen, zu Hilfe zu eilen.

Sonntags-Hatz'.

New Orleans, La., 25. Aug. Mayor Capdeville von hier hat angeordnet, daß das Sonntags-Gesetz von nun an mit aller Strenge durchgeführt werden soll. Die Veranlassung zu dieser Verfügung haben indirekt die jüngst stattgehabten Neger-Unruhen gegeben. Der Mayor erklärte, ihm persönlich sei das Gesetz höchst unsympathisch, er hätte sich aber nicht zu helfen gewußt, denn der offene Betrieb des Sonntags-Verkaufs habe den Temperenzlern eine Handhabe zu Hetzereien gegeben, die ihm eventuell die Stellung kosten könnten. Polizei-Superintendent Gaster versprach, das Gesetz mit aller ihm zu Gebote stehender Macht zur Durchführung bringen zu wollen, zu gleicher Zeit jedoch besaß er den Muth zu sagen, daß seiner Ansicht nach die Maßregel äußerst schädlich wirken werde und auf die Dauer überhaupt nicht haltbar sei. Infolge der letzteren Bemerkungen sieht man schon jetzt, ehe doch der Kreuzzug begonnen hat, einer schnellen Beendigung desselben entgegen.

Kein Turnunterricht mehr.

St. Joseph, Mo., 25. August. Der hiesige Schulrath hat dem Deutschthum einen ebenso schweren wie unerwarteten Schlag versetzt, indem er beschlossen, für das bevorstehende Unterrichtsjahr keinen Turnlehrer anzustellen. Die deutschen Vereine hatten so kräftig für die Beibehaltung des Turnunterrichts agitirt, daß eine Nichtbeachtung der Forderungen für nahezu unmöglich gehalten wurde. Die Entrüstung ist um so größer, als der fadenscheinige Vorwand, es sei kein Geld für derartige Zwecke vorhanden, durch die Thatsache widerlegt worden ist, daß der Schulrath für ganz unnöthige Anschaffungen $800 bewilligt, eine Summe, die mehr als genügend gewesen wäre für die Besoldung eines Turnlehrers.

Ein Unglücks-Klub.

Camden, N. J., 25. Aug. Von den 22 Mitgliedern eines Jungmänner-Klubs, der hier vor einigen Jahren gegründet wurde, sind jetzt nur noch 5 am Leben, und das Merkwürdige ist, daß alle Verstorbenen innerhalb der letzten 4 Jahre durch Unglücksfälle ihren Tod fanden. Sechs ertranken, zwei wurden erschossen, vier fielen dem Eisenbahn-Moloch zum Opfer, einer brach bei einem Falle das Genick, ein anderer starb an Blutvergiftung, ein dritter an Brühwunden, ein weiterer erstickte und heute starb der 17., ein noch junger Mann, Namens John Gibbs, am Starrkrampf infolge einer kleinen Wunde.

Der Bundes-Zensus.

Washington, D. C., 25. Aug. Die nachverzeichneten Städte haben laut dem jüngsten Zensus die folgende Einwohnerzahl im Vergleich zu 1890:

Städte.	1900	1890
Kansas City	163,756	132,716
Kansas City, Kansas	51,418	38,316
Newark	246,070	181,830
Allegheny City, Pa.	129,896	105,287
Pittsburg, Pa.	321,616	238,617

Baseball-Nachrichten.

„National League".

New York, 25. August. In dem heutigen Baseball-Wettspiel zwischen den New Yorkern und den Philadelphiaern siegten die Letzteren. 3000 Personen wohnten dem Spiel bei, das 2 Stunden und 30 Minuten dauerte.

Boston, 25. August. Die Bostoner siegten im heutigen Baseball-Wettspiel vollständig über die Brooklyner. Sie gewannen in 8 Gängen, ihre Gegner in gar keinem.

„American League."

Die Samstagsspiele dieser Liga hatten folgendes Ergebniß:

Die Chicagoer siegten über die Kansas Cityer; Erstere gewannen zwar nur in einem Gang, Letztere aber in gar keinem. (Das Spiel fand im Chicagoer „Southside Ball Park" an 37. Straße und Wentworth Ave. statt.)

Zu Cleveland wurden die Clevelander von den Buffaloern besiegt; Letztere gewannen in 2 Gängen, die Clevelander in 1.

Die Milwaukeer siegten in ihrer Heimathstadt über die Minneapoliser mit 9 gegen 6.

Muthmaßliches Wetter.

Heller Sonnenschein für das Veteranenfest.

Washington: D. C., 26. Aug.: Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Schön im nördlichen Theile am Sonntag, im südlichen Theile dagegen örtliche Regenschauer. Montag schön und wärmer; lebhafte Südwest-Winde.

Der Held von Santjago.

Admiral Schley wird angeblich innerhalb eines Monats „pensionirt".

Washington, 25. Aug. Volle sechs Monate hat die Long-Crowninshield-Clique es ausgehalten, ohne auf den einzigen wirklichen Helden des spanisch-amerikanischen Krieges, den Kontre-Admiral Schley, Koth zu werfen und ihn zu chikaniren. Als seiner Zeit durch's ganze Land ein Protest gegen die Bevorzugung des Günstlings Sampson brauste, da hielt die Administration es für angebracht, der Strömung der Volksmeinung Rechnung zu tragen, und man schubste den Helden, den man anfänglich zu pensioniren gedachte, mit einem lächerlich kleinen Geschwader nach Südafrika ab. Nun scheint Schley vollständig „abgeschlachtet" werden zu sollen. Vom Marineministerium aus wird nämlich offiziös angekündigt, es sei die Absicht des Präsidenten, den heldenmüthigen Schley mit vollem Solde in den Ruhestand zu versetzen. Als Grund wird angegeben, daß die Gesundheit des noch gar nicht so alten Admirals dessen längeres Verbleiben im aktiven Dienste unmöglich mache. Wer den wackeren Helden vor einem Jahre bei der New Yorker Dewey-Parade in seiner vollen Manneskraft sah, wird nicht glauben, daß er so über Nacht zum altersschwachen Greis geworden sei. Wahrscheinlich ist er den Herren in Washington „geistig" zu gewaltig und trotz aller Intriguen im ganzen Lande zu populär.

Den Schlüssel zu dem neuesten Winkelzug gegen den Ehrenmann bildet vielleicht die Meldung einer westlichen republikanischen Zeitung. Diese wußte, scheinbar den Helden preisend, zu berichten: „Admiral Schley erklärte, ehe er seine Kreuzfahrt nach Südafrika antrat, einem Berichterstatter: Er befolge als Soldat und Seemann die ihm gegebenen Befehle, sei jedoch mit der Eroberungspolitik McKinleys absolut nicht einverstanden".

Raub am hellen Tage.

Watertown, N. Y., 25. August. — Die gesammte hiesige Polizei fahndet auf einen Wegelagerer, der bei hellem Tage, in einer der belebtesten Straßen der Stadt, Fräulein Jennie Jewett von Fulton Chain überfiel, ihr die Hände auf den Rücken band, die Börse stahl, in der sich eine beträchtliche Summe Geld befand, und verschwand.

Fräulein Jewett war so erschrocken, daß sie in Krämpfe verfiel und nur schwer zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Man vermuthet in dem Räuber einen Burschen, der erst kürzlich aus dem Gefängniß entlassen wurde, wo er einen Termin wegen eines ähnlichen Raubanfalles abgesessen.

Automobile im Postdienst.

New York, 25. Aug. Das Automobil-Fieber hat nun auch die Post ergriffen und es werden daher jetzt hier und in Washington Versuche gemacht, das Einsammeln der Briefschaften von den Briefkästen mit kleinen elektrischen Wagen zu besorgen. Die Versuche werden auf verschiedenen Routen gemacht, und falls sich eine große Zeitersparniß ergeben sollte, wird die Regierung wahrscheinlich New York und eine Anzahl anderer großer Städte mit derartigen Fuhrwerken zu Einsammelzwecken versehen. Die in Washington im Gebrauch befindliche Maschine hat 25 Minuten in jeder Stunde erspart und die hiesigen Postbehörden hoffen, hier dasselbe zu erreichen.

Am Roulette.

New York, 25. August. Maurice B. Mendham, der Senior-Mitglied der Maklerfirma Mendham Bros., hat in Ullmans New York Klub „Haare lassen müssen". Er hatte sich bei einem Spielchen am Roulette betheiligt, und war, da er die Bank sprengen wollte, gehörig in's Zeug gegangen. Die Glücksgöttin ist aber eine sehr launische Dame, denn nachdem sie ihm eine Zeit lang gelächelt, drehte sie ihm wieder den Rücken, und nach Verlauf von vier Stunden war Mendham mit $8000 im Verlust. Er hatte sein Vergnügen somit mit $2000 per Stunde bezahlt.

Unnöthige Aufregung.

Omaha, Neb., 26. Aug. Der Eisenarbeiter Wm. M. Williams, der gestern auf die Information hin festgenommen wurde, einen Mordanfall auf William J. Bryan, den demokratischen Präsidentschafts-Kandidaten im Schilde zu führen, hat wieder auf freien Fuß gesetzt werden müssen, da die Anklage nicht aufrecht erhalten werden konnte. Die Polizei ist der Ansicht, daß Williams das Opfer eines Denunzianten wurde, der ihm übel mitspielen wollte.

Doppelter Raubmord.

Freeport, Ill., 25. August. Das in der Nähe von Buena Vista, zwölf Meilen von hier, ansässige betagte Ehepaar John Bobb ist in vergangener Nacht von einem Raubgesellen ermordet worden, doch wurden die Leichen erst heute Mittag aufgefunden. Von dem verruchten Thäter fehlt bis jetzt jede Spur.

Dampfernachrichten.

Abgegangen.

New York: [illegible], nach Queenstown; [illegible] dam, nach Rotterdam; Ethiopia, nach Glasgow; [illegible] zico, nach Havana.

Lokalbericht.

Keine Einverleibung.

Die ländlichen Towns wollen sich nicht von der Großstadt verschlingen lassen.

Lieber wollen sie ein County für sich bilden.

Der Verunreinigung des Flusses soll ein Ende gemacht werden.

Vertreter der verschiedenen Towns in Cook County, welche sich von der Großstadt nicht verschlingen lassen wollen, hielten gestern im Countygebäude eine Versammlung ab, nachdem sie sich schon vor mehreren Wochen auf den Grundsatz hin organisirt hatten, daß sie sich dem Gemeinwesen von Chicago nie anschließen und im Nothfall der Legislatur einen Gesetzentwurf unterbreiten würden, welcher ihnen gestattet, außerhalb der Stadtgrenzen ein besonderes County zu bilden. Senator John Humphrey und County-Kommissär Strckmann sprachen in diesem Sinne besonders scharf aus und der Erstere erklärte, daß er die Annexionsgelüste der Civic Federation überall, besonders aber in der Gesetzgebung bekämpfen wolle. Es waren im Ganzen 26 Towns vertreten und William Thiemann führte den Vorsitz. Derselbe erklärte, daß die Farmer die natürlichen Gegner der Annexion seien, da sie schwerlich Lust hätten, die Lasten der städtischen Regierung mit tragen zu helfen. Auch County-Kommissär Hoffmann gab der Ansicht Ausdruck, daß die Einverleibung eine Erhöhung der Steuerlasten bedeute. Als die Versammlung sich vertagte, wurde es dem Vorsitzenden überlassen, die nächste Versammlung zu berufen.

* * *

Der Verunreinigung des Chicagoer Flusses durch allerlei Abfall soll sofort Halt geboten werden. Hafen-Ingenieur Robert B. Wilcox hat es den Eigenthümern der verschiedenen Gebäude an S. Water und Market Straße zur Pflicht gemacht, darauf zu achten, daß ihre Angestellten keine Abfälle irgend welcher Art in den Fluß werfen. Zuwiderhandelnde sollen sofort eingesteckt und nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden. Polizeichef Kipley ist angewiesen worden, eine besondere Polizei-Abtheilung mit der Bewachung des Flusses zu beauftragen und die Uebertreter der Verordnung sofort in Haft zu nehmen.

Herr Wilcox hat die Wahrnehmung gemacht, daß die jungen Mädchen und andere Angestellte, welche in den Fabriken am Flußufer beschäftigt sind, ihre Speisereste in's Wasser werfen. Auch diese werden verhaftet, sobald sie dabei betroffen werden.

* * *

Mayor Harrison kam gestern aus den Sommerferien zurück und entzog seinem Stellvertreter Walker die Zügel der Regierung. Er will jetzt in Chicago bleiben und höchstens an Sonntagen in die Umgegend reisen. Was die mehrfach erwähnte Spezialsitzung des Stadtraths anbetrifft, so hält er eine solche nicht für nothwendig, da es vollständig genügend sei, wenn der Stadtkämmerer die nothwendig gewordenen Beschneidungen der Budgets mache. Unter seinen Briefen fand der Mayor eine Aufforderung des Vorsitzenden Jones vom demokratischen Nationalkomite, während der bevorstehenden Wahlkampagne in verschiedenen Staaten Reden zu halten. Der Mayor sprach sich vorläufig nicht darüber aus, ob er der Aufforderung Folge geben wolle.

* * *

Die Bau-Inspektoren Peters und Barry untersuchten gestern die verschiedenen Tribünen und Bänke für die Zuschauer, welche an der Marschlinie der Veteranen errichtet sind. Sie fanden, daß die großen Tribünen durchaus [illegible]cher seien, dagegen sahen sie sich be[illegible]ffs der kleineren Sitzgelegenheiten [illegible]thigt, an verschiedenen Stellen [illegible] Stützen anzuordnen.

Mayor Harrison hat an die Chicago, [M]ilwaukee & St. Paul-Bahn, welche [b]ekanntlich in Widerspruch mit der [st]ädtischen Verordnung ihre Kreuzun[gen] in Rogers Park nicht durch Wäch[ter] beaufsichtigen läßt, den folgenden [Bri]ef gerichtet: „Meine Herren! — Es wurde mir mitgetheilt, daß infolge Ihrer Nichtbefolgung der Verordnung, die Eisenbahnkreuzungen bewachen zu lassen, auf der Evanston Division Ihrer Bahn sich verschiedene Unglücksfälle ereigneten. Da nun augenblicklich die städtische Polizei die Wächterdienste versieht, welche das Gesetz Ihnen zur Pflicht macht, so ersuche ich Sie, sofort Schritte zu thun, welche mit dem Gesetz im Einklang stehen und dem Publikum den nöthigen Schutz gewähren. Setzen Sie mich gefälligst bis Montag Mittag in Kenntniß davon, was Sie in dieser Richtung gethan, damit ich weiß, ob ich genöthigt bin, weitere Mittel in Anwendung zu bringen, welche eine Wiederholung solcher Ereignisse verhindern, für welche Sie verantwortlich sind. Carter H. Harrison, Mayor."

Die Aldermen Bennett, Mayor und Herrmann examinirten gestern in praktischer Weise, während sie im Wasseramt fingirte Wassersteuern bezahlten und Quittungen dafür entgegennahmen, 11 Leute, welche sich um die Stellung eines Kassirers im Wasseramt bewarben. Außerdem mußten die Bewerber eine Anzahl von Fragen beantworten, welche sich auf das Buchführen bezogen.

* Heute feiert Dr Jos. Levy, 166 Center Str., seinen 89. Geburtstag. „Die Gesellschaft der Gerechtigkeit", unter der Leitung des Herrn S. Rawisch, und seine Landsleute im Allgemeinen — Dr. Levy ist ein Breslauer — haben ihm für den heutigen Tag eine besondere Ueberraschung zugedacht.

Wittwe Herrick

Benachrichtigt ihre beiden Brüder betreffs ihres Familien-Trubels.

Fürchtet keine Verhaftung, da sie unschuldig ist.

Frau Magdalena Herrick, die Wittwe des Mannes, der vor zwei Wochen von dem Schaukelstuhle, in welchem er saß, todt zu Boden fiel, hatte, auf demselben Stuhle sitzend, gestern Abend eine Unterredung mit einem Berichterstatter auf der „Porch" vor ihrer Wohnung, No. 4405 Champlain Ave. Frau Herrick hatte die Trauerkleider abgelegt und trug ein einfaches blaues Tuchkleid und lilafarbige Sommerbluse.

Im Laufe der Unterhaltung erklärte sie, des Tags über sehr beschäftigt gewesen zu sein, ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sagte noch, „ich bin so froh, etwas zu thun zu haben, was mich beschäftigt hält". Sie sprach von den Kindern, welche auf der Straße spielten, von der Güte ihrer Freunde und der kleinen Edna, einem kleinen Mädchen, welches sich bei ihr aufhält. In keiner Weise erwähnte sie ihres Kummers oder der Familien ihrer beiden Gatten, welche sie verloren hat.

Als sie befragt wurde, was sie beabsichtige, anzufangen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, antwortete sie mit einem Anfluge von Unschuld: „Ich werde mich als Kleidermacherin versuchen, auch möchte ich gerne meine oberen Zimmer vermiethen, glauben Sie, es wird mir gelingen?"

„Warum haben Sie bei der Coroners-Untersuchung nicht gesprochen?" lautete die Frage des Berichterstatters.

Augenblicklich nahm der Gesichtsausdruck der Frau eine andere Form an. Ein abweisender, herber Zug kam zum Vorschein und ihre Augen schienen unbeweglich zu sein. In dieser einen Sekunde schien die Wittwe um Jahre gealtert zu sein.

„Ich weiß nicht, ich konnte nicht reden. Ich war wie betäubt und mein Kopf dröhnte, ich konnte keine Gedanken fassen."

„Fürchten Sie nicht, verhaftet zu werden?" — Keine Muskel ihres Gesichtes bewegte sich.

„Nein, warum sollte ich mich ängstigen, ich bin unschuldig." entgegnete sie.

Als die Frage gestellt wurde, ob sie beabsichtige, eine Schadenersatzklage gegen ihren Stiefsohn E. T. Herrick einzuleiten, wurde die Wittwe bitter und sagte, daß sie daran nicht denke. Sie begann von ihren Angelegenheiten zu sprechen, doch brach sie dann auch dieses Thema ab, Kopfschmerz vorschützend. Sie schien leidend zu sein und hielt die Hand vor ihren Kopf.

Nur so oft das Thema der verschiedenen Todesfälle in ihrer Familie und unter ihren Freunden berührt wurde, weigerte sie sich, darüber zu sprechen. Abgesehen von der Blässe ihres Gesichtes und den ein wenig eingefallenen Backen, sind an Frau Herrick wenig Spuren von dem, was sie in den letzten zwei Wochen erlebt hat, zu bemerken. Nur wenn der Name eines ihrer beiden Gatten erwähnt wird, scheint sie eine andere Frau zu sein, als welche sie vor zwei Wochen noch erschien.

Die Wittwe sagt, sie habe ihre beiden Brüder von ihrer Lage benachrichtigt. Der Eine, Henry Kirner, wohnt in San Francisco, während der Andere, John Kirner, in Sequin, Wash., wohnt.

Einbrecher und angebliche Hehler verhaftet.

In der Zentral-Polizeistation befinden sich fünf Personen in Haft, welche mit einem Einbruche, welcher unlängst in der Wohnung des R. H. McElwee No. 400 Ontario Str., verübt wurde, in Verbindung gebracht werden; drei derselben werden des Einbruchs und zwei der Hehlerei beschuldigt. In der Wohnung McElwees wurde am vergangenen Montag Abend eine Partie Kleider und Juwelen mittelst Einbruchs gestohlen. Die Angelegenheit wurde dem Chef der Geheimpolizei, Colloran, unterbreitet, der noch am selben Tage die Geheimpolizisten Cudmore, Hanley, King und Hagarmann mit dem Fall betraute. Bald darauf brachten sie Albert Jackson mit dem Einbruch in Verbindung und nahmen ihn fest. Von diesem erhielten sie dann Information, welche zur Verhaftung der Mitschuldigen führte; dieselben sind die Neger Fred Adams und William Jones. Die anderen Gefangenen sind die Pfandleiher A. Levy, 279 Clark Straße, und Frau J. Cooper, 375 Clark Straße. Diese sollen einen Theil der gestohlenen Waare gekauft, ohne der Polizei darüber Bericht erstattet zu haben.

Automaten-Raub.

Gestern Abend stattete vier Kerle, die sich als Konstabler ausgaben, dem Schuhputzer-Parlor von Otto H. Bewersdorf, 327 Dearborn Str., einen Besuch ab und befahlen dem Eigenthümer, seinen Automaten herauszugeben. Einer derselben hatte ein Stück Papier in der Hand, welches seiner Angabe zufolge ein Haftbefehl war, doch weigerte er sich, denselben vorzulesen. Als einer der Eindringlinge die Maschine wegnehmen wollte, widersetzte sich Bewersdorf, fügte sich aber, als man ihn mit einem Revolver bedrohte. Die Raubgesellen entfernten sich mit dem Automaten und Bewersdorf meldete den Fall dem Kapt. Mahoney, der einige Polizisten beauftragte, die Spur der Uebelthäter aufzufinden.

Kurz und Neu.

* Jacob Francis wurde gestern von Richter Holdom aus der Haft entlassen, nachdem er seiner Gattin die rückständigen Alimente ausgezahlt hatte.

Fahnenflucht.

Die farbigen Parteigenossen der Republikaner drohen mit Abfall.

Die Republikaner sehen der Konvention in Indianapolis mit Besorgniß entgegen.

Ehemalige Republikaner gründen einen demokratischen Klub.

Die Republikaner fangen nach und nach an, sich der Thatsache bewußt zu werden, daß die Demokraten sich sehr energisch und, wie es scheint, nicht ganz erfolglos um das Votum der farbigen Bevölkerung bemühen. Im Laufe der bevorstehenden Woche findet in Indianapolis der Konvent des Afro-American Council statt und gewisse Anzeichen deuten schon jetzt darauf hin, daß die Erbitterung, welche unter der farbigen Bevölkerung gegen die Administration herrscht, von den Demokraten in geschickter Weise ausgebeutet wurde und eine Erklärung der Konvention zu Gunsten Bryans keineswegs zu den unmöglichen Dingen gehört. Die League ist nicht auf einer politischen Basis organisirt, doch wurden die Mitglieder von jeher als ein Anhängsel der republikanischen Partei angesehen. Die Zeiten jedoch, wo die Farbigen der großen Mehrzahl nach republikanisch stimmten, scheinen vorbei zu sein. Sie sind ihrer festen Ueberzeugung nach jedesmal bei der Vertheilung der Aemter zu kurz gekommen, und diese Unterlassungssünde verzeihen die Farbigen so wenig, wie die Weißen. Es sind indeß nicht blos die enttäuschten Aemterjäger, welche die Administration bekämpfen. Die wenig schmeichelhaften Bemerkungen Roosevelts betreffs der Betheiligung der farbigen Truppen bei der Erstürmung von San Juan haben den Rassenstolz der Farbigen in hohem Grade verletzt und die Haltung des Präsidenten McKinley, die Lynchmorde im Süden betreffend, hat großes Mißfallen erregt.

J. Milton Turner von St. Louis, einer der besten Redner der Farbigen, welcher unter dem Präsidenten Grant Gesandter der Ver. Staaten in Liberia war, wird jedenfalls den Versuch machen, die Konvention zu Gunsten der Demokraten zu stimmen. Er ist seit mehreren Wochen damit beschäftigt gewesen, in dieser Richtung Propaganda zu machen und es heißt, daß eine große Anzahl angesehener Rassegenossen sich ihm angeschlossen habe. Da die Republikaner sich entschlossen haben, den Demokraten in der Konvention jeden Schritt streitig zu machen, so darf man sich auf einen erbitterten Kampf gefaßt machen. Herr Payne vom republikanischen Nationalkomite, gab die Möglichkeit, daß die Konvention sich für Bryan und Stevenson erklären werde, zu, meinte aber, daß die Republikaner dadurch nicht den geringsten Verlust erleiden würden, weil der Abfall der Farbigen im Norden den Uebertritt von mindestens ebenso vielen Weißen des Südens zur Folge haben werde.

* * *

Die Häupter der populistischen Partei werden morgen in Chicago eine Zusammenkunft abhalten, um die Frage betreffs des Kandidaten für das Amt des Vize-Präsidenten endgiltig zu erledigen. Sie werden an Stelle von Charles A. Towne Adlai E. Stevenson setzen, und da sie Bryan bereits anerkannt haben, werden sie somit die demokratischen Kandidaten zu den ihrigen machen. Man glaubt nicht, daß in der Versammlung die geringste Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt herrschen wird.

* * *

Ein nicht ganz gewöhnlicher Klub wurde in dem Hause Nr. 4724 Evans Ave., in der 32. Ward, gegründet. Derselbe führt den Namen „Democratic Anti-Imperialistic Club", und besteht fast nur aus ehemaligen Republikanern, Advokaten, Geschäftsleuten und Aerzten, welche keine Lust haben, für McKinley zu stimmen, weil sie Gegner der Trusts und der Militärherrschaft sind. In der angenommenen Resolution erklären die Mitglieder des Klubs, daß der von den Republikanern verfochtene Grundsatz, wonach Länder, welche angeblich auf konstitutionellem Wege erworben wurden, außerhalb unserer Konstitution regiert werden sollten, sich ihres Beifalles so wenig erfreuen, daß sie sich entschlossen hätten, zur demokratischen Partei überzutreten und eine solche Politik unter allen Umständen zu bekämpfen.

* * *

Der eigentliche Wahlkampf, d. h. die Abhaltung der Massenversammlung, fängt zwar erst in der nächsten Woche an, aber der Versandt der Kampagneliteratur ist auf beiden Hauptquartieren im vollen Gange. Von dem Gewicht dieser Literatur im buchstäblichen Sinne wissen die Postbeamten ein Lied zu singen. Auch ist die Zahl der Postsachen, welche aus allen Windrichtungen den Hauptquartieren zuströmen, eine ziemlich hohe. Unter den Briefen befinden sich nicht wenige, deren Absender den Parteiführern wohlgemeinte Winke zu geben suchen oder eine Erklärung darüber bringen, weshalb sie ihre Gesinnung wechselten. Daß es hierbei nicht an allerlei verrückten Ansichten und Rathschlägen fehlt, ist selbstverständlich.

Kurz und Neu.

* Gelegentlich der Untersuchung des Coroners, den Tod des Polen Andrew Mondrowski betreffend, erklärte Dr. Kazrowski, welcher sich geweigert hatte, einen Todtenschein auszustellen, weil der Tod infolge Aderlassens einer unberufenen Person erfolgt war, daß das Aderlassen unter den Polen allgemein in Gebrauch wäre und fügte hinzu, daß dieser fast veraltete Gebrauch überhaupt wieder eingeführt werde, da die besten Aerzte sich wieder dafür erklärten.

„Dr." Dowie's Trubel.

Dem Zioniten soll die Rückkehr nach Amerika unter dem Einwanderungsgesetze verboten werden.

Die Gegner des „Doktors" stellen Nachforschungen für den Grund seiner Gefangenschaft in Australien an.

Wenn „Dr." John Alexander Dowie nach den westlichen Gestaden von seiner Europareise zurückkehren wird, so dürfte er vielleicht einer Opposition gegenüberstehen, in einer Form, welcher er bisher immer noch entgangen ist. „Dr." Dowie, „Overseer" Piper, „Evangelist" Fischer und die „Elders" Fochler, McFarlane, McClurkin, Kennedy und Stevens sind alle von der Grand Jury in Mansfield, O., in Anklagezustand versetzt worden.

Die Anklage beruht auf kriminellen Injurien, welche von der Kanzel herab und in Dowies amtlichem Organ Veröffentlichung gefunden haben sollen.

Bisher haben noch keine Verhaftungen in Verbindung mit der Anklage stattgefunden, doch will man den „Doktor" bei seiner Rückkehr von Europa gleich am Dampferpier in Empfang nehmen. Gleichzeitig hat eine Anzahl Chicagoer Bürger, die dem „Doktor" nicht hold ist, im Sinne, ihn unter dem Einwanderungsgesetz von der Rückkehr nach den Vereinigten Staaten auszuschließen. Obwohl Dowie seit zehn Jahren in gewisser Beziehung eine hervorragende Rolle in Chicago gespielt hat, so ist er doch noch nicht Bürger der Ver. Staaten, und bei seiner Rückkehr will man ihn denselben Bedingungen unterwerfen, welche die Einwanderungsgesetze allen um Zulaß nachsuchenden Applikanten von fremden Ländern vorschreiben.

Es ist häufig die Beschuldigung gegen ihn erhoben worden, er sei in Australien wegen eines schweren Vergehens im Gefängniß gewesen, und während nun der „General Overseer" zugibt, in Australien eingesperrt gewesen zu sein, so hat er doch niemals der Umstände oder der Beschuldigung Erwähnung gethan, unter welchen er mit den Behörden in Konflikt gerathen war.

Diese Angelegenheit wird gegenwärtig untersucht, um eventuell gegen seine Zulassung auf den Grund hin, daß er in einem fremden Lande eines Verbrechens überführt worden sei, zu protestiren, das heißt, wenn die Thatsachen einen solchen Schritt rechtfertigen sollten.

Dowie's Adjutanten haben soeben die zweite Nummer der „Coming City" herausgegeben, einer Broschüre, welche dem Zwecke dient, den Verkauf von Aktien im Betrage von $400,000 in „Zion" Spitzen-Industrien fördern zu helfen, ferner ist in der Broschüre ein Appell an die Gläubigen gerichtet, ihre Gelder in Zion-Banken zu hinterlegen.

Vaterfreuden.

Verschiedene Mitglieder der Polizeimannschaft in den Stockyards trugen gestern auf ihren Gesichtern ein so breites Lächeln zur Schau, daß der Mund nahe daran war, mit den Ohren nähere Bekanntschaft zu machen. Dieser stille Jubel fand keineswegs seinen Grund darin, daß Polizist Sheehan mit großer Geistesgegenwart ein durchgehendes Fuhrwerk angehalten oder Polizist Hanrahan zwei schlaue Spitzbuben gefangen hatte. Die Sache lag tiefer. Es war die Nachricht angekommen, daß die Familie der Stockyards-Polizisten sich um fünf neue Mitglieder vermehrt hatten und außerdem, daß zwei Blauröcke mit Zwillingen beschenkt worden wären. Schon früh am Morgen kündigte James Reilly, 63. Str. und Western Ave., an, daß zwei kleine Mädchen seit einigen Stunden sein Heim verschönerten und bald darauf konnte sein Kollege William Ryan berichten, daß er ebenfalls der glückliche Vater eines Zwillingspaares, und zwar eines Knaben und Mädchens, geworden sei. Die Reihe der glücklichen Väter wurde durch eine Telegraphenbotschaft des Sergeanten Daly vermehrt, welcher aber nur „einfacher" Vater geworden war und mit seiner Nachricht keine besondere Aufregung hervorrief.

Unglücksfälle.

Als der Zimmermann Charles Olson, von No. 396 Sangamon Straße, gestern Nachmittag mit der Ausbesserung des Dachs eines Stalles hinter dem Hause No. 161 N. May Straße, beschäftigt war, stürzte er von dem Gerüst, auf welchem er stand, etwa 20 Fuß tief hinunter, wobei er das Schulterblatt brach und Verletzungen an den Händen und im Gesicht davontrug. Man brachte ihn nach Hause.

Albert Jaeger, von No. 131 S. Morgan Str., wollte gestern auf der Kreuzung der Blue Island Ave. und 12. Str. von einer Car springen, als er hinstürzte und zwei Schädelwunden empfing. Er wurde in seiner Wohnung der Pflege eines Arztes übergeben.

Der Bremser John Banks, ein Angestellter der Wabash-Bahn, wurde gestern, als er zwischen der 46. und 47. Straße bei der Zusammenstellung eines Zuges behilflich war, von einer Lokomotive, deren Herannahen er nicht gesehen, überfahren und so schwer verletzt, daß er eine Stunde darauf im Englewood-Hospital sein Leben aushauchte. Er wohnte in Delray, Mich.

Bankerott-Erklärungen.

Im Bundes-Distriktsgericht reichten die nachgenannten Personen ihre Bankerott-Erklärungen ein:

William H. Halling, Verbindlichkeiten, $363; Bestände, $320. John B. Cheney, Verbindlichkeiten, $4144.50; Bestände, $391. Charles E. McClanathan, Verbindlichkeiten, $194.37; Bestände, $200. Abbott Travison, Verbindlichkeiten, $4248; Bestände, $324.

Eigenthümliches Geschäft.

Durch einen Einhaltsbefehl kommt ein komplizirtes Geschäfts-Verfahren an's Licht.

Richter Holdom hat den Einhaltsbefehl aufgehoben, durch welchen die Polizei daran verhindert werden sollte, George Tresher, der unter dem Firmennamen „The Railway Ticket Company" in No. 225 Dearborn Straße, ein Geschäft mit Straßenbahn-Tickets nach dem Coupon-System betrieb, in diesem Erwerb zu stören.

Das Gesuch zur Aufhebung des Einhaltsbefehls wurde dem Richter vom Hilfs-Korporationsanwalt R. B. Mason unterbreitet. Der Einhaltsbefehl wurde erlassen, ohne daß die Stadt davon in Kenntniß gesetzt worden war. Aus diesem Grunde ließ der Richter den Befehl eintragen, den Einhaltsbefehl aufzuheben.

Der Anwalt Treshers stellte daraufhin sofort ein neues Gesuch an den Richter, um einen Einhaltsbefehl, wofür das Verhör auf Montag anberaumt ist.

Anwalt Mason gibt an, daß dieser Coupon-Verkaufs-Plan der Natur nach wie eine endlose Kette wirke. Der Plan des Ticket-Verkaufs bestehe in dem Ankauf eines einfachen Buches, welches drei Coupons enthält. Das Buch wird für $2 verkauft und von dem Käufer wird erwartet, daß er drei Coupons, welche es enthält, für 50 Cents das Stück absetzt. Diese drei Coupons werden von der „Company" als Anzahlungspreis von 50 Cents für andere Couponbücher angenommen. Sobald die drei Coupons der „Company" zurückgestellt werden, ist der Inhaber des Originalbuches zu Fahrkarten auf den Straßenbahnen im Betrage von 3 Dollars berechtigt. Schriftliche und beschworene Angaben wurden unterbreitet, denen zufolge die Firma hauptsächlich unter den Angestellten der Departement-Läden manipulirte. Es heißt, die Käufer waren bezüglich der Art und Weise des Systems, welches die Polizei als betrügerisch erachtet, im Unklaren.

Die Mutter geht vor.

Richter Holdom gibt Elisabeth Kunow ihren Säugling zurück.

„Ein Kind darf nicht wie eine Waare behandelt werden. Falls es nicht erwiesen ist, daß die Mutter zu seiner Pflege nicht geeignet ist, behält sie es, da ihr Anspruch vorgeht."

Mit diesen Worten gab gestern Richter Holdom Elisabeth Kunow ihren zehn Monate alten Säugling zurück, den die „American Home Finding Association" bei Jacob Young, 1559 47. Str., untergebracht hatte. Frau Sarah Willis, 117 22. Str., hatte das Kind der Obhut einer Polizeiwärterin anvertraut, weil die Mutter das Kostgeld nicht regelmäßig zahlte. G. K. Hoover, der Superintendent des Verbandes, der das Kleine aus der Wache geholt hatte, weigerte sich anfänglich, es auszuliefern oder seinen Aufenthaltsort zu verrathen, besann sich jedoch schließlich eines Besseren.

Die Mutter erklärte auf dem Zeugenstande, daß sie zur Zeit am Nervenfiebet im Michael Reese-Hospital darniedergelegen habe und gegenwärtig als Krankenpflegerin in einem Evanstoner Hospital $7 die Woche verdiene.

Zieht das Irrenhaus dem Zuchthause vor.

Er hatte die Wahl, entweder ins Zuchthaus oder ins Irrenhaus zu wandern, und er zog das Letztere vor. Chas. K. Gleason, der unlängst im Kriminalgericht überführt worden war, einen Einbruch verübt zu haben, wurde auf Fürsprache seiner Gattin von Richter Baker anstatt ins Zuchthaus nach Kankakee in die Irren-Anstalt geschickt. Gleason, der unlängst aus der Irren-Anstalt entsprungen ist, hatte in dem Geschäftslokal der Firma H. E. Bucklin & Co. an der Michigan Ave. am 14. Juli einen Einbruch verübt und eine Schreibmaschine gestohlen, die er dann „versilberte".

Patrick Lynch wurde von Richter Baker auf ein Jahr in die Bridewell geschickt. Er war des Diebstahls eines Pferdegeschirrs, Eigenthum des John P. Thomas, überführt worden.

Zuwachs im Lincoln Park.

Die Menagerie im Lincoln Park ist um zwei Albino Dingos, wie die wilden Hunde Australiens genannt werden, bereichert worden. Dieselben haben eine gewisse Aehnlichkeit mit der Hyäne, sind aber etwas kleiner. Herr John W. Young, Vize-Präsident der Frazer-Chalmers Company, kaufte sie in Australien, um sie dem Lincoln Park zum Geschenk zu machen. Bis vor kurzer Zeit glaubte man, daß der Dingo ein Haushund sei, der in den Zustand der Wildheit zurückkehrte, doch haben neue Forschungen ergeben, daß er der Wolfsfamilie angehört.

Superintendent Redieske hat in Ontario, Canada, um die Ueberlassung einiger Bieber für den Lincoln Park gebeten und glaubt, daß seine Bitte erfüllt werden wird.

* Nach einer Abwesenheit von 3 Monaten, die er in Europa, größtentheils in Deutschland, zubrachte, kehrte Kapitän Schuettler gestern nach Chicago zurück und wurde auf der Revierwache der Sheffield Ave. von seinen Freunden und Untergebenen warm empfangen. Ein aus Rosen hergestelltes Hufeisen, welches 5 Fuß hoch war und die aus Immortellen hergestellte Inschrift: "Welcome home" trug, wurde ihm von der Mannschaft zum Geschenk gemacht, worauf der stellvertretende Kapt. O'Connor eine Ansprache hielt und dem Heimgekehrten die Zügel der Regierung wieder übergab. Hierauf hielt Kapt. Schüttler einen Empfang ab und erzählte von seinen Reisen.

Verhaftung mit Hindernissen.

Im Mittelpunkte der Stadt wird eine Bauernfänger-Bude von der Polizei ausgehaben.

Anlaß gab ein Unerfahrener, der um $300 bemogelt worden war.

Die Geheimpolizisten der Zentral-Polizeistation machten gestern eine Razzia auf eine Lokalität im zweiten Stockwerk des Gebäudes Nr. 177 La Salle Straße. Das geschah auf die Beschwerde eines jungen Apothekers, Namens Robert Mathews, hin, der erklärt, von Bauernfängern, die ihm unter dem Vorwande, genaue Auskunft über die in den Wettrennen siegreichen Pferde geben zu können, um $300 betrogen worden zu sein. Die Geheimpolizisten erbrachen die Thüre und verschafften sich so Einlaß in das Innere des Platzes. Bei dem Erscheinen der Geheimen herrschte Chaos im Innern, denn die Insassen des Platzes, H. Peters, James Weston und George Carter kletterten aus den engen Fensteröffnungen hinaus auf einen schmalen Vorsprung und diesen entlang schlüpften sie durch das offene Fenster eines Nebenzimmers, wo sie sich in einen Wandschrank verkrochen. Als sie von der Polizei gefunden wurden, waren alle Drei beinahe erstickt.

Auch acht Insassen, welche Agenten für das angebliche „Poolroom" sein sollen, wurden noch festgenommen. Draußen, auf der Straße, stand eine, mehrere hundert Personen zählende Menschenmenge, als die Polizei mit dem Patrolwagen vorgefahren kam. Als dann die drei Flüchtlinge, welche ihr Leben auf dem schmalen Fenstervorsprung riskirten, der Menge sichtbar wurden, brach diese in Hurrahrufe aus.

In dem Zimmer wurde eine falsche Telegraphen-Einrichtung gefunden. Einer der Drähte lief an der Feuerleiter außerhalb dem Fenster unter das Pult und mündete in den Papierkorb unter einer Menge Kehricht. Alle Drähte waren mit Telegraphen-Apparaten verbunden, bei denen es kein Ticktack gab. Eine Anzahl Karten, auf welchen stattzufindende Wettrennen vermerkt waren, wurde nebst der ganzen Schwindel-Ausrüstung beschlagnahmt.

Eine kühne That.

Steven Mahoney rettet einem Altersgenossen von sicherem Tode.

Eine der kühnsten Thaten in Bezug auf Rettung eines Menschenlebens wurde gestern Nachmittag am Seeufer in der Nähe des Chicago Beach Hotels beobachtet. Der No. 617 53. Str. wohnende Steven Mahoney war der tapfere junge Mann, der erst 17 Jahre alt ist. Er rettete den im gleichen Alter stehenden George Fagarius von sicherem Tode und mit Gefahr des eigenen Lebens. Fagarius, der No. 4843 Prairie Ave. wohnt, und des Schwimmens unkundig ist, war schon unter dem Wasser verschwunden, als Mahoney an die Stelle hinausschwamm, wo er den jungen Mann untergehen sah, auf den Grund hinabtauchte und den bewußtlosen Jüngling an die Oberfläche und in ein Boot brachte, mittels dessen sein anscheinend lebloser Körper nach einem Boothause gebracht wurde. Dort wurde er nach kurzem Bemühen in's Leben zurückgerufen.

Vermißt.

Herr W. P. Sturges, Präsident der 1. Nationalbank in Mansfield, O., kam gestern nach dem Polizei-Hauptquartier und bat zur Auffindung seines Bruders Cary R. Sturges, der am 5. August verschwand und sich vermuthlich nach Chicago begab, um polizeiliche Hilfe. Der Vermißte ist insofern leicht zu identifiziren, als er einen Schnurrbart trägt, der auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz ist.

Die Polizei ist ferner ersucht worden, den Aufenthalt der folgenden Personen in Erfahrung zu bringen: Lester Hubert, welcher aus der Minnesota Reformschule entwich; Frau Tanner, welche aus New York verschwand; ferner Frau Meyers, welche in St. Paul, John Conrad, der in Johnstown, Pa., Charles Kana, der in Rochester, N. Y. und Archie Day, der in Springfield, Mass., gesucht wird.

Massenverwalter verlangt.

Auf Veranlassung von F. G. Cullen, Eigenthümer der Aluminium Paint and Polish Company, No. 701 W. Lake Str., wurde das Kreisgericht gestern ersucht, für die Occidental Bank, welche in No. 580 W. Madison Str. von Thomas A. Thompson und William E. Miller betrieben wird, einen Massenverwalter zu ernennen. Der Kläger macht geltend, daß er im August $300 in der Bank hatte und eine Anweisung von $14, die er zu dieser Zeit ausstellte, abgewiesen wurde. Als er schließlich mit der Bank abrechnete, war diese ihm $103 schuldig, für welche sie ihm eine Anweisung gab, die er nicht kollektiren konnte. Er behauptet, daß die Bank $100,000 Schulden und nur ein Vermögen von $5000 hat.

Kurz und Neu.

* Die Millennial Kingdom Society hält gegenwärtig unter der Aegide der Watch Tower Bible Tract Society im People's Institute, Ecke Leavitt und Van Buren Str., ihre sechste Jahresversammlung ab. Die Mitglieder dieser Glaubensgemeinschaft glauben an das tausendjährige Reich. Unter den Rednern befinden sich L. McPhail, der Vertreter des hiesigen Zweiges, R. H. Brider, O. A. Kaelitz u. A.

* Bei dem Baseballspiel der Hibbards und Edisons trugen die Ersteren den Sieg davon. Sie machten 10 Rundläufe, die Edisons nur 3. Die „Batterien" für die Hibbards waren Weber und Conklin, für die Edisons Beebe und Mulcahey.

Patricks Ehrgefühl

Und seine gute Faust.

Wie ein Porter im Great Northern Hotel dort eine Zeitlang die Situation beherrschte.

In der Office des „Great Northern Hotel" war gestern Abend der Porter Patrick Walsh, ein kleines, aber geschmeidiges Kerlchen, eine Zeit lang Herr der Situation, denn nach allen Regeln der „Kunst", welche hierzulande als „manly art" bekannt ist, verklopfte er mehrere Individuen, und hatte die Bewunderer auf seiner Seite, so daß der Sieg des langarmigen Fitzsimmons, der den Matrosen Sharkey in zwei Runden brach-legte, gänzlich vergessen zu sein schien und Paddy war das Ideal der anwachsenden Menge. Es war aber auch keine Kleinigkeit, was den Sohn der „Grünen Insel" so in Harnisch gebracht hatte, man hatte seine Ehrlichkeit in Zweifel gezogen.

So wüthend war Patrick, daß er von der Harrison Str.-Revierwache, wohin ihn Polizist Quinn geführt hatte, wieder zurück ins Hotel lief, und von Neuem die Aermel aufkrämpelte. Er hatte es auf F. E. Scott, den Fahrkarten-Makler, abgesehen, von dem er glaubte, daß er seine Ehrlichkeit in Frage ziehe. Scott hat die Fahrkarten und die Baggage der Gäste unter seiner Obhut und zu Walsh's Funktionen gehörte es, die verschiedenen Baggagestücke der Reisenden mit Marken zu versehen.

Der Ticket-Agent hegte Verdacht, daß Patrick nicht alles dafür eingenommene Geld ablieferte und theilte seinen Verdacht dem Geschäftsführer des Hotels, Eden, mit. Ein gewisser D. E. Barrett wurde dann angestellt, Walsh in dem Baggagezimmer zu beobachten. Barrett machte bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, durch welche er den Zweck seiner Anwesenheit bekannt gab. Das war zu viel für Paddy, und im Nu lag auch schon der Wächter Barrett am Boden. Augenzeugen behaupten, Walsh soll den Boden mit ihm „aufgewischt" haben. Ole Oleson, der nahezu 300 Pfund wiegt, und der dem unglücklichen Barrett zu Hilfe kam, wurde auch hors du combat, und zwar durch einen Schlag gegen den Unterleib. Als dann die Polizei erschien, ging Paddy ruhig und gelassen mit den Sicherheitswächtern. Er wird sich wegen thätlichen Angriffs zu verantworten haben.

Plumbers' Union verdächtigt.

Die Bleiröhrenleger wollen angeblich aus dem Baugewerkschaftsrath ausgestoßen werden.

Einem unverbürgten Gerücht zufolge hat die Plumbers' Union den jetzigen Ausstand herbeigeführt, um ihre Ausstoßung aus dem Baugewerkschaftsrath zu erzwingen. Es verlautet, daß die Gewerkschaft aus diesem Zentralverband ausscheiden möchte, jedoch nicht offen aufzutreten wage, weil sie den gegenwärtigen Kampf mit den Unternehmern begonnen hat. Um daher ihr Ziel ohne Gefahr eines Tadels von Seiten der übrigen Gewerkschaften zu erreichen und gleichzeitig den Anschein zu erwecken, als ob sie sich wegen ihres Uebereifers in der guten Sache mißliebig gemacht hätten, arbeiten die Bleiröhrenarbeiter angeblich auf die Ausstoßung aus dem Building Trades' Council hin. Man vermuthet, daß der zuständige Ausschuß diesen Plan — falls er überhaupt besteht — verstehen wird.

Carpenters' Union Nr. 16 hat sich mit 50 gegen 44 Stimmen zugunsten des Baugewerkschaftsrathes erklärt.

Die am Butlergebäude beschäftigten nichtorganisirten Bleiröhrenleger sind der Gewerkschaft beigetreten und haben die Arbeit eingestellt. Die Firma Wells Bros. hat den Bau unter sich.

Die an der 95. Str.-Brücke beschäftigten Eisenarbeiter haben die Arbeit niedergelegt, weil die „Kansas City Engineering Construction Co.", die den Kontrakt übernommen hat, ihnen angeblich den Lohn vorenthält.

Thomas J. Kidd, der Schriftleiter des „International Woodworker", wird in dessen nächster Nummer die „Hurrah-Streiks" verdammen, die ohne die Gutheißung des allgemeinen Vollzugsausschusses unternommen werden und gewöhnlich verloren gehen.

Von zwei vermeintlichen Gewerkschaftlern wurden gestern George Schweigermann, 661 Cortez Str., und John Neumann, 887 Armitage Ave., die keinem Fachverein angehören, bei der Arbeit an einem an der Ecke Rockwell Straße und Bloomingdale Road gelegenen Hause mit Holzstücken niedergeschlagen und beträchtlich verletzt. Die Angreifer entkamen.

Schwerer Verlust.

Ein Spitzbube entwendete gestern Abend aus dem Hause von John Dorman, welcher in der 91. Str., South Chicago, wohnt, $300, welche Summe zum Abzahlen einer Hypothek benutzt werden sollte und jedenfalls, da Dorman in den Werkstätten der Illinois Steel Company beschäftigt ist, sauer verdient war. Frau Dorman war mit ihrer 12 Jahre alten Tochter zu Hause und im Erdgeschoß mit dem Zurichten der Mahlzeit beschäftigt, während die Vorderthür offen stand. Der Spitzbube benutzte die Gelegenheit, betrat ungesehen das Haus, fand das Geld in einem Blechkasten in einem Koffer und lief mit seinem Raube davon. Er wurde indeß von Frau Russell, einer Nachbarin, gesehen, welche die Bestohlene alarmirte, worauf beide Frauen den Spitzbuben eine Strecke verfolgten, bis er auf einen vorbeifahrenden Frachtwagen sprang und sich ihren Augen entzog. Die Polizei sucht ihn jetzt. Frau Rossell meint, daß er das Aussehen eines Tramps hatte.

— Wer die Fingerzeige der Erfahrung nicht sieht, der wird die Faust des Schicksals spüren.

Lokalbericht.

Auf nach Peoria!

Generalversammlungen deutsch-römisch-katholischer Vereine.

Sedanfeier der vereinigten Kriegervereine und der Veteranen.

Ein Herbstfest der Ver. Männerchöre.

Heute stattfindende Vergnügungen;

Schwaben-Verein. — Canstatter Volksfest in Ogdens Grove. — Morgen, Montag, Fortsetzung und Schluß.

Sozialer Turnverein. — Ausflug nach Elgin und großes Piknik daselbst.

In Peoria, Jll., findet vom 9. bis 13. Sept. die 45. Generalversammlung des Deutsch-Römisch-Kathol. Zentralvereins und die 11. Generalversammlung des Zentralbundes der Deutsch-Römisch-Kathol. Jünglingsvereine von Nordamerika statt, die man füglich den Kern des katholischen Deutschthums der Vereinigten Staaten nennen kann. Die Vorkehrungen, welche die Peoria'er Landsleute und Glaubensgenossen für dieses Ereigniß getroffen haben, lassen auf einen glänzenden Verlauf der Versammlungen schließen. Für die Unterhaltung der Delegaten und der Gäste wird durch Konzerte, Vorträge sowie Straßenbahn- und Flußfahrten ausgiebig gesorgt werden. Henry Oelkers ist der Präsident der Festbehörde, John P. Schweitzer der Vorsitzende des Programmkomites und Charles Leuthner, Nr. 222 Smith Str., Peoria, Jll., das Haupt des Einquartierungs-Ausschusses.

Der Zentralverband der deutschen Militär-Vereine von Chicago und Umgegend veranstaltet nächsten Sonntag in Ogdens Grove zur Feier des 30. Jahrestages der glorreichen Schlacht von Sedan und zur Ehrung derjenigen hier wohnenden ehemaligen Angehörigen der deutschen Armee, welche die drei jüngsten Kriege, oder einen derselben mitmachten und dadurch direkt oder indirekt zur Wiedererrichtung des Deutschen Reiches beitrugen, eine große Feier des Sedan-Tages, die aus Volksfest, Militär- und Gesangskonzert, Ball und Feuerwerk bestehen soll. Dem Volksfest geht eine große Parade von Militär-, landsmannschaftlichen und anderen Vereinen voran.

Das mit den Arrangements des Festes betraute Komite, die Kameraden John Arndt (Vorsitzer), Fritz Klinkert, F. Jende, Chas. Trebin, John Fink, Fritz Eicke, Robert Zaffke, Jos. Traub, Dr. Jos. Milde, Konrad Schaefer, L. Brieske, Jacob Graffy, H. Uhlhorn und die Mitglieder des Vorstandes, H. Hachmeister (Präsident), August Eschemann (Vize-Präsident), S. Selten (Sekretär) und L. Morris (Schatzmeister), hat vom Zentralverband Auftrag, keine Mühe und Kosten zu scheuen, um ein großartiges Volksfest zuStande zu bringen. Das Komite wird dieser Weisung Folge leisten und kann heute schon versichern, daß das Fest in jeder Beziehung einen glänzenden Verlauf nehmen wird. Es wird werthvolle Preise für Preisschießen und Preiskegeln beschaffen und auch die Kleinen nicht vergessen.

Die „Vereinigten Männerchöre" und Prof. Katzenbergers Damenchor werden, wie sie dem Komite mittheilten, das Fest durch den Vortrag einiger Lieder verherrlichen.

Der Zentralverband hat beschlossen, für dieses Fest, und speziell die Parade, eine besondere Veteranen-Abtheilung zu bilden und dieser alle diejenigen Mitglieder der Verbands- und anderen Militärvereine einzureihen, welche alle oder einen der genannten Feldzüge mitmachten. Dieser Abtheilung werden die beiden Kaiserfahnen zugewiesen werden.

Alle diejenigen Deutsch-Amerikner, die in der deutschen Armee oder Marine gedient haben, zwar keinem Militärverein angehören, aber das Sedan-Fest mitzumachen beabsichtigen und sich dieser Abtheilung anschließen wollen, sind ersucht, sich wegen aller weiteren Details mit dem Sekretär des Zentralverbandes, Kamerad S. Selten, c./o. Illinois Staatszeitung oder Nr. 106 Randolph Str., in Verbindung zu setzen.

Der Zentralverband hat ferner beschlossen, die amerikanischen Veteranen, die zum National-Lager der „Grand Army of the Republic" hierher kommen, besonders die von deutschen Regimentern, wie die beiden Hecker-Regimenter (24. und 82. Illinoiser), des 9. Ohioer u. s. w., zur Theilnahme an der Feier in Ogdens Grove als Gäste der ehemaligen Angehörigen der deutschen Armee und Marine einzuladen. Die betreffende Gesammt-Einladung ist bereits an das Exekutivkomite des National-Lagers ergangen, und wie dem Komite mitgetheilt wurde, werden Hunderte, wenn nicht Tausende alter amerikanischer Veteranen, die noch bis zum Sonntag, den 2. September, in Chicago bleiben, von dieser Einladung Gebrauch machen.

Der Verband der Veteranen der deutschen Armee und zahlreiche weitere Mitkämpfer der Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71, sowie anderweitige Freunde, werden den Nachmittag und Abend des Sedantages, Sonntag, den 2. September, im Sunnyside Park verbringen. Der Veteranenbund will, der gegenwärtigen Zeit und Weltlage entsprechend, an diesem Tage von großen äußerlichen Demonstrationen, wie Straßen-Paraden und dergleichen, die selbst in Deutschland nicht stattfinden, absehen. Er beabsichtigt, nur im engeren Kreise, wie schon während der letzten vier Jahre, der gemeinschaftlich erlebten großen Zeit zu gedenken. Alle in Chicago wohnenden alten deutschen Krieger sind deshalb ersucht, sich um 2 Uhr Nachmittags, am Sonntag, den 2. Sept., im Sunnyside Park, Clark und Montrose Str., einzufinden. Eintritt frei.

Im herrlichen Fox River Grove bei Carey, Jll., das mit der Chicago & Northwestern-Bahn schnell und bequem zu erreichen ist, veranstalten die Angestellten der Independent Brewing Association Sonntag, den 2. September, ihr zweites jährliches Basket Piknik. Für Unterhaltung und Atzung ist in der umsichtigsten Weise Sorge getragen worden; das prächtige „Prima" und „weiche" Getränke sind so frisch wie das Wasser des malerischen Fox River, der bei Carey äußerst fischreich ist. Züge verlassen den hiesigen Bahnhof um neun, elf und halb zwei Uhr.

* * *

Da das am 12. August d. J. von den „Vereinigten Männerchören" veranstaltete „Sängerfest" durch die Ungunst der Elemente beeinträchtigt wurde, so daß es vielen Gönnern und Freunden deutschen Männergesanges unmöglich gewesen ist, demselben beizuwohnen, und da vielfach der Wunsch um eine Wiederholung des Festes ausgesprochen wurde, so veranstalten die Sänger zum Schluß der Saison ein Herbst-Fest, für welches bereits die umfassendsten Vorbereitungen getroffen werden. Um die Massenchöre sowohl als auch die Einzelvorträge der Vereine zur vollen Geltung zu bringen, wird der Sängerstand vor dem Proszenium errichtet, groß genug, um 650 Sängern entsprechend Raum zu geben, wodurch allen Anwesenden, d. h. nicht nur den im gedeckten Raum befindlichen, sondern auch den in den entlegendsten Theilen des Parkes sich aufhaltenden Besuchern der volle Genuß der vorzutragenden Chöre gewährleistet ist.

Beim Sängerfest am 12. August d. J. mußte das Programm für die Vorträge, — der nachfolgenden Vaudeville-Vorstellung wegen, bereits um 8 Uhr abgeschlossen sein; da der Kontrakt mit Hopkins Ende August abläuft, wird das Programm mehr ausgedehnt, durch Einzelvorträge sowie durch verschiedene Arrangements und Tanz ergänzt, für letzteren ist der ganze Raum verfügbar, welcher von den Theatersitzen eingenommen gewesen.

Es liegt in der Absicht des Komites, für die Einzelvorträge der Vereine Preise zu bestimmen. Als besondere Anziehung soll ein fideles Weinlesefest nach dem Muster, wie ein solches gelegentlich der Weltausstellung in „Alt Wien" mit so großartigem Erfolge stattfand, veranstaltet werden.

Die Besitzer des Sunnyside Parks werden alles aufbieten, den Ansprüchen der Besucher in Bezug auf Lunch, Getränke und Erfrischungen sowie durch entsprechende schnelle Bedienung zu genügen.

Professor Gustav Ehrhorn, der Dirigent der Vereinigten Männerchöre, wird die musikalische Leistung derselben durch mehrere Extralieder zur höchsten Stufe zu bringen.

Das Programm bleibt in Bezug auf die Massenchöre unverändert. Beginn des Festes 3 Uhr Nachmittags. Ende nach Mitternacht! —

Räthsel für die Polizei.

Hat William Woodrick Jakob Riser erschlagen?—Ist D. M. Hamon ermordet worden?

Unter der Anklage, durch einen Fußtritt in's Gesicht den Tod Jacob Risers herbeigeführt zu haben, der dieser Tage in seiner Wohnung, 139 Hastings Str., starb, stand gestern William Woodrick vor Polizeirichter Dooley. Das Verhör wurde bis nach der Leichenschau verschoben, die nächsten Dienstag stattfinden soll. Die Beiden stritten sich am 23. Juli um die Bezahlung eines Kessels Bier und schlugen dabei auf einander ein.

Man vermuthet, daß David M. Hamon, 3903 Union Ave., der vorigen Donnerstag vor dem Gebäude 44 Madison Str. mit zerschmettertem Schädel bewußtlos aufgefunden wurde und in diesem Zustande starb, erschlagen worden ist. Die Leichenschau ist auf nächsten Freitag festgesetzt worden.

Konzert im Lincoln Park.

Für das heute Nachmittag, von 3 Uhr an, im Lincoln Park stattfindende Konzert ist die vorzügliche Metropolitan-Militärkapelle, unter Leitung des Herrn Karl Bunge, von der Lincoln Park-Behörde gewonnen worden. Nachstehenes, im hohen Grade genußversprechendes Programm gelangt zur Ausführung:

1. Marsch, „The Creole Queen" . . . . Hall
2. Ouverture, „Fest" . . . . Leutner
3. Zwischenaktsmusik, „Whispering Flowers" . Blon
4. Spanischer Walzer, „La Serenade" . . . Metra
5. „The Tramp", ein komisches Intermezzo, Laurendeau
6. Kornet-Solo, „The Holy City" . . . . Adams — Emil Kopp.
7. Große Phantasie aus der Oper „Lohengrin", Wagner.
8. Ouverture zur Oper „Semiramis" . . . Rossini
9. Paraphrase, „Nearer My God to Thee" . Reeves
10. Euphonium-Solo, „Thema und Variationen", Stroß — Henry Stroß.
11. Intermezzo aus der Oper „Cavalleria Rusticana", Mascagni
12. Potpourri, „Popular Georgia" . . . . Boettger
13. Sextett aus der Oper „Lucia di Lammermoor", Donizetti
14. Galopp, „Bicycle-Rennen" . . . . . . Thiele

Thatsachen. — Unter den vielen Hausmitteln erfreut sich Forni's Alpenkräuter Blutbeleber einer wohlverdienten Popularität. Tausende gebrauchen ihn und Tausenden gab er Kraft und Gesundheit wieder, wenn Alles Andere fehlschlug. — Wenn kein Agent für Forni's Medizinen an dem Platze ist, so schreibe man direkt an Dr. Peter Fahrney, 112 Hoyne Ave., Chicago, Jll., um nähere Auskunft. Die Medizin ist nicht bei Apothekern und nur von Lokal-Agenten, die sich ausweisen können, zu haben.

* Eine umfallende Kerze setzte gestern die Wohnung James McSeagots, 6136 Michigan Ave., in Brand. Der Schaden beträgt $500.

Ein deutsches Erntefest.

Der Altenheim-Frauenverein wird es Anfangs Oktober im Louisenhain abhalten.

Wenn das Interesse für das vom Frauenverein zum Besten des deutschen Altenheims in Aussicht genommene Fest so weiter anwächst, wie es nach dem Bekanntwerden des Planes sich angelassen hat, dann dürfte sich der große Louisenhain als noch zu klein für die große Zahl von Gästen erweisen, welche am Samstag, den 6., und am Sonntag, den 7. Oktober, zum Festplatz hinauspilgern werden. Der Frauenverein hat in seiner vorgestrigen Versammlung nämlich beschlossen, das Fest an genannten Tagen abzuhalten. Während der später stattgefundenen Herrenversammlung machte Herr Philipp Maas darauf aufmerksam, daß der Chicago-Tag auf den 9. Oktober falle und es vielleicht recht wohl angebracht sei, das Fest am Sonntag, den 7., zu eröffnen und bis zum Dienstag, den 9., auszudehnen. Dieser Vorschlag — und noch viele andere Pläne, die für das Fest bereits entworfen worden sind — sollen in der nächsten, auf Dienstag, den 4. September, festgesetzten Versammlung des Herren-Komites ausführlich besprochen und endgiltig erledigt werden. Zunächst ist sowohl von dem Altenheim Frauen-, wie auch vom Herrenverein beschlossen worden, Anfangs Oktober im Louisenhain zum Besten des Deutschen Altenheims, unter Mitwirkung landsmannschaftlicher Vereine, eine deutsche Kirmes (Jahrmarkt und Erntefest), verbunden mit Konzert, Tanz, Volksspielen und Belustigungen aller Art, abzuhalten. Das vorläufig entworfene Programm lautet wie folgt:

Erster Tag. Eröffnung der Kirmes und des Jahrmarktes mit Spielen für Erwachsene und Kinder, Konzert, Tanz und Kirmes-Schmaus.

Zweiter Tag (Haupttag). Einbringen des Erntewagens. Umzug der Schnitter und Schnitterinnen mit dem Gutsherrn an der Spitze. Aufhängen des Erntekranzes in der Tanzhalle. Ansprache des Großknechts. Erwiderung des Gutsherrn. Erntetrunk. Tanz der Schnitter und Schnitterinnen, ausgeführt von Vertretern und Vertreterinnen der verschiedenen deutschen Gaue.

An beiden Tagen. Festspiel mit lebenden Bildern unter Mitwirkung der Insassen des Altenheims. Leierkasten mit „Moritaht". Zaubertheater eines Professors der höheren Magie. Wahrsagerinnen-Zelt. Ueberraschungsbuden. Jahrmarkts-Buden, Kirmes- und Kuchenbuden, Nürnberger Bratwurstglöckle, Restaurant, Kirmesbraten und Buden für allerlei Erfrischungen.

In der überaus zahlreich besuchten Versammlung des Frauenvereins hatten sich auch einige Damen eingefunden, welche nicht zum Verein gehören, aber mit Freuden bereit sind, tüchtig mit zu arbeiten, damit das Fest ein Erfolg werde. Die einzelnen Ausschüsse wurden wie nachstehend zusammengestellt:

Agitations-Komite. — Maria Werkmeister, Hedwig Voß, Gustava Rockener, Henriette Wolter, Ch. Wippo, Emma Eitel, Ida Buschick, Anna Fehl, Caroline Sauerberg, R. Wink, L. Haftreiter, Sophie Ober, Frau Schröder, Karoline Schmidt, Kath. Kießling, Frau Lott, Minna Hoffmann, M. Hoefner, E. Henning, Kath. Kiesberg, Frau Sprehne, Kar. Zimmermann, M. Schemmel, Fr. Hansen, Geo. Kolbe, L. Lackner, M. Kabell, E. Pick, E. Becker, Frls. Emilie Banga, M. Dewes, Grebenstein und Schmidthusen.

Einladungs-Komite — Frau Maria Werkmeister, Gustava Rockener, Hedwig Voß, Henriette Wolter, Amalie Eckhardt, Elise Becker, Emma Eitel, Ida Buschick, Louise Lackner, Marie Kabell, Anna Fehl, Henriette Tewes, Henriette Ahrens, Karoline Sauerberg und Fräulein Emilie Banga.

Verkaufsbuden-Komite—Frau Kamper, Karol. Sauerberg, Amalie Eckhardt, Marie Kabell, Louise Lackner, Sophie Ober, Karoline Zimmermann, Hedwig Voß, Fräulein Tewes, Grebenstein, Kopp, Holinger, Buschick, Sprehne, Kellner, Roden, Mühlhaus, Werkmeister, Wolter, Schiffer, Arck, Wangemann, Heißler, Lackner, Schmidthusen u. Rockener.

Komite für Ueberraschungs- und Raritäten-Buden— Frau Ida Buschick, Anna Fehl und Emma Pick.

Komite für Erfrischungsbuden — Frau M. Mühlhaus, C. Henning, Karoline Zimmermann, Frau Wippo, Karoline Schmidt, Amalie Eckhardt, L. Haftreiter, Karoline Sauerberg, E. Dahmke, Elise Kunz, J. Langermann, G. Müller., M. Hoefner, S. Sprehne, Louise Lackner, Marie Schemmel, Frls. Johanna Schmidthusen und G. Kolbe.

Komite für Kinderspiele— Frls. Büchel, Kießling, Rockener und Dueser.

Die Herren-Versammlung von Vertretern landsmannschaftlicher Vereine war nicht so gut besucht, wie vom Altenheim-Frauenverein erwartet worden war. Herr Schmitt, Delegat der „Saxonia," behauptete, daß die Mehrzahl der landsmannschaftlichen Vereine bisher kaum Gelegenheit gefunden hätte, Stellung zu der Angelegenheit zu nehmen, da die betreffenden Einladungen erst am letzten Montag abgesandt worden seien und den Vereinen, welche ihre Versammlungen erst in den ersten Wochen des Monats September abhalten, noch nicht hätten vorgelegt werden können. Die Herren Jacob Groß, Philipp Maas und Chas. Mechelke billigten in ihren Ansprachen das Vorhaben des Frauenvereins und erklärten, daß diese Festlichkeit, schon weil sie Originelles und Deutsch-Heimathliches bieten solle, unbedingt die Unterstützung des gesammten Chicagoer Deutschthums finden werde. Der Herren-Verein ernannte nachstehende Festausschüsse, die in der nächsten, am Dienstag, den 4 September, Nachmittags um 5 Uhr stattfindenden Versammlung noch durch die Präsidenten und Sekretäre derjenigen landsmannschaftlichen Vereine ergänzt werden sollen, welche sich zur Mitwirkung bei diesem deutschen Erntefeste bereit erklären:

Agitations-Komite — Theodor Brentano, A. E. Leicht, Wm. Boldenweck, Joseph Brucker, Wm. C. Seipp, Walter Michaelis, Th. Oehne, H. Hachmeister, Adolph Arnold, C. G. Halle, Otto Ernst, Hermann Petersen, Peter Almendinger, Frank Wenter, A. Holinger, Adam Ortseifen, Eugen Rieteregger, Louis Schultheis, Gustav Berkes, C. Emmerich, Justus Emme, Philipp Henrici, jr., C. Mannhardt, Wm. A. Bart, Horace Brand, Wm. H. Rehm, Edwin Kaster, John H. Glade, Theodor Hartz, C. H. Wacker, John Mohr, Isaac Horner, Geo. Prüssing, Wm. Kroeschel, Jakob Manz, Louis Sala, John Schweyer, H. W. Hill, E. Trick, Arthur Woltersdorf, Sam. Wolf, Ed. G. Uihlein, Emil Demme, Emil Eitel, G. von Maßow, Otto Tosetti, F. I. Brandecker, Heinrich Merker, Jno. A. Orb, Wm. Legner, Joseph Theurer, Karl Gottfried, C. Ploen, Adam Wolf, Philipp Knopf, Ernst J. Magerstadt, Wm. Fischer, Geo. Kersten, Frank Schmitt, August Lueders, Philipp Koehler, William Rapp, jr., Chas. Richter, F. Amberg, Leo Kappel, Anton Kercher, Fritz Schoepke, Karl Sponholt, Peter Seyl, Julius Wegmann, John Georg, Robert Kaestner, T. Steinke, Jakob Heißler jr. und Sophus Dabelstein.

Finanz-Komite — C. G. Halle, E. G. Uihlein, C. G. Pauling, Hermann Volger, A. Holinger, Philipp Maas, John Koelling, Emil Seeman, Wm. H. Groß.

Preß-Komite— Richard Brenne, Edmund Deuß, C. Seldmann, Karl Haerting, O. Hartmann, F. I. Brandecker, Otto Doederlein und Adolph Bätzler.

* Durch einen Zug der Illinois Central-Bahn wurde gestern der Streckenarbeiter Dominico Orlando in Burnside überfahren und getödtet.

Buffalo Bills „Wilder Westen".

Während der Grand Army Woche wird derselbe sich hier produziren.

Sämmtliche Chicagoer haben voller freudiger Erwartung der Festwoche entgegengesehen, die mit dem heutigen Tage beginnt, und ihre Erwartung ward noch gesteigert durch die Aussicht, daß auch Oberst Cody, über die ganze Welt hin als „Buffalo Bill" rühmlichst bekannt, mit seiner von Jahr zu Jahr großartiger werdenden „Wild West Show" sich produziren würde.

Das Meisterstück seiner diesmaligen Vorführungen wird jener Glanzpunkt des spanisch-amerikanischen Krieges, die Schlacht von El Caney, sein.



Der Name des Mannes, welcher den ersten Schuß bei Lexington abfeuerte, ist der Geschichte verloren gegangen, aber der Name des Mannes, der den ersten Schuß bei Sibony abfeuerte, ist bekannt; denn Edward Marshall hat ihn unsterblich gemacht als Tom Isbel, der den ersten Spanier zuerst sah und ihn in's Jenseits beförderte. Er erhielt als Gegenkompliment sieben Kugeln in den Leib von derselben Salve, welche den tapferen Hauptmann Capron tödtete. Außer Isbel wird das Publikum den Sergeanten Gerald A. Webb, Walter Cook, Walter A. Wood und viele andere der Veteranen dieses Feldzuges zu sehen bekommen. Die El Caney-Episode bildet den Schluß der Vorstellung als der jüngste Triumph amerikanischer Bravour.

Indianer, Kundschafter, Cowboys, Pioniere und Patrioten in Gemeinschaft mit ihren historischen und traditionellen Feinden, den Indianern, führen das ganze wild aufregende Drama der Zivilisation auf, von den Tagen Daniel Boones bis zu denen Custers und Codys.

Aber nicht genug damit, auch die Reitkunst in ihrer tollkühnsten Bethätigung findet ihre unübertreffliche Vertretung von den wilden Vorführungen der Kosacken Ostasiens bis zu denen der Gauchos aus den Steppen Argentiniens. Die größten Armeen der Welt, die der fünf großen Militärmächte Europas steuern ihre geschicktesten Reiter bei zu dieser einzigartigen Schaustellung, welche alle die geschichtlichen, pittoresken und praktischen Resultate zeigt, die der Mensch und sein treuester Verbündeter, das edle Roß, zusammen erzeugen.

Eine interessante Bereicherung bietet die Vorführung von Reitern aus den Philippinen, Hawaii, Portorico und Cuba, welche diesen einzigartigen Reiterkongreß der Welt vervollständigen.

Am Morgen der Vorführungen werden die sämmtlichen Mitwirkenden eine Straßenparade veranstalten, bei welcher Gelegenheit das Publikum in staunendes Entzücken gerathen dürfte über den Kontrast der Rassenmerkmale zwischen den Theilnehmern an dieser in der That mehr als interessanten Reiter-Kombination.

Aus ihrem kürzlich gemeldeten Zusammenstoß mit kriegerischen Landleuten in Prairie du Chien, Wis., sind die Leute Buffalo Bills siegreich hervorgegangen, und nicht nur das, sondern sie sind bei der Gerichtsverhandlung, zu der es über die Sache kam, auch glänzend gerechtfertigt worden.

Die Vorstellungen, zweimal täglich stattfindend, beginnen heute, Sonntag, Nachmittag an 35. Str. und Wentworth Ave.

Waisenfest in Bensenville.

Am Sonntag, den 2. September, feiern die evangelischen Gemeinden von Chicago und Umgegend ein gemeinschaftliches Fest. In hellen Haufen geht's hinaus nach Bensenville. Gern folgen sie der Einladung, wenn sie hören, daß es zum Waisenfeste geht. Wer einmal dort gewesen, geht immer wieder gern hinaus. Wer sollte sich nicht freuen, wenn Waisenkinder ein gutes Heim gefunden haben, wenn alten Leuten ein ruhiger Lebensabend geboten wird? Es ist ein schönes, edles Werk, das dort in jenem Waisen- und Altenheim getrieben wird. Diesem Heim gilt der Besuch; der Versammlungsplatz ist nahe dabei in dem böhmischen Wäldchen. Ein reichhaltiges Programm ist aufgestellt, packende Reden, Gesänge und Chorlieder verschönern das Fest, und auch für leibliche Erquickung ist gesorgt.

Die Rundfahrt beträgt 50 Cents. Tickets sind bei den evangelischen Pastoren und bei den Komitemitgliedern am Bahnhof zu haben. Man merke sich die Züge: Der erste Zug verläßt den Union-Bahnhof 9:15 Uhr Morgens und hält an keiner Zwischen-Station an. Der zweite Zug geht vom Bahnhof 9:45 Uhr Morgens ab und hält bei Chicago Ave., Clybourn Place, Milwaukee Ave., California Ave. und in Hermosa an. Nachmittags geht diesmal kein Zug hinaus, da es dem Komite nicht möglich war, einen solchen von der Bahnverwaltung zu erlangen. Die Rückfahrt erfolgt um 6 Uhr, bezw. 6:30 Uhr Abends.

Kurz und Neu.

* Frau Mary Deltman, die auf dem Lande in der Nähe von Homewood ansässig gewesen ist, in jüngster Zeit aber bei Verwandten in Riverdale zu Besuch, war, ist gestern Mittag auf einem Vorstadtzuge der Illinois Central-Bahn von einem Blutsturz befallen worden und kurze Zeit darauf gestorben. Die Frau war etwa 35 Jahre alt.

Aufregung in Rogers Park.

Hilfs-Coroner Reynolds soll bei einer Untersuchung ein eigenmächtiges Verfahren eingeschlagen haben.

Soll die Geschworenen beeinflußt haben, ih Urtheil zu ändern.

Die Bewohner von Rogers Park sind in nicht geringe Entrüstung über das eigenmächtige Verfahren gerathen, welches sich der Hilfs-Coroner Reynolds gelegentlich der Untersuchung über den Tod der Hattie Nolan angemaßt haben soll.

Die Verstorbene wurde am vorigen Mittwoch Abend durch einen Zug der Chicago, Milwaukee und St. Paul-Bahn überfahren und getödtet.

Es wird behauptet, der Hilfs-Coroner habe dem Anwalt W. M. Savage, den die Familie der Verunglückten angestellt hat, verwehrt, Fragen zu stellen, durch welche Thatsachen in Verbindung mit dem Tode der jungen Frau zu Tage gefördert worden wären.

Es heißt, Anwalt Savage wurde schließlich auf Anweisung des Hilfs-Coroners aus dem Zimmer gewiesen. Auch Pfarrer Callahan, der Seelsorger der Familie, wurde in ähnlicher Weise behandelt, sodann soll auch der Obmann der Jury einen derben Wischer wegbekommen haben, als er versuchte, eine Frage zu stellen, welche ihm Savage in's Ohr geflüstert hatte. Weiter heißt es, Reynolds habe auch den Versuch der Geschworenen, der Chicago, Milwaukee und St. Paul Bahn einen Verweis dafür zu ertheilen, daß sie keinen Wächter an jenem Kreuzpunkt aufgestellt hat, hintertrieben. Er habe ihnen einfach erklärt, sie könnten das nicht thun.

Auf seinen Rath wurde eine Klausel in dem Verdikt eingefügt, in welcher die Anstellung von Flaggenwärtern an den Kreuzungen empfohlen wird.

Ein Wagen der „Knickerbocker Ice Co." wurde gestern an der Lunt Ave. von einem südlich fahrenden Zuge derselben Linie demolirt und beide Pferde wurden getödtet.

Eine Massenversammlung war auf gestern Abend einberufen worden, um Protest wegen Mangels an Schutz an den Eisenbahn-Kreuzungen zu erheben, ferner um die Durchführung der Ordinanz zu erzwingen, welche verfügt, daß an allen bedeutenden Straßen-Kreuzungen Schlagbäume angebracht und Wächter angestellt werden müssen.

Angebliches Monopol

Für den Straßenverkauf von Souvenir-Abzeichen während der Festwoche.

C. H. Hanson, ein Fabrikant metallener Ordensabzeichen, von Nr. 44 Clark Straße, wird die Richter des Superiorgerichts morgen um einen Einhaltsbefehl gegen die Stadtbehörden und die Polizei angehen, um diese daran zu verhindern, ihn in seinem Geschäfte zu stören.

Er behauptet, der Verkauf von Souvenir-Abzeichen auf den Straßen soll während der „Grand Army"-Festwoche nur denjenigen Personen gestattet werden, die von dem betreffenden Ausschuß für das Veteranenfest die Erlaubniß dazu erhalten. Er erklärt ferner, in Erfahrung gebracht zu haben, daß ein Uebereinkommen getroffen worden sei, laut dessen städtische Beamte in der Ausübung dieses Monopols hilfreiche Hand leisten sollen. Zur Begründung seines Gesuches um einen Einhaltsbefehl gibt Hanson an, daß durch die zahlreichen Besucher der Stadt während der Festwoche dem Verkauf von Souvenir-Abzeichen auf der Straße ein großes Feld geöffnet sei, und daß im Falle der Einhaltsbefehl nicht gewährt werden würde, die Agenten des Klägers verhindert wären, die Abzeichen auf der Straße zu verkaufen, wodurch ihnen großer Verlust zugefügt würde.

Hanson erklärt ferner noch, daß er und seine Agenten willens sind, sich den städtischen Verordnungen in Bezug auf Gewährung von Lizensen an Hausirer zu fügen.

Fiel in eine Grube.

Während Patrick Moore gestern Abend an der Wabash Ave. einige Arbeiter beaufsichtigte, welche dort schadhafte Röhren der Gasleitung durch neue ersetzten, kam ein durchgehendes Pferd dahergerannt, das einen schon halb zertrümmerten Wagen hinter sich herschleifte. Moore sprang nicht rasch genug aus dem Wege, wurde von dem Pferde getroffen und stürzte in die von seinen Leuten gegrabene Grube hinunter. Er blieb unten bewußtlos liegen, und nachdem man ihn herausgeholt und nach dem Lukas-Hospital geschafft hatte, stellte es sich heraus, daß er einen Bruch der Wirbelsäule und außerdem innerliche Verletzungen erlitten hatte, so daß seine Wiederherstellung fast unmöglich erscheint. Der Verunglückte wohnt Nr. 2139 Grenshaw Str. Wem das Fuhrwerk gehört, durch das der Unfall verursacht worden, das zu ermitteln ist bisher noch nicht gelungen.

* Die Polizei hat neuerdings Auftrag erhalten, unnachsichtlich alle Knaben zu verhaften, die aus Uebermuth auf Straßenbahnwagen hüpfen, die in voller Fahrt begriffen sind, und zwar nur, um wieder abzuspringen. Dem neunjährigen kleinen Araber Oadie Gegeh von No. 406 Clark Str., war diese neue Anordnung noch nicht bekannt. Hätte er davon gewußt, so wäre er vielleicht noch im Besitze seines linken Fußes, den er so gestern Abend unter den Rädern eines Waggons eingebüßt hat.

* In der Nähe von 40. und Leavitt Straße ist gestern Abend Christ. Wandest, ein junger Mensch, der Nr. 3560 Ashland Ave. gewohnt hat, beim Baden in einer Lehmgrube ertrunken. Polizisten hatten ihn und andere junge Leute verhaften wollen, weil das Baden in diesen gefährlichen Gruben verboten worden ist. Wandest wollte den Häschern entgehen, sprang in's Wasser und kam nicht wieder zum Vorschein.

Sucht ihren Gatten.

Frau Chas. May mit ihrem vier Monate altem Kinde von der Polizei beherbergt.

Mit einem vier Monate alten Kinde im Arme, todmüde und hungrig, betrat Frau Chas. May gestern die Zentral-Polizeistation und bat um Unterstützung. In ihrer Begleitung befand sich ihre 18 Jahre alte Schwester Jessie Hogan. Frau May erzählte dem Polizeibeamten eine traurige Geschichte von einem gewissenlosen Gatten, der sie in Trenton, Jll., einige Tage nach der Geburt ihres Kindes schnöder Weise im Stiche gelassen habe. Sie bat den Sergeanten Marsch, Nachforschungen nach dem Gatten anzustellen.

Ihr Gatte hatte ihr mitgetheilt, er habe sich vor drei Monaten hierher begeben, um Arbeit zu suchen. Er versprach seiner Familie, zurückzukehren, doch hat er sein Wort bisher nicht gehalten. Frau May gerieth in Besorgniß und entschloß sich, den Vermißten in Chicago aufzusuchen.

Kapitän Gibbons veranstaltete unter den anwesenden Blauröcken eine Kollekte, sodaß er der unglücklichen jungen Frau drei Dollars einhändigen konnte, welche sie dankend empfing. Die beiden Frauen und das Kind wurden einstweilen im Annex der Harrison Str.-Revierwache untergebracht, wo für sie gesorgt wird. In der Zwischenzeit werden Anstrengungen gemacht, den Aufenthalt des Gatten ausfindig zu machen.

Mißtraut seinen Nachbarn.

In Evanston klagte gestern Abend Frank McQuirk, wohnhaft No. 819 Oakton Ave., der Polizei, daß seine Nachbarn drauf und dran wären, sein Haus zu stehlen, schon hätten sie's ein gut Stück von dem Fundament gerückt. Man gab dem Beschwerdeführer einen Sicherheitswächter mit, der den Sachverhalt untersuchen sollte. Derselbe hat festgestellt, daß das Haus McQuirks zwar noch auf dem alten Platze steht, daß es aber im Oberstübchen desselben offenbar rappeln muß. Um den Umfang und die Bedeutung des Rappels besser ermitteln zu können, hat man McQuirk vorläufig in Schutzhaft genommen.

Unthätigkeit im Baugeschäft.

Wie im Grundeigenthumsmarkte, so sind auch im Baugeschäfte die Verhältnisse im Großen und Ganzen ungünstig. Berichte von 35 Städten des Landes ergeben die folgenden Zahlen als Werth von Neubauten im Monate Juli:

	Juli 1900	Juli 1899	Zunahme (Prozent)	Abnahme (Prozent)
Allegheny	$ 86,700	$ 184,200	—	53
Atlanta	74,890	116,103	—	35
Brooklyn	1,408,070	2,138,600	—	34
Buffalo	170,385	362,309	—	53
Chicago	2,108,800	2,583,000	—	15
Cincinnati	226,336	175,258	29	—
Cleveland	233,919	606,296	—	69
Columbus	144,175	120,485	19	—
Denver	289,057	102,255	83	—
Detroit	318,300	549,800	—	42
Duluth	72,130	174,977	—	60
Hartford	525,000	144,000	265	—
Indianapoli.	482,060	671,570	—	28
Kansas City	482,060	671,570	—	28
Los Angeles	209,565	190,922	10	—
Indianapolis	275,321	103,486	—	166
Milwaukee	278,730	423,317	—	34
Nashville	85,667	123,747	—	31
New Haven	231,950	177,645	31	—
New Orleans	183,046	215,859	—	14
New York	5,747,778	10,812,253	—	47
Philadelphia.	1,608,560	2,361,085	—	28
Pittsburg	826,130	957,445	—	14
Portland	160,050	43,460	27	—
Salt Lake City	34,650	56,737	—	40
San Francisco	622,131	408,621	52	—
St. Louis	411,727	615,201	—	28
St. Paul	211,108	230,979	—	9
Seattle	191,381	148,672	29	—
Spokane	106,100	408,675	—	74
Syracuse	66,730	91,278	—	27
Tacoma	33,000	48,525	—	32
Toronto	202,475	99,715	103	—
Trenton	23,940	72,733	—	67*
Washington	399,700	669,399	—	40
Zusammen	$18,734,963	$26,585,425		
Abnahme	7,850,462			

Der Verlust ist demnach etwa 2 Prozent zu Ungunsten des Juli-Monats d. J.

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche in Chicago während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Stadttheilen:

Südseite	22	$161,000
Südwestseite	19	51,700
Nordseite	17	45,900
Nordwestseite	19	39,950
Zusammen	77	$298,550
Vorhergehende Woche	85	267,045
Entsprechende Woche von 1899	60	344,150
Entsprechende Woche von 1898	40	610,400
Entsprechende Woche von 1897	98	476,930
Entsprechende Woche von 1896	131	309,905

Neubauten, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, schlossen ein: Dreistöckiges Apartmenthaus, Südwestecke Belmont Avenue und West Court, $50,000; fünfstöckige Lederwaaren-Fabrik, Nordostecke von Elston und Armitage Ave., $30,000; Predigerwohnung für St. John Cantius katholische Kirche, an Front und Carpenter Str., $17,000; Wohnhaus an Sheridan Park, nahe Lawrence Aenue, $15,000; Oberbau von St. Georges Lithauischer Kirche, an 33. Str. und Auburn Ave., $50,000; Kirchenschule an S. 40. Avenue und W. 13. Str., $22,000; acht zweistöckige Flatgebäude, an Fulton Str., nahe 51. Ave., $28,000; dreistöckiges Apartmenthaus an Champlain Ave., nahe 48. Str., $13,000; drei zweistöckige Flatgebäude an Homan Ave. und W. 19. Str., $15,000, und dreistöckiges Flatgebäude, Nr. 6442 Jackson Ave., $24,000.

* Eine Kollektiv-Anleihe von $30,000 für vier Jahre zu 6 Proz., auf drei Liegenschaften, ist von Interesse, weil es sich um eine zweite Hypothek handelt. Die ersten Belastungen belaufen sich insgesammt auf $62,000. Die Sicherheiten sind das neue „Larrabee"-Apartmenthaus mit 50 bei 101 Fuß an der Larrabee Str., nahe Garfield Ave.; 62 bei 129½ Fuß an der Southport Ave., nahe Dunning Str., und 99 bei 125 Fuß an der Nordost-Ecke von Wood und West Taylor Str.

* An heutigen Tage beginnt in Oak Park das Legen der Zement-Bürgersteige, welche zusammen eine Länge von 20 Meilen haben und $80,000 kosten werden. Auf die Taylor und Austin Avenues entfällt der größte Betrag.

Nur nobel.

In das Wohnhaus des Dr. Brophy, Nr. 176 Ashland Boulevard, drangen gestern gegen Abend ein paar Burschen ein, die in eleganten Hemdenblusen steckten, deren Sinnen und Trachten aber auf Raub gerichtet war. Dr. Brophy, der zur Weltausstellung in Paris war, befindet sich zur Zeit auf hoher See, seine beiden Töchter sind in der Sommerfrische, als Hüterin des Hauses war aber eine polnische Schaffnerin, Anna Maginsky, zurückgelassen worden, und dieselbe hat sich in dieser Eigenschaft vollkommen bewährt. Sie entdeckte die Diebe, griff dieselben muthig an, und nach einem heftigen Kampfe ist es der handfesten Maid gelungen, die Blusenmänner in die Flucht zu schlagen.

Marktbericht.

Chicago, den 25. August 1900.

Getreide.

Weizen — August	$0.73
September	0.73
Oktober	0.74
Mais — August	0.39
September	0.38
Oktober	0.37
Hafer — August	0.21
September	0.21
Oktober	0.22

Baarpreise — Weizen 70—77c; Mais 39—41c; Hafer 21¼—24c; Gerste 35—48c; Roggen 49—40c; Flachssamen, $1.35; Timothy-Kleesamen, 3.10—3.40 per 100 Pfund; Heu, $5.50—13.00 die Tonne.

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — September	11.05
Oktober	11.10
Januar	11.05
Schmalz — September	6.75
Oktober	6.80
Januar	6.40
Rippchen — September	7.00
Oktober	6.97
Januar	5.90

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	0.05 —0.06
Pfirsiche, gedörrte	0.06 —0.08
Aprikosen	0.08½—0.09
Heidelbeeren	0.08½—0.09
Himbeeren	0.17 —0.17½
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.05
London Layers, per Kiste	1.50
Zantener Kurranten	0.08½—0.09
Zitronenschalen	0.11
Terragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.10 —0.10
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.04

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.80
Staubzucker, 100 Pfund	6.35
Speisezucker, 100 Pfund	6.35
Würfelzucker, 100 Pfund	6.59
Konditors' A. 100 Pfund	6.25
„O. A.", 100 Pfund	6.15
Thee — Young Hyson	0.35 —0.45
Imperial	0.30 —0.40
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.39 —0.44
Oolong	0.20 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.11 —0.12
Maraccibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.30 —0.33
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.04 —0.07
Carolina	0.05½—0.07
Java	0.05½—0.08
Japan	0.05 —0.07

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	7.50
California Lachs	13.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.75 —0.90
Labrador Häringe, per	7.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.65 —5.85
Stiere mittlerer Größe	5.50 —5.40
Stiere von 900—1000 Pfund	4.50 —4.35
Stiere von 1000—1300 Pfund	5.00 —5.25
Bullen	2.50 —4.50
Kälber	3.00 —6.75
Kühe und Färsen	3.30 —3.95
Texanische Stiere	3.20 —4.10
Schweine	5.35 —5.50
Schafe	2.50 —4.00
Lämmer	2.25 —3.00

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 55,986 Rinder, 2,548 Kälber, 120,685 Schweine, 57, 256 Schafe. Von hier verschickt wurden: 19,769 Rinder, 407 Kälber, 31,083 Schweine, 0,953 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	0.20 —0.20½
Erste Qualität	0.19
Zweite Qualität	0.16 —0.18
Dairies — Extras	0.18
Kochbutter	0.14 —0.16
Käse—	
Twins	0.10½
Cheddars	0.11 —0.11¼
Young Americans	0.10
Brick	0.11½
Limburger	0.08½—0.09
Schweizer	0.13 —0.13½
Eier—	
Per Dutzend	0.13½—0.14
Bohnen—	
Per Sack	2.05 —2.08
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.07½
Hühner, per Pfund	0.08½
Springs, per Pfund	0.11
Enten, per Pfund	0.03
Gänse, per Pfund	0.07
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.06 —0.06½
Hühner, per Pfund	0.08½
Springs, per Pfund	0.10½
Enten, per Pfund	0.07 —0.07½
Gänse, per Dutzend	3.00 —5.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	5.00 —9.00
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06 —0.07
Hechte, per Pfund	0.04 —0.05
Frische Früchte—	
Apfelsinen, per Kiste	3.00 —4.00
Heidelbeeren, 6 Quarts	2.00
Blaubeeren, 16 Quarts	1.50 —1.75
Himbeeren, 16 Quarts	1.25
Pfirsiche, 6 Körbe	0.60 —65c
Johannisbeeren, 16 Quarts	1.25 —1.25
Aepfel, frische, per Faß	2.50 —3.50
Birnen, 40 Pfund	1.25 —2.00
Pflaumen, 4 Körbe	1.00 —1.25
Zitronen per Kiste	3.00 —4.50
Bananen, per Bündel	0.90 —2.00
Gemüse—	
Kartoffeln, per Bushel	0.37
Tomaten, per Kiste	0.75 —1.00
Zwiebeln, per Dutzend Bündel	0.10
Gurken, per Dutzend	0.05
Kohl, per Kiste	0.40
Salat, per Kiste	0.15 —0.20
Mohrrüben, per Dutzend Bündchen	0.25 —0.30
Sellerie, per Bündel	0.40 —0.60
Rüben, per Kiste	1.00 —1.35
Radieschen, per Dutzend	0.06 —0.09
Erdbeeren, per Kiste	0.50 —1.25
Spargel, per Dutzend	0.25 —0.50
Spinat, per Faß	0.20 —0.25
Grüne Erbsen	0.75
Wassermelonen, Waggonladung	130.00—85.00
Wassermelonen, per Hundert	15.00—25.00

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Wilson Ave., 34 F. östl. von Hoyne Ave., 32x100, E. Rudolph an Nils Sandstrom, $3500.

Grace Str., 291 F. östl. von Robey Str., 25×125, A. Malmquist an John W. Turner, $3100.

Hoyne Ave., 211 F. südl. von Byron Str., 66×124, Nachlaß von W. B. Ogden an William R. Thomas, $2700.

Oakley Ave., 75 F. nördl. von Winona Str., 25×112 E. Brown, jr., an John Mutsch, jr., $1470.

W. Ravenswood Park, 275 F. nördl. von Wellington Ave., 25×116, E. Brown, jr., an Friedrich Mabl, $1873.

Ballou Str., 25 F. südl. von Dunning Str., 30×125¼, A. H. Larson an C. Smith, $2600.

Drummond Ave., Nordostecke Cortez Str., 29.95×130, G. Boettger an D. E. Stevenson, $8000.

Grundstück 57 Union Pk. Pl., 22×120, John A. Dahlem an Matilda Canaday, $4000.

57. Str., 112 F. westl. von Normal Ave., 25×120, H. M. Dowling an Catherine C. Hayes, $2700.

Western Ave., 160 F. nördl. von Hirsch Str., 25×124, John Emiger an Moritz Durchslag, $8000.

Madison Str., 597 F. westl. von Hamlin Ave., 24×158, James E. Kelly an Louis H. Burke, $4000.

Western Ave., Nordwestecke Superior Str., 130×126, Henry D. Meade an Carl Labahn, $1.

Morgan Str., 259 F. nördl. von 13. Pl., 25×170, Mary Riley an Harris Perlman, $3300.

Green Bay Ave., 280 F. südl. von 89. Str., 50×140; Anthony Ave., 166 F. nordwestl. von 93. Str., 50×135, und anderes Grundeigenthum, Ira W. Cobe an W. H. Clippenger, $7500.

Laflin Str., 198 F. südl. von 90. Str., 100×132, C. A. Cleaver u. A. durch M. in C. an M. J. Cranswick, $1217.

Houston Ave., 48 F. nördl. von 83. Str., 25×125, O. Studt an A. Soborzinski, $1500.

38. Str., 99 F. westl. von Butler Str., 37×72, Amer. C., L. and R. Association an Alex. J. W. Copelin, $1.

Dasselbe Grundstück, James W. Ranson an Clara A. Abbot u. A., $12,000.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 3 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.60.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"=Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Positive Wissenschaft.

Der Laubfrosch, dessen Prophetengabe von den Naturforschern lange Zeit in das Bereich der Fabel und des Aberglaubens verwiesen wurde, ist neuerdings zum Glück wissenschaftlich wiederhergestellt worden. Ein Glück ist das deshalb, weil der Glaube an die sogenannte Wetterkunde und ihre Jünger, der schon lange erschüttert war, in diesem Sommer den Todesstoß erhalten hat. Selbst der größte Verehrer des neuzeitlichen Fortschrittes muß nachgerade zugeben, daß die gelehrtesten Meteorologen das Wetter nicht besser vorherbestimmen können, als die unwissendsten Schäfer oder Seeleute. Trotzdem sie sich nicht blos nach den Wolkenbildungen bei Sonnenuntergang, oder nach dem Krähen der Hähne zu richten brauchen, sondern die Luft messen und wägen können, trotzdem ihre Beobachtungsstationen über das ganze Festland und die umliegenden Inseln verstreut sind, und trotzdem ihnen jede Veränderung sofort telegraphisch gemeldet wird, sind ihre Ankündigungen ebenso wenig zuverlässig, wie die eines ganz gewöhnlichen Barometers für 50 Cents. Wer ein wirklich gutes Aneroid besitzt, wird sogar viel sicherer und bestimmter Regen und Sonnenschein, Sturm und Windstille voraussagen können, als der Oberprophet in Washington, der seine Drachen bis über die Wolken steigen läßt. Er wird zwar nicht vom Trögen niedrigen Barometers, von weitreichenden Depressionen und unausgeglichenen Bedingungen reden können, aber wenn im Winter sein Instrument stark und anhaltend fällt, so wird er auf wärmeres Wetter und Schnee schließen, und wenn es im Sommer merklich und dauernd steigt, so wird er Trockenheit und kühleres Wetter erwarten. Und seine Erwartungen werden nicht annähernd so oft getäuscht werden, wie die des Autoritätsgläubigen, der in seiner Zeitung die hochtönenden Voraussagungen des Wetteramtes mit Staunen und Bewunderung liest und sich einbildet, sie verstanden zu haben.

Selbstverständlich soll nicht behauptet werden, daß die amtlichen Prophezeiungen niemals eintreffen. Wer je „gerade oder ungerade" gespielt hat, weiß aus Erfahrung, daß es ganz unmöglich ist, immer falsch zu rathen. Wie nun entweder nur eine gerade oder eine ungerade Nummer gezogen werden kann, so kann es auch nur regnen oder trocken bleiben, kälter oder wärmer werden, stark oder schwach wehen. Behauptet also z. B. das Wetteramt, daß es morgen regnen wird, so wird sich das schon von Hause aus annähernd ebenso oft als richtig wie als falsch erweisen müssen. Dazu kommt dann noch, daß man immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit in Chicago Regen erwarten kann, wenn es ringsumher schon Tage lang gegossen hat. Die natürlichen „Chancen" werden also durch die Kenntnisse verbessert werden, die der amtliche Wetterprophet sich verschaffen kann, etwa wie beim Wettrennen der Pferdekenner und Sportsmann etwas bessere Aussichten hat, als der Spieler, der gar nichts versteht, und von den Pferden, auf die er wettet, nie zuvor gehört hat. Den eigenen Angaben des Wetteramtes zufolge treffen 85 Prozent seiner Prophezeiungen ein. Das mag deshalb wahr sein, weil es in 24 Stunden zweimal rathet und am Morgen sich verbessern kann, wenn es am Abend schlecht gerathen hat. Es würde aber auch, wenn es vollständig und nicht blos bedingungsweise wahr wäre, die meteorologische Wissenschaft nicht rechtfertigen, weil 50 Prozent der Voraussagungen ohnehin richtig gerathen sein müßten, und somit nur 35 Prozent, oder annähernd ein Drittel, auf das Konto der Wissenschaft gesetzt zu werden brauchen. Um die Bedeutung dieser Leistung zu würdigen, braucht man sich blos vorzustellen, daß die Diagnose eines Arztes immer zweimal falsch und nur einmal richtig wäre, der Aeskulap also je zwei Patienten zu Tode kuriren und den dritten mit Hilfe seiner gesunden Konstitution durchbringen würde.

Das Wetteramt ist indessen auf seine Vollbringungen noch außerordentlich stolz. Am Ende eines jeden Winters theilt es mit, wie viele Millionen Dollars es den Farmern im Süden durch seine rechtzeitigen Warnungen vor "kalten Wogen" gerettet hat. Zwar bleiben auch diese kalten Wogen mitunter aus, aber kein Farmer ärgert sich, wenn ihm mitgetheilt wird, daß sie da oder dort ihre Bahn geändert haben, wogegen er die irdische Vorsehung in Washington preist, wenn sie ihn veranlaßt hat, seine Erdbeeren grün abzupflücken, weil sie sonst erfroren wären. Die Schiffskapitäne dagegen brummen mitunter, wenn sie durch ein Sturmsignal Tage lang im Hafen festgehalten worden sind, und der Sturm nachher gar nicht kommt, doch vergessen sie dieses Ungemach sehr rasch, wenn die Warnung das nächste Mal sich als begründet herausstellt. Dann stimmen auch sie mit ein in das Lob des Wetteramtes, und wenn dieses vom Kongresse immer wieder erhöhte Bewilligungen fordert, so darf kein Volksvertreter sich unterstehen, mit ihm zu feilschen. Eine Regierungsabtheilung, die jährlich Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Menschenleben und Eigenthum im Werthe von vielen Millionen rettet, kann weder mit Worten noch mit klingender Münze genügend gewürdigt werden.

Im Uebrigen flößt die meteorologische Wissenschaft schon darum eine an Verehrung grenzende Bewunderung ein, weil sie dem Laien vollständig unfaßbar ist. Sie gebraucht immer hundert unverständliche Worte, um ein allgemein gangbares Wort zu erklären und schildert die jedem Schulknaben bekannten Naturvorgänge so, daß sie dem geübtesten Dialektiker unentwirrbar sind. Der Steuerzahler, der eine der zahlreichen Schriften in die Hand bekommt, durch die das Wetteramt sich selbst in das richtige Licht stellt, wird von der Gelehrsamkeit der Wetterprofessoren so zu Boden gedrückt, daß er nicht einmal zum durchbohrenden Gefühle seines Nichts gelangen kann. Je weniger er von dem Wortschwalle versteht, desto mehr ist er überzeugt, daß die Meteorologen rasend gescheute Kerle sein müssen. Das verhindert ihn allerdings nicht, seinen Regenschirm mitzunehmen, wenn das Wetteramt zuversichtlich ankündigt: „Heute und bis morgen Abend, wahrscheinlich auch noch übermorgen und die ganze Woche, klar und heiter". Denn die Wissenschaft ist zwar groß, aber nicht unfehlbar.

Unsere Gäste.

Heute beginnt die Veteranenwoche, während der die Große Armee der Republik bei Chicago zu Gaste sein wird, und ganz Chicago bietet heute den „alten Knaben" ein freudiges Willkommen. Es ist schon lange her, daß sie hier waren, deshalb erfreut jetzt ihr Kommen umsomehr.

Jenes erste Feldlager der Großen Armee in Chicago fiel in's Jahr 1875. Die Große Armee war damals noch verhältnißmäßig klein — sie zählte knapp 25,000 Mitglieder — und die heutige Weltstadt war noch eine simple große Stadt mit etwa 407,000 Einwohnern. Heute zählt die Große Armee rund 280,000 Mitglieder, von denen zwischen 40,000 und 50,000 zum Feldlager erwartet werden, nebst einem Troß von Verwandten, Freunden und Bewunderern, der auf 200,000 Köpfe geschätzt wird. Das sind große Zahlen, aber Chicago ist eine große Stadt und kann Platz schaffen für Millionen, so es gerngesehene Gäste sind, die da anklopfen. Und die Veteranen sind willkommene Gäste! Das kann Jeder sehen, der Augen hat, zu sehen, und hören, der Ohren hat, zu hören. Viele Gebäude, besonders der unteren Stadt, prangen im Flaggenschmuck, und auf allen Seiten sieht man das "Welcome, G. A. R.", das Stadtoberhaupt hat einen herzlichen Willkommen-Gruß an die alten Soldaten erlassen, und offizielle Festredner werden denselben in begeisterten Worten noch genugsam wiederholen. Aber all' das ist äußerlich, und würde allein kaum Gewähr bieten für die Stimmung des Volkes; da müssen andere Zeugen heran, und an denen fehlt's nicht.

Man braucht nur die Augen ein wenig offen zu halten, und man wird sie leicht erkennen. Man konnte sie schon gestern genügend finden, denn es waren gestern schon viele Veteranen in der Stadt, wenn auch das Hauptheer erst heute und morgen hier eintreffen wird. Das Alter erfreut sich für gewöhnlich hierzulande nicht gerade der Achtung und Zuvorkommenheit, die ihm gebührt. Die grauen Knaben aber, die sich gestern mit ihren Grand Army=Hüten in den Straßen Chicagos zeigten, konnten sich nicht beklagen. Ueberall begegneten sie freundlichen, achtungsvollen Blicken, die Straßenbahnkondukteure unterdrückten das gewohnte "Hurry up, please," wenn das Auf- und Absteigen etwas langsam ging, die Passagiere machten ihnen bereitwillig Platz und sogar jene liebenswürdigen Menschen, die sich immer auf den ersten Sitzen der Bänke der Trolley=Bahnen festkleben und alle andern Fahrgäste zu Schlangenwindungen zwingen, an ihnen vorbeizukommen, selbst sie rückten gnädig zur Seite, den „Alten" Platz zu machen. So was soll vordem niemals dagewesen sein so lange es Trolley=Cars gibt. Und die liebe Jugend! Wandelt da ein altes Paar, Mann und Frau, Hand in Hand, wie zwei Kinder, am Geschäftslokal eines Nachmittagsblattes vorbei, vor dem eine Anzahl Straßenaraber der Zeitungen harren. Die beiden Alten sind dürftig gekleidet und machen ein auffallendes Bild. Er in einer „Bür," die ihm nur bis an die Knöchel reicht und in ihrer Enge seine Säbelbeine recht schön zur Geltung bringt; sie in einem zu kurzen Rock und mit einem großmächtigen Blumenhut, der in allen Farben des Regenbogens leuchtet. Die gewitzten Straßenjungen bemerken das schnell und Einer beginnt: "Say, Jim, look at de . . ." Er unterbrach sich. „Was?" fragt Jim. "Nawthin" lautet die Antwort, "I didn't see de hat." Der Veteranenhut, den der Alte trug, hatte den Knaben schnell verstummen machen. Chicago steht unter dem Veteranenhut und selbst der gewichtigste Pantoffel muß ihm weichen. Der strengste „Feldwebel" gibt Urlaub, alte Kriegskameraden zu begrüßen oder wenn es den Dienst der Veteranen gilt.

* * *

Chicago ist, wie die große Armee, groß geworden in den fünfundzwanzig Jahren seit jenem ersten hiesigen Heerlager, aber damit hört der Vergleich auch auf. Die große Armee ist in der Zeit auch alt geworden und hat ihren Höhepunkt bereits überschritten; Chicago hat den seinen noch lange nicht erreicht und ist noch immer recht jung. Das werden die Gäste hoffentlich im Auge behalten, denn sonst könnten sie leicht für Zeichen des Verfalls nehmen, was in Wirklichkeit nur Beweise der Jugend sind. Chicago ist noch nicht fertig; daher sind seine Straßen so schlecht und so schmutzig, daher sieht man in den „besten" Straßen die baufälligsten Baracken und daher kommt es, daß heute überall in der Stadt unzählige größere und kleinere Stücke Land brach liegen, bedeckt mit Schutt und Unkraut und sonstigen Zeichen der Verwahrlosung und des Verfalls. Chicago ist jung und voll übersprudelnder Lebenskraft trotz Vielem, das als Zeichen des Verfalls gedeutet werden könnte. Die Große Armee ist alt und schwach trotz ihrer stattlichen Mitgliederzahl. Sie hat einen Feind, den sie trotz aller Tapferkeit nicht besiegen kann. Wenn abermals fünfundzwanzig Jahre vergehen bis zum Heerlager der Großen Armee in Chicago, dann werden wohl statt der Tausende nur Einzelne zu zählen sein. Der Feind gibt keinen Pardon und die „Große Armee der Republik" kann nicht mehr viel rekrutiren, ohne ihr Wesen zu verändern.

* * *

Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Veteranen des spanischen Krieges und des Philippinenkrieges in die Große Armee aufzunehmen und ihr so den Fortbestand zu sichern, aber unter den Bürgerkriegveteranen selbst hat dieser Vorschlag wenig Anklang gefunden, und der gegenwärtige Kommandeur hat sich ganz entschieden dagegen erklärt. Es ist anzunehmen, daß der Vorschlag abgewiesen wird, wenn überhaupt in den Geschäftssitzungen darüber verhandelt wird, und die Veteranen werden klug daran thun. Die Große Armee würde nicht mehr das sein, was sie ist, wenn das junge Blut in ihr Aufnahme fände, und sie würde wahrscheinlich dadurch einbüßen im Ansehen beim Volke. Der Veteranenhut würde nicht mehr die Bedeutung haben, wie heute. — Man mag in den Theilnehmern an den jüngsten Kriegen „Helden" sehen und ihnen begeistert zurufen, man wird ihnen aber nicht jenes Gefühl entgegenbringen, das man heute hier in Chicago den Alten gegenüber zeigt. Diese kämpften für die Erhaltung der Union und ihre Verfassung; jene kämpften in Kriegen, über welche die Meinungen sehr getheilt sind. Nach dreißig oder fünfunddreißig Jahren werden diese Meinungsverschiedenheiten vergessen sein, und das Volk wird dann vielleicht bereit sein, die Veteranen des spanischen und des Philippinenkrieges zu ehren, wie heute die des Bürgerkrieges, aber bis dahin wird die heutige große Armee wohl ziemlich vollzählig bei ihren Kameraden versammelt sein, die in dem blutigen Bürgerkriege fielen.

Die „Große Armee der Republik" muß den letzten Theilnehmern an dem Bürgerkrieg in's Grab folgen. Das ist das Beste für sie — für ihren Namen — und für's Land.

„Führe mich nicht in Versuchung."

Seit der Verurtheilung des früheren Staatssekretärs von Kentucky, Caleb Powers, wegen Mitschuld an der Ermordung Goebels, ist die alte Frage, ob das Aussetzen großer Belohnungen für die Entdeckung von Verbrechern rathsam oder zu verwerfen ist, wieder lebhafter besprochen worden. Es ist kein Zweifel, daß in jenem Prozesse viele Meineide geleistet worden sind. Die Geschworenen mußten oft entscheiden, wer glaubwürdiger sei, die Zeugen der Anklage oder diejenigen der Vertheidigung; beide konnten die Wahrheit nicht sprechen, denn ihre Aussagen standen in scharfem Widerspruch zu einander. Die Geschworenen entschieden zu Gunsten der Zeugen der Anklage, und es ist guter Grund vorhanden zu der Annahme, daß die Zeugen des Powers gedungen waren, die Unwahrheit zu sagen. Man konnte schon gut zahlen für einen Meineid, denn es stand für gewisse Leute genug auf dem Spiele. Dasselbe läßt sich aber auch für die andere Seite sagen. Die Gesetzgebung von Kentucky hatte eine Belohnung von $100,000 ausgesetzt für die Verhaftung und Ueberführung des Mörders oder der Mörder Goebels und damit eine Versuchung geschaffen, die zu Schlimmem hätte führen können. Es soll nicht gesagt sein, daß die Zeugenaussagen durch diese Handlung der Legislatur beeinflußt wurden — man hat ja auch noch nicht gehört, daß das Geld oder ein Theil der Summe beansprucht wurde —, aber es ist nicht zu bestreiten, daß die Aussicht auf eine solche Belohnung leicht zu falschem Zeugniß hätte führen können. Die besten Polizeibeamten und Kriminalanwälte stimmen darin überein, daß das Aussetzen großer Belohnungen für die Ermittelung von Verbrechern große Gefahren in sich birgt. Solche Belohnungen bilden eine Versuchung zum Meineid und zum Zusammenstellen falschen Beweismaterials, der Leute gewissen Schlages nicht widerstehen können, und es kann gar nicht bezweifelt werden, daß sie schon verhältnißmäßig oft zu „Justizmorden führten."

Erst kürzlich sind hinsichtlich eines Mordfalles in Missouri „Enthüllungen" gemacht worden, die zeigen, wie Belohnungen Meineide zeugen. Die Polizei von St. Louis war scharf getadelt worden, weil es ihr nicht gelungen war, die drei Mörder eines bekannten Bürgers, Namens Bennett, dingfest zu machen. Daraufhin nahm sie eine Massenverhaftung vor und erwischte dabei drei junge Leute, die als Kameraden bekannt waren. Das mußten die Thäter sein und man machte sich an's Werk, das Beweismaterial gegen sie zusammenzubringen. Es war eine Belohnung von $3000 ausgesetzt für Beweismaterial, das zur Ueberführung der Mörder führen würde, und man darf wohl sagen, Dank diesen $3000 wurde das Gewünschte gefunden.

Eine farbige Frau trat auf und bezeichnete die drei Männer als die Mörder. Sie schwur auf dem Zeugenstand, daß sie sah, wie die drei von ihrem Opfer wegliefen; daß sie das Gesicht des Einen, Namens Mac Donald deutlich sah und daß die anderen ihn bei diesem Namen riefen. Dem entgegen sagten mehrere andere, glaubwürdige Zeugen aus, daß McDonald zur Zeit der That mehrere Meilen vom Thatorte entfernt war, und McDonald wurde freigesprochen. Die beiden anderen aber wurden auf das Zeugniß der Farbigen hin schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt. Nicht weniger als acht Mal wurde der Tag für ihre Hinrichtung festgesetzt; aber der Gouverneur traute dem Zeugniß der Farbigen nicht und gewährte jedes Mal einen Aufschub, einmal erst drei Stunden vor der festgesetzten Hinrichtungszeit. Schließlich begnadigte er die beiden Männer zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Vor einigen Monaten nun war dieselbe Farbige Zeugin in einem anderen Mordprozeß und da erhärtete sie mit ihrem Eid etwas, was eine physische Unmöglichkeit war. Sie wurde daraufhin wegen Meineid unter Anklage gestellt, prozessirt und zu siebenjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Ein Detektiv forschte über ihre Vergangenheit nach und entdeckte, daß sie Jahre lang in Kansas City eine „berufsmäßige Meineidige" war und schließlich von dort nach St. Louis floh, der Verhaftung wegen Meineids zu entgehen. Er stellte ferner fest, daß sie zur Zeit der Ermordung Bennetts zwei Meilen vom Thatorte entfernt war und Alles, was sie vom Morde wußte, aus den Zeitungen geschöpft hatte. Als sie von der Belohnung erfuhr, theilte sie mehreren Bekannten mit, daß sie sich das Geld verdienen werde. — Ein Kommentar dazu ist wohl nicht nöthig. —

Die Mandschurei.

Das unter dem Namen die Mandschurei bekannte große Gebiet von Nord-China, nach welchem Rußland seine Hand ausstreckt, ist in drei Provinzen eingetheilt: Holungkiang im Norden mit annähernd 400,000 Quadratkilometern und 1½ Millionen Einwohnern, Hauptort Zizikar; Kirin in der Mitte mit 207,000 Quadratkilometern und etwa 5 Millionen Einwohnern, Hauptort Kirin; Fungtien mit der Landeshauptstadt Mukden und der Halbinsel Liaotung, 110,000 Quadratkilometern und 5 bis 6 Mill. Seelen, also weit mehr als die bisher maßgebende, aber auf eine Anzahl Jahre zurückreichende Angabe von Süß in „Bevölkerung der Erde", der nur 7½ Millionen annahm. In diesem Unterschiede schon liegt eine Andeutung für die kolonisatorische Entwicklung des Landes, ohne daß wir auf die von einigen Schriftstellern angenommenen Bevölkerungsschätzungen auf 15, 20 und gar 25 Millionen einzugehen brauchten. Die Mandschurei hat einst einen großen Theil ihrer Bewohner nach China abgegeben und dafür lange Zeit keinen vollen Ersatz gefunden. Die Mandschu, die ursprünglichen Einwohner mongolischer Rasse, machen heutzutage kaum mehr als 5 Prozent des nach ihnen benannten Landes aus. Bei der Eroberung Chinas durch ihre Herrscher leisteten sie als kriegslustige Nomaden Heeresfolge. Nach dem Sturz der Mingdynastie führten die mandschurischen Herrscher die Sitten ihres Heimathlandes ein oder versuchten es wenigstens, und es gelang ihnen u. a. mit dem Zopf und den weiten Aermeln. Mandschurisch wurde die Hofsprache, es konnte jedoch mit seiner sehr beschränkten Literatur gegen das Chinesische nicht aufkommen, und die Eroberer nahmen sehr bald, den ausschließlich mandschurischen Beamtenstab mit eingeschlossen, chinesische Sprache, Sitten und Anschauungen an. In den beinahe menschenleer gewordenen Gebieten der Mandschurei siedelten sich mittlerweile Chinesen an, die Grund hatten, ihre Heimath zu fliehen; es entstanden dort freie Verbrecherkolonien, deren Angehörige mit den minderwertigen Eingeborenen sich zu Räuberbanden zusammenschaarten, die unter der russischen Bezeichnung Chunsusen bekannt sind und bis auf den heutigen Tag das Land unsicher machen, ohne daß die chinesischen Behörden ihnen wirksam zuleibe rücken können. Eine rothe Flagge mit der Inschrift „Rache" voran, ziehen sie durch das Land, ein Schrecken der Dörfer und der fahrenden Kaufleute. Colquhoun erwähnt die Thatsache, daß es in Niutschwang eine Versicherungsanstalt gibt, wo die nach Norden ziehenden Kaufleute gegen Erlegung bestimmter Gebühren ihre Frachtwagen versichern; der Fuhrmann erhält ein rothes Fähnchen, das er vorn am Wagen befestigt, und wird dann angeblich von den „Rothbärten" nicht behelligt. Die chinesische Regierung, der fortwährend zu viele Verbrecher entkamen, untersagte die Auswanderung nach der Mandschurei, bis sie sich im Jahre 1820 der vollendeten Thatsache fügte. Die Chinesen, unter denen es auch einen Theil Verschickter gab, waren mittlerweile schon bis in die Provinz Kirin vorgedrungen, hatten Städte gegründet, Pachtland erworben und eingeborene Weiber geheirathet, und die Kinder der Mischehen bewährten fast wie echte Chinesen den Ruf der Zähigkeit dieser Rasse. Es entwickelte sich nun eine ganze koloniale Gesetzgebung, zumal als infolge des Taipingaufstandes Massen von Flüchtlingen sich aus China nach der Mandschurei wandten. Viele Chunsusen wurden ansäßig gemacht, andere zogen aus der Provinz Kirin nach Norden, um ihr Nomadenleben weiter zu führen und die Gegenden bis zum Amur und Ussuri, selbst auf russischem Gebiet, zu plündern. Regelungen für den Landerwerb, wie sie die polnische Ansiedelungskommission vielfach nicht besser treffen könnte, besonders ein rationelles Abzahlungswesen, trugen in den fruchtbaren Thälern des Ssungaribeckens zur Vermehrung der ansäßigen Bevölkerung wesentlich bei, und bald nahmen arbeitsame Bauern die Stelle der Jäger, Goldsucher und Gräber der vermeintlich heilkräftigen Ginsangwurzel ein. Die Kolonisirung gerieth namentlich in Fluß, nachdem die chinesische Regierung Ende der 70er Jahre die bis dahin geltende Ordnung aufhob, wonach die Mandschu allein Grundbesitz zu eigen haben, die Chinesen solchen nur pachten durften, sodaß erstere eine gewisse Aristokratie bildeten. Gelegentlich speicherten die Behörden Saatkorn auf, um es bei Mißernten den Landwirthen zu verabfolgen. In der Provinz Holungkiang wurde ähnlich verfahren, wenn auch weniger eingreifend. Heutzutage unterscheiden sich Kirin und namentlich Fungtien in landwirthschaftlicher Hinsicht nur wenig mehr von dem eigentlichen China. In der Mandschurei jedoch sind die Löhne höher und ist die allgemeine Lebenshaltung besser als in den 18 Provinzen.

Die Mandschu hatten neben alledem gewisse Rechte und Pflichten mit Bezug auf Aemter und Heeresfolge behalten. Die drei Statthalter sollten Mandschu sein. Es ist aber nach den neuesten Reisenden anzunehmen, daß die vorgeschriebenen Unterschiede bei der Aemterbesetzung nicht mehr eingehalten werden. Die Mandschu sprechen chinesisch, ihre eigene Sprache ist beinahe ausgestorben, sie verbrennen ihre Todten nicht mehr, sondern begraben sie und pflegen den Ahnenkultus; bis auf einige kleine Unterschiede kleiden sie sich auch wie die Chinesen. Dagegen haben andere, kleinere Stämme im Norden, die zum Theil auch auf russischem Gebiet und in der Mongolei ansäßig sind, ihre Eigenarten mehr oder weniger erhalten; so die Dauren im Norden des Großen Chingan und am Argunfluß, nahe Verwandte der Mandschu, die jedoch noch dem Schamanenthum, dem uralaltaischen Ahnen- und Geisterkultus, den Bettelmönche ausüben, huldigen, Ackerbau und Viehzucht, auch Jagd- und Fischfang treiben; so die Orotschonen im Nonnibecken und am Großen und Kleinen Chingan, echte Tungusen von ausgesprochen mongolischem Typus, die sich in Felle kleiden, die Lammfellmütze und ledernes Schuhwerk tragen und ein patriarchalisches Nomadenleben führen, auch häufig in die Knechtschaft der höher entwickelten Dauren treten, den Chinesen gegenüber ziemlich unabhängig sind und ihre Abgaben zahlen wie es ihnen beliebt; dann die Manegren, ebenfalls Nomaden, Schamanisten von einer geringen Kultur, und die ihnen verwandten, theilweise aber angesessenen Biraren, beide Stämme vom rechten Amurufer gegenüber Blagowieschtschensk. Der interessanteste Stamm sind die Golden in der Amur-Ussuri-Ecke und am Ssungari. Es sind Tungusen von blasser Gesichtsfarbe, mit länglichem Gesicht und hervortretenden Backenknochen, schwarzem, dichtem Haar, fast bartlos, von mäßiger Größe, aber kraftvollem Körperbau. Ihre Kleidung besteht aus einem Hemde von chinesischem Baumwollzeug und kurzen Hosen. Echt national ist bei ihnen ein Hemd aus Fischhaut, auf dem Verzierungen aus demselben Material aufgenäht sind, und andere Kleidungsstücke derselben Art, auf denen aufgenähte kupferne Platten klirren. Ihre Sprache ist der Mandschusprache ähnlich, ihr Kultus ein gemäßigter Schamanismus, nebst einem eigenartigen Thierkultus. So sind ihnen Tiger und Panther heilig und werden nur getödtet, wenn sie einen Menschen angreifen, dann aber unter Entschuldigungen und Wehklagen umständlich begraben. In sittlicher Beziehung stehen sie höher als die andern Eingeborenen am Amur. Sie leben hauptsächlich von Fischfang und Jagd und treiben daneben etwas Gemüsebau. Krahmer hält die Angabe, wonach ihre Zahl 25,000 betragen soll, für hoch gegriffen. Zu erwähnen wären noch die Solonen, Tungusen vom Nonni, die bei den „acht Bannern" der Chinesen dienen, die Koreaner (etwa 50,000 im Südosten, die Burjäten und einige andere Stämme.

Der Ackerbau ist sehr vielseitig. Weizen wird aus dem Norden, hauptsächlich aus der Gegend von Ninguta, bis nach der Provinz Tschili versandt. Hirse wird am meisten gebaut, theils als einzige Nahrung für die Armen, theils zum Brennen von Samschui, dem bekannten chinesischen Schnaps. Kleinere Flächen sind mit Gerste, Hafer, Buchweizen, Mais, Reis (auf Liauho) und Hanf bestellt. Der Oelbereitung, die in zahlreichen Fabriken in den Städten betrieben wird, dient die Kultur von Bohnen — Oel und Preßkuchen, letztere als Dünger und Viehfutter — Erbsen und Sesam. Die über den mandschurischen Vertragshafen Niutschwang gelenkte Ausfuhr besteht in erster Linie aus Bohnenkuchen, Bohnen und Erbsen. Das Verbot der Ausfuhr von Brotstoffen nach fremden Ländern gibt, wie Walton bemerkt, den Mandarinen Anlaß, sich mehr oder weniger heimliche Einnahmequellen zu verschaffen, indem sie bei der Verschiffung ein Auge zudrücken. So gehen denn über Niutschwang ganz bedeutende Menge Hirse und sonstigen Getreides nach Korea. Tabak wird in der ganzen Mandschurei gebaut und nach sorgfältiger Aberntung und Zubereitung als ein beliebtes Kraut weithin nach China versandt. Im Lande selbst wird ungeheuer viel Tabak verbraucht, da beide Geschlechter vom 8. oder 9. Lebensjahre an unbändig rauchen. An der Ligotunküste gibt es auch Baumwolle. Am einträglichsten jedoch ist die erst in den 1860er Jahren eingeführte Mohnkultur, die gegenwärtig im ganzen Lande, und zwar am meisten am Sungari, betrieben wird und sich bei dem andauernden Zuzug der Chinesen noch weiter ausdehnt; es ist möglich den Mohn zweimal im Jahre anzubauen und abzuernten. Das mandschurische Opium ist ein gefährlicher Mitbewerber für das indische und geht in großen Mengen nach der Provinz Tschili. Es spielt bereits eine so bedeutende Rolle, daß der Rückgang der chinesischen Zolleinnahmen theilweise der Einfuhr des abgabenfreien inländischen Saftes zugeschrieben wird. Opium gilt einfach als Tauschmittel, und die chinesischen Arbeiter, die als Sachsengänger in die Mandschurei wandern, lassen sich bei der Heimkehr in Opium auslöhnen, das um so werthvoller ist, je weiter sie nach Süden kommen. Zwar ist der Mohnbau verboten, sind die mit der Opiumbereitung verbundenen Arbeiten ungesetzlich, und doch flattern die rothen Blumen allenthalben lustig im Winde, denn wo die Beamten grade Macht genug besitzen, um die Kultur unterdrücken zu können, lassen sie sich, wie es nun einmal ihre Art ist, bestechen. Die Viehzucht beschränkt sich auf die Steppen und den Westen, besonders das herrenlose Land nach der Mongolei zu, sowie auf das Hochland. Die Wälder an den Gebirgen werden vielfach gerodet und ausgebrannt.

Der Handel hat sich, wie die Landwirthschaft, erst entwickelt, nachdem die Chinesen eingewandert waren; die ursprünglichen Mandschu hatten für beides keinen Sinn. Freilich konnte sich der Handel wegen des Räuberunwesens und des Mangels an Straßen, auf denen höchstens chinesische Frachtkarren mit den schweren Holzrädern vorankommen könnten, nur wenig entwickeln. Ein weiteres Hinderniß ist die Besteuerung, die amtliche wie die erpreßte. Nur die besondern Eigenschaften der Kaufleute, die beinahe alle der Provinz Schansi entstammen und in mächtigen Gilden zusammenhalten, das Schiebswesen pflegen und Kreditnoten ausgeben, haben ein leidliches Gedeihen ermöglicht. Zur Ausfuhr kommen zunächst die mittelbaren und unmittelbaren Erzeugnisse des Ackerbaues.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Der Geschäftsabschluß über das Grundeigenthums=Geschäft im Monat Juli in den Ver. Staaten ist, wie der des vorhergehenden Monats, ein ungünstiger, im Vergleich mit den Resultaten des betreffenden Monats im Vorjahre. Die Berichte über registrirte Verkäufe in 36 Städten ergeben die folgenden Zahlen:

	Juli 1900	Juli 1899	Zunahme (Proz.)	Abnahme (Proz.)
Allegheny	$119,196	$299,054	—	60
Atlanta	528,850	251,690	110	—
Charleston	130,345	110,801	18	—
Chicago	7,847,917	16,390,000	—	52
Cleveland	857,667	1,011,000	—	20
Dallas	467,026	341,300	37	—
Davenport	136,640	181,120	—	25
Dayton	465,840	419,508	13	—
Detroit	958,800	1,325,900	—	27
Duluth	1,381,666	266,182	420	—
Galveston	98,387	273,454	—	64
Grand Rapids	235,285	144,646	63	—
Indianapolis	987,716	868,759	14	—
Kansas City	932,900	1,566,000	—	40
Los Angeles	724,231	1,356,919	—	47
Louisville	580,890	803,843	28	—
Milwaukee	1,311,296	1,529,648	—	14
Minneapolis	636,366	743,062	—	14
Montreal	554,383	442,550	25	—
Nashville	324,572	282,665	11	—
New York	8,315,712	10,723,808	—	22
Omaha	409,121	973,837	—	58
Pittsburg	1,929,546	3,049,472	—	36
Portland	261,012	214,382	21	—
Rochester	293,400	365,600	—	20
Salt Lake City	254,096	403,064	—	37
San Francisco	1,287,193	984,441	31	—
St. Joseph	148,160	151,049	—	2
St. Louis	1,301,846	1,808,360	—	28
St. Paul	8,327,474	2,110,550	294	—
Seattle	915,081	480,086	90	—
Sioux City	188,920	199,716	—	5
Spokane	203,175	582,767	—	65
Tacoma	170,000	80,000	112	—
Toledo	654,348	345,086	90	—
Toronto	438,000	378,000	16	—
Zusammen	$44,372,057	$51,455,818		
Abnahme	7,083,761			

Die Abnahme ist demnach gleich 16 Prozent zu Ungunsten dieses Jahres.

* * *

Im lokalen Geschäft gilt das Vermiethen von Geschäftsräumen als ziemlich sicheres Barometer. Im Geschäftstheile der Stadt sind die Miethen im Allgemeinen besser geworden, trotzdem sie immer noch nicht so gut sind, wie sich von einem zufriedenstellenden Umsatze erwarten läßt. Indessen hat sich das Miethsgeschäft denn doch von dem durch die Weltausstellung veranlaßten „Buhm" und der naturgemäß darauf folgenden Reaktion erholt. Die Folge dieser Reaktion war, daß das Angebot von vermiethbaren Räumlichkeiten stärker war als die Nachfrage, und daß die Raten fielen.

Von diesen niedrigen Preisen ist eine merkliche, sich von Jahr zu Jahr hebende Besserung eingetreten, und damit eine allmähliche Abnahme der verfügbaren Räumlichkeiten. Gegenwärtig sind innerhalb der Hochbahnschleife fast gar keine, und außerhalb dieses Terrains nur wenig leerstehende Geschäftsräumlichkeiten zu finden, und während früher die Vermiether sich einander unterboten, fangen jetzt die Miether an, sich einander für besonders wünschenswerthe Räumlichkeiten zu überbieten; für den Herbst sind demnach die Aussichten in diesem Zweige des Geschäftes günstig.

* * *

Zahl und Betrag der während der Woche registrirten Verkäufe waren:

	Zahl	Betrag
Stadt	270	$1,125,539
Landbezirke	53	100,755
Zusammen	323	$1,226,294
Vorhergehende Woche	401	1,561,862
Entsprechende Woche von 1899	378	1,239,727
Entsprechende Woche von 1898	372	1,187,720
Entsprechende Woche von 1897	436	1,779,836
Entsprechende Woche von 1896	386	2,000,602

Das bedeutendste Geschäft der Woche war der Verkauf der Steinhauerei-Anlage der Young & Farrel Co., 568 bei 398 Fuß, an der Südost-Ecke von Polk Str. und Stewart Ave., an die Western Electric Co. Während die Uebertragungs=Urkunde nur einen Betrag von $155,597.68 aufweist, beläuft sich die Kaufsumme in Wirklichkeit auf $617,500, denn die kaufende Gesellschaft übernimmt Belastungen zum Betrage von $461,902.32. Wenn die Baulichkeiten und das Inventar, welche in den Verkauf eingeschlossen sind, auf etwa $50,000 geschätzt werden, so ergibt sich für den Grund und Boden, etwa 225,000 Quadratfuß, ein Werth von $567,500, oder $2.50 per Quadratfuß. Die Western Electric Co. beabsichtigt, auf dem Grundstück, welches vorzügliche Eisenbahnverbindung hat, eine große Fabrik zur Herstellung von schweren Maschinentheilen und besonders von Kabeln anzulegen, die etwa $200,000 kosten wird.

Der Besitztitel zu dem etwa 21 Acres umfassenden Nord-Chicago Schützenpark ist nunmehr für $38,235 auf Oscar H. Haugan, von der Western State Bank, übergegangen. Eine Reihe von 24 Baustellen am südlichen Ende des beliebten Piknikplatzes wurde an etwa einem Dutzend Käufer für einen Gesammtbetrag von $12,385 überschrieben.

George Beidler verkaufte an David Beidler ein Fünftel=Antheil an dem Haymarket=Theater, 169 W. Madison Str., 120 bei 180 Fuß, für $30,000, sodaß sich der Gesammtwerth der Liegenschaft demnach auf etwa $150,000 beziffert. Als Theilzahlung überschrieb der Käufer 60 bei 140 Fuß an der Nordost=Ecke von West Lake und Halsted Str. für $29,000.

* * *

Unter den Anleihen war das bedeutendste Geschäft der Woche die Belastung des Adams Expreß=Gebäudes, 183 bis 189 Dearborn Str., 100 bei 132 Fuß, mit $150,000 für sechs Jahre zu 4 Proz. Das achtstöckige Gebäude und der Grundpacht=Vertrag auf das Land, welcher in 1988 abläuft und eine jährliche Grundpacht von $20,000 bedingt, sind nunmehr vollständig in den Besitz von John C. McCord übergegangen, welcher schon früher einen bedeutenden Antheil an der Liegenschaft hatte. Die Uebertragung selbst war Formsache und für den nominellen Betrag von $1. Der Werth der Liegenschaft beziffert sich auf $852,730, wovon $219,130 auf das Gebäude kommen.

Der Agent des Jeffries Nachlasses von Boston machte auf die Liegenschaft an der Südwest=Ecke von Michigan Ave. und Peck Court, 80 bei 80 Fuß, mit sechsstöckigem Store- und Flatgebäude, eine Anleihe von $75,000 zu 3½ Proz. Die Steuerrevisions=Behörde bewerthete die Sicherheit auf $239,100. Die Anleihe ist zu dem Zwecke, eine frühere 5prozentige Belastung zu refundiren.

Auf die Liegenschaft Nr. 323—325 Dearborn Str., 49½ bei 66 Fuß, mit dem achtstöckigen Como=Gebäude, welches meistens von Druckereien benutzt wird, machte die New England Mutual eine Anleihe von $90,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. Der Werth der Sicherheit wurde von der Steuerbehörde auf $158,200 geschätzt.

Eine andere Anleihe von derselben Versicherungs=Gesellschaft war $25,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. auf die Liegenschaft an der Nordwest=Ecke von North Clark und Erie Str., 44 bei 120 Fuß, mit vierstöckigem Store und Hotelgebäude.

Die Northwestern Mutual machte eine Anleihe von $20,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. auf die Liegenschaft an der Südwest=Ecke von Lake Ave. und 51. Str., 261 bei 213 Fuß, mit vierstöckigem Store- und Flatgebäude.

Todes=Anzeige.

Ernestine D. F. U. Verein.

Den Schwestern die traurige Nachricht von dem Tode unserer Schwester

Marie Krüger.

Die Beerdigung findet statt am Sonntag Mittag um 12 Uhr, vom Trauerhause, 875 34. Str., nach Waldheim.

Willkommen, Veteranen!

Chicago gerüstet für das 34. Veteranen-Heerlager.

Die Festwoche wird allen Theilnehmern eine Reihe von unvergeßlich schönen Tagen bringen.

Interessantes aus der Geschichte der „Grand Army of the Republic". — Das Programm für die nächsten Tage. — Allerlei Mittheilungen aus den Hauptquartieren.

Ein Fest der Bruderliebe wird in diesen Tagen hier gefeiert — ein Fest der echten, wahren Freundschaft! Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist unter den Veteranen weit stärker, als unter den Angehörigen anderer Vereinigungen. Ihre Freundschaft ward mit Blut gekittet! Die gemeinsamen Erlebnisse am Lagerfeuer, im Gewühle des Kampfes, nach der Schlacht, die Erinnerungen an gemeinschaftliche Leiden und an gemeinschaftliche Freuden sind unauslöschlich tief im Herzen der Ueberlebenden aus dem großen heiligen Krieg für Freiheit und Menschenrecht eingegraben. Die alten Regimentskameraden finden sich in diesen Tagen aus allen Richtungen der Windrose hier, in Chicago, zusammen. Sie reichen sich die Bruderhand, schauen einander in die treuen Augen, manche von ihnen sehen sich vielleicht zum letzten Male in ihrem Leben. Das Gefühl der Wehmuth kommt in ihren Kreisen aber nicht auf. Sie frohlocken und jubiliren, weil es ihnen vom Schicksal vergönnt ist, noch ein Mal die gemeinsamen Entbehrungen auf langen Märschen und in von der Heerstraße abgelegenen Orten im Geiste zu durchleben, sich zu freuen, daß sie dabei waren und nun noch einmal durch die Straßen der Feststadt in dem stolzen Gefühle zu marschiren: „Ich war auch dabei, als es hieß, Gut und Leben für die Ehre des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen! Blick auf uns, junges Volk, und mache es uns nach!" Und die junge Riesin „Chicago" freut sich, den „alten Knaben" ein herzliches Willkommen entbieten und ihnen Tage der Freude und des herzerhebenden Genusses bereiten zu können.

"Be kind to the old boys!" lautete die Weisung, die Robert McCulloch, Hauptbetriebsleiter der Chicago City Railroad Company, gestern den Kondukteuren dieser Straßenbahngesellschaft gab; „vor 35 Jahren waren sie wohl im Stande, für sich selber zu sorgen, jetzt sind sie alt und gebrechlich. Seid ihnen eine Stütze, gebt freudig Auskunft, drängt sie nicht beim Auf- und Absteigen, behandelt sie nachsichtig und freundlich, denn die meisten von ihnen kennen nicht die Gefahren des Chicagoer Schnellverkehrs; beschützt sie vor jedem Unfall!" „Begegnet den alten Veteranen mit Liebe und Hochachtung!" rufen heute die Mitglieder des Festausschusses den Chicagoer Bürgern zu, „macht unserer Stadt Ehre; erweist unseren Gästen jedes Entgegenkommen, das dazu beiträgt, ihnen den Aufenthalt in unserer Stadt zu verschönern; öffnet Eure Herzen und nehmt die alten Veteranen mit echter, warmer Gastfreundschaft in Eurer Mitte auf!"

Von den 2,320,272 Mann, welche in den Krieg gegen die Südarmee zogen, fanden 67,058 den Heldentod auf dem Schlachtfelde, 43,032 starben an den erlittenen Wunden oder erlagen in Hospitälern den Strapazen des Krieges, bei weiteren 24,852 während der Feldzüge Gestorbenen vermachte man die Todesursache amtlich nicht festzustellen. In der nach dem Friedensschluß, am 23. und 24. Mai 1865 in der Bundeshauptstadt abgehaltenen ersten Veteranenparade marschirten 80,000 Ueberlebende von der Potomac-Armee, 36,000 von der Tennessee-Armee und 33,000 Mann der Georgia-Armee in Reih und Glied. Der erste Veteranenverein wurde am 6. April 1866 von Major B. F. Stephenson und Kapitän John S. Phelps in Decatur, Ill., mit sechzehn Mitgliedern ins Leben gerufen. Noch im Monat Juli des nämlichen Jahres wurde der zweite Grand Army-Posten in Springfield, Illinois, mit General John M. Palmer als Kommandeur, gegründet. Bis zum Winter 1866 waren Veteranenvereine auch in den Staaten Wisconsin, Indiana, Iowa, Kentucky, New York, Pennsylvanien, District of Columbia und Massachusetts entstanden. Das erste nationale Heerlager wurde am 20. November 1866 in Indianapolis, Ind., abgehalten. In Chicago hat es bisher nur einmal, am 12. und 13. Mai 1875, stattgefunden. Der wackere Deutsch-Pennsylvanier Haudegen John F. Hartranft wurde damals zum Kommandeur gewählt. Andere Deutsch-Amerikaner, welche dieses hohe Amt in der Veteranenarmee bekleidet haben, sind Louis Wagner, ebenfalls aus Pennsylvanien, (1880); John S. Kunz, aus Ohio, (1884), und A. G. Weissert aus Wisconsin (1892). Drei Jahre hintereinander — 1868 in Philadelphia, 1869 in Cincinnati und 1870 in Washington — wurde dem Illinoiser Helden John A. Logan dieses Ehrenamt übertragen. Wie General Logan, so ist auch Major Dr. Stevenson, der Gründer der Grand Army zur großen Armee abgerufen worden. Stevenson starb im Jahre 1871 zu Rock Creek, Ill. Ueber das Wachsthum, beziehungsweise die Abnahme der Mitgliederzahl dieses großen Veteranenverbandes liegt seit dem Jahre 1878 folgende Liste vor:

Jahr	Mitglieder	Jahr	Mitglieder
1878	31,016	1890	409,489
1879	44,752	1891	407,781
1880	60,634	1892	399,880
1881	85,856	1893	397,223
1882	134,701	1894	369,083
1883	215,446	1895	357,639
1884	273,168	1896	340,610
1885	294,787	1897	319,456
1886	323,571	1898	305,603
1887	355,916	1899	287,368
1888	372,960	1900	[illegible]
1889	397,974		

45 Staatsvereinigungen betheiligen sich an dem bevorstehenden nationalen Veteranen-Heerlager. New York hat in 638 einzelnen Posten 34,333, Ohio in 695 Vereinigungen 28,501, Illinois in 573 Posten über 30,000 Mitglieder aufzuweisen; Utah hat die kleinste Anzahl von Vereinen, nämlich nur 5 mit 217 Mitgliedern, während New Mexiko die kleinste Anzahl von Mitgliedern, 147 in zehn Vereinen, besitzt. Die Frage, ob die Veteranenvereinigung als solche sich mit der Politik befassen solle, oder nicht, wurde nach heißer, langwieriger Debatte im Jahre 1868 in Philadelphia ein für alle Mal mit einem kräftigen „Nein" aus der Welt geschafft. — Von einem deutsch-amerikanischen Veteranen aus Cincinnati (General Willich) wurde am 5. Mai 1868 die erste Anregung zur Feier des Gräberschmückungstages gegeben. Noch während jenes Heerlagers wurde von den Delegaten einstimmig der 30. Mai jeden Jahres als Tag der Abhaltung einer derartigen würdigen Feier bestimmt. In allen Staaten der Union, mit Ausnahme von Alabama, Arkansas, Florida, Georgia, Idaho, Louisiana, Mississippi, New Mexiko, Nord- und Süd-Carolina, Texas und Virginien, ist seither der Gräberschmückungstag nationaler Feiertag geworden.

* * *

Das Programm für heute, Sonntag, umfaßt nachverzeichnete Einzelheiten:

Vormittags: Besondere Feierlichkeiten in Kirchen.

Ansprachen werden halten: 1) Gen. Shaw in der South Park Methodisten-Kirche, South Park Avenue und 33. Straße; 2) Rev. P. H. Swift in der Englewood Episcopal-Kirche, 64. Str. und Stewart Ave.; 3) Gen. Green B. Raum, in der Oakland Methodisten-Kirche, Oakwood Boulevard und Langley Ave., Vormittags; Richter Charles Neeley am Abend; 4) Rev. J. Clayton Youker in der Euclid Ave. (Oak Park) Methodisten-Kirche; 5) General Joe Wheeler in der Oakland-Methodistenkirche.

Um 2 Uhr Nachmittags Militär-Konzerte in den großen Parks auf der Nord-, Süd- und Westseite.

Nachmittags-Konzert im Coliseum.

8 Uhr Abends — Große religiös-patriotische Feier im Coliseum.

* * *

Morgen, Montag, Vormittag, um 9 Uhr wird das Veteranenfest durch eine kurze, aber eindrucksvoll geplante Einweihungsfeier des den Marine-Veteranen gewidmeten Triumphbogens an Van Buren Str. eingeleitet werden. Um 10 Uhr 30 Min. Vormittags wird sich alsdann der Festzug der Marine-Veteranen, geleitet von Commodore George L. Seavey, Präsident der „National Association of Naval Veterans" und Hauptmarschall J. R. B. Voß von der Michigan Ave. und Randolph Straße aus in Bewegung setzen und sich die Ruhmes-Allee entlang durch den Ehrenhof bewegen. Der Festzug wird aus den alten Seeratten aus der Zeit „1861 bis 1865," aus den jungen Seeratten des spanisch-amerikanischen Krieges, aus der uniformirten Bemannung der Bundeszollkutter „Morrill" und „Fessenden," der „National Association of Union Ex-Prisoners," den „Sons of Veterans," aus Offizieren der Bundesmarine in Kutschen, den Mannschaften hiesiger Lebensrettungsstationen, Militärmusikkapellen und Polizeiabtheilungen zusammengesetzt sein. Nachmittags um 3 Uhr wird alsdann im See, am Lakefront-Park, eine Flottenparade, unter Betheiligung der Zollkutter und anderer Bundesschiffe, reich geschmückter Jachten und Privatdampfer u. s. w. stattfinden, und um 5 Uhr soll in der Nähe des Lincoln Park-Ufers ein Scheingefecht zur See ausgeführt werden. Am nämlichen Abend veranstaltet die „Association of Naval Veterans" zwei große Festlichkeiten, von denen die eine im „Auditorium," die andere im „Coliseum" abgehalten wird.

* * *

Die Vorbereitungen für die am Dienstag Vormittag abzuhaltende große Veteranenparade sind beendigt. 50,000 von den alten Kriegern, welche anfangs der 60er Jahre dem Rufe des Vaterlandes zu den Waffen folgten, werden in Reih und Glied durch den ihnen zu Ehren errichteten Ehrenhof an den Spitzen der Militär- und Zivilbehörden vorbeimarschiren. Die Formirung der einzelnen Abtheilungen wird nach folgendem Entwurf erfolgen: Polizeiabtheilung zu Pferde, unter dem Kommando von Polizeichef Kipley; Hauptmarschall Generalmajor Daniel E. Sickles und Stab; Generalkommandeur der G. A. R. Gen. Albert D. Shaw mit Stab und dem Bidwell-Wilkinson Veteranen-Posten Nr. 9 aus Buffalo als Ehrenwache; Phinneys Kapelle; Lafayette-Posten G. A. R. aus der Stadt New York; zwölf Herolde in Uniform; Kutschen mit dem Bürgermeister und Ehrengästen; Kutschen mit den Beamtinnen des „Womans Relief Corps," der „G. A. R. Ladies of the G. A. R.," der „G. A. R. Nurses' Association," Repräsentanten der Bundes-Armee und Bundes-Marine, wie auch anderen hervorragenden Gästen; Columbia-Posten von Chicago; die Staatsverbände der G. A. R. in folgender Reihenfolge: Wisconsin, Pennsylvania, Ohio, New York, Connecticut, Massachusetts, New Jersey, Maine, Californien und Nevada, Rhode Island, New Hampshire, Vermont, Potomac, Virginien und Nord Carolina, Maryland, Nebraska, Michigan, Iowa, Indiana, Colorado und Wyoming, Kansas, Delaware, Minnesota, Missouri, Oregon, Kentucky, West Virginien, Süd Dakota, Washington und Alaska, Arkansas, New Mexico, Utah, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Florida, Montana, Texas, Idaho, Arizona, Georgia, Alabama, Nord Dakota, Oklahoma, Indianer-Territorium, Illinois. Die Marschlinie des Zuges ist wie nachstehend festgesetzt worden: Michigan Boulevard, durch Randolph nach State, Adams, Franklin, Monroe, Market Str., Jackson Boulevard nach Michigan Boulevard durch den Ehrenhof bis Harmon Court.

Wisconsin — An Michigan Ave., nördlich von Randolph Str., rechter Flügel an Randolph Str.
Pennsylvania—an der Westfront von Michigan Ave., rechter Flügel an Washington Str.
Ohio—an der Ostfront von Michigan Ave., rechter Flügel an Washington Str.
New York—an der Westfront von Michigan Ave., hinter dem Department von Pennsylvania.
Connecticut—an der Westfront von Wabash Ave., rechter Flügel an Washington Str.
Massachusetts—an der Westfront von Wabash Av., der rechte Flügel hinter Connecticut.
New Jersey—an der Westfront von Wabash Ave., der rechte Flügel hinter Massachusetts.
Maine — an der Westfront von Wabash Ave., der rechte Flügel hinter New Jersey.
Californien und Nevada—an der Westfront von Wabash Ave., der rechte Flügel hinter Maine.
Rhode Island—an der Ostfront von Wabash Ave., rechter Flügel an Washington Str.
New Hampshire—an der Ostfront von Wabash Av., rechter Flügel hinter Rhode Island.
Vermont—Ostfront von Wabash Ave., rechter Flügel hinter New Hampshire.
Potomac — an der Ostseite der Wabash Ave., rechter Flügel hinter dem Department von Vermont.
Virginia und Nord Carolina—10 Uhr, Ostfront von Wabash Ave.
Maryland—10 Uhr, Ostfront von Wabash Ave.
Nebraska—10 Uhr, Ostfront von Wabash Ave.
Michigan—10.30 Uhr, Michigan Ave., nördlich von Randolph Str.
Iowa—10.30, in der breiten Gasse zwischen Michigan Ave. und Wabash Ave., rechter Flügel an Randolph Str.
Indiana—10 Uhr, am Lake Front Park, rechter Flügel südl. von dem temporären Postgebäude.
Colorado und Wyoming—10 Uhr, südlich von Indiana.
Kansas—11 Uhr, in der breiten Gasse zwischen S. Water Str. und Lake Str., westlich von Michigan Avenue.
Delaware—11 Uhr, in der breiten Gasse zwischen South Water Str. und Lake Str., rechter Flügel hinter Kansas.
Minnesota—11 Uhr, setzt sich nach Abmarsch des Departments Michigan von Lake Str., östlich von Michigan Ave., aus in Bewegung.
Die Veteranen von Missouri, Oregon, Kentucky, West Virginia, Süd Dakota, Washington und Alaska, Arkansas, New Mexico, Utah, Tennessee, Louisiana und Mississippi, Florida, Montana, Texas, Idaho, Arizona, Georgia, Alabama, Nord Dakota, Oklahoma und Indianer Territorium werden sich in Zügen zu zwölf um 11 Uhr an dem Lake Front Park formiren und in der angegebenen Reihenfolge abmarschiren.
Illinois — um 12 Uhr, wird an Lake Str., mit dem rechten Flügel in der breiten Gasse westlich von Michigan Ave., Aufstellung nehmen und den Beschluß des Veteranenzuges bilden."

* * *

Vor jedem Department wird ein Banner, mit dem Namen und der Korpsnummer des nachfolgeden Veteranenverbandes als Inschrift, getragen werden. — Die Namensliste der Departementskommandeure lautet wie folgt:

Alabama—George B. Randolph, Anniston.
Arizona—R. H. G. Minty, Phoenix.
Arkansas—A. L. Thompson, Springdale.
California und Nevada—H. J. Dill, San Diego.
Colorado und Wyoming—H. M. Orahood, Denver.
Connecticut—John R. Bucklyn, Mystic.
Delaware—William A. Reilly, Wilmington.
Florida—John S. Fairhead, Jacksonville.
Georgia—S. A. Darnell, Jasper.
Idaho—S. L. Thompson, Lewiston.
Illinois—Joel M. Longenecker, Chicago.
Indiana—David F. Beem, Spencer.
Indianer-Territorium—J. S. Hammer, Ardmore.
Iowa—C. F. Bailey, Ireton.
Kansas—W. W. Martin, Fort Scott.
Kentucky—L. M. Drye, Lebanon.
Louisiana u. Mississippi—C. W. Keating, N. Orleans.
Maine—Seth T. Snipe, Bath.
Maryland—John R. King, Baltimore.
Massachusetts—Peter D. Smith, Andover.
Michigan—Ethel M. Allen, Portland.
Minnesota—Gideon S. Ives, St. Peter.
Missouri—Wilbur F. Henry, Kansas City.
Montana—P. H. Manchester, Butte.
Nebraska—John Reese, Brokenbow.
New Hampshire—D. E. Proctor, Wilton.
New Jersey—C. B. Richards, Trenton.
New Mexico—John R. McFie, Santa Fe.
New York—Nathan P. Pond, Rochester.
Nord-Dakota—William Ackerman, Grand Forks.
Ohio—C. R. Monfort, Cincinnati.
Oklahoma—M. L. Rood, Guthrie.
Oregon—B. B. Gates, Hillsboro.
Pennsylvania—Charles Miller, Franklin.
Potomac—Geo. H. Slepbaugh, Washington, D. C.
Rhode Island—Walter A. Reed, Providence.
Süd-Dakota—William L. Palmer, Carthage.
Tennessee—S. T. Harris, Johnson City.
Texas—Charles B. Peck, Houston.
Utah—M. A. Breeden, Ogden.
Vermont—U. A. Woodbury, Burlington.
Virginia u. N. Carolina—A. B. Heistand, Norfolk.
Washington und Alaska—R. B. Freeman, Spokane.
West Virginia—Arnold Brandley, Elkins.
Wisconsin—D. G. James, Richland Center.

* * *

Die Liste der Hauptquartiere der einzelnen Staatenverbände für die ganze Dauer des Festes lautet wie folgt:

Alabama—Zimmer 54 Sherman House.
Arkansas—Hotel Grace.
California und Nevada—Zimmer 66 und 67 Leland Hotel.
Colorado u. Wyoming—Zimmer 242 Palmer House.
Connecticut—Auditorium.
Delaware—Continental Hotel.
Florida—McCoys Hotel.
Georgia—McCoys Hotel.
Idaho—Auditorium.
Illinois—Gedenkhalle im Bibliotheksgebäude.
Indiana—Sherman House.
Indianer-Territorium—242 Palmer House.
Iowa—Parlor 2, Tremont House.
Kansas—Zimmer 21, 23 und 24 Leland Hotel.
Kentucky—McCoys Hotel.
Louisiana und Mississippi—Zimmer 375 Palmer House.
Maine—Zimmer 12 Leland Hotel.
Maryland—Zimmer 259 Palmer House.
Massachusetts—Zimmer 246 Palmer House.
Michigan—Parlor A, Tremont House.
Minnesota—Parlor M, Palmer House.
Missouri—Zimmer 228 Palmer House.
Montana—Parlors Windsor Hotel.
Nebraska—Leland Hotel.
New Hampshire—Zimmer 100 Palmer House.
New Jersey—Zimmer 250 Palmer House.
New Mexico—Hotel Grace.
New York—Palmer House.
Nord-Dakota—Hotel Norwood.
Ohio—Parlor D und E Palmer House.
Rhode Island—Zimmer 110 Palmer House.
Süd-Dakota—Parlor 608 McCoys Hotel.
Tennessee—53 Leland Hotel.
Texas—Morrison Hotel.
Vermont—Parlor 1 Auditorium Annex.
Washington und Alaska—Zimmer 430 Palmer House.
West Virginia—Parlors B und C Wyoming Hotel.
Wisconsin—Parlor N Sherman House.

Folgendes Programm ist für den Kommers zu Ehren der deutsch-amerikanischen Veteranen aus dem Bürgerkriege, welcher am nächsten Dienstag Abend in der Nordseite-Turnhalle veranstaltet wird, aufgestellt worden:

1. Punkt 8 Uhr, Signalruf „Zum Sammeln". Marsch-Lied, Senefelder Liederkranz und Turner-Männerchor. Aufmarsch der [illegible] auf der Bühne. Salut den Gästen und Ernennung des Vorsitzers durch Präsident Lorenz Mattern.
2. Prolog, gesprochen von Turner J. W. Dietz.
3. Militärischer Salamander der [illegible] zu Ehren der Gäste.
4. Deutsche Festrede . . . Kamerad Wm. Vocke
5. „Männer und Buben", . . . Theodor Körner Massenchor, gesungen von sämmtlichen Anwesenden.
6. Englische Festrede . . . Richter Theo. Brentano
7. Amerikanisches Kriegslied: „Rally 'round the Flag, Boys", gesungen von sämmtlichen Anwesenden.
8. „Schwarze Wolken", [illegible] Herr Hermann [illegible]
9. „Old Kentucky Home" . . . Männerchor
10. Deklamation, „Am Grabe Lincolns", . . . Johann W. Dietz.
Kamerad Emil Hoechster.
„Laßt uns gemeinschaftlich ehrend Derer gedenken, die ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und Derer, die uns vorausgegangen sind zur großen Armee, wo ewiger Frieden!"
11. Deutsche Poesie und deutsches Geistesleben in Amerika.
12. Militärischer Salamander zu Ehren aller Kameraden vom General herab bis zum Gemeinen.
Erfrischungs-Pause.
Hierauf Fünf-Minuten-Reden der Vertreter anderer Regimenter.
Allgemeines Fröhlichsein bis zur „Retraite".

* * *

Heute Nachmittag, 2 Uhr, findet in der Steinway-Halle die zweite jährliche Ingersoll-Gedenkfeier statt, welche die „Ingersoll Memorial Association of Chicago" zu Ehren des verstorbenen Patrioten und Redners veranstaltet. Das Programm besteht aus folgenden Nummern:

Orgel-Vorspiel
Gesangssolo . . . . Victor Sincere
Eröffnungsrede . . . . Edward Lowy, Vorsitzer
Ansprache, „Faith and Doubt" . . Dr. H. W. Tomas
Ansprache, „The Religious Doubter and the Religious Believer" . . Frau Celia Parker Woolley
Ansprache, „Ingersoll the Friend of Liberty", Clarence S. Darrow
Ansprache, „Ingersoll the Humanitarian", Rev. Reverdy Ransom
Orgel-Solo
Ansprache, „Ingersoll the Truth Lover", Dr. Thomas B Gregory
Gesangssolo, „Wait" . . . Charles Horvits
Ansprache, „Ingersoll the Lover of His Kind", C. Porter Johnson
Ansprache, „Ingersoll" . . . C. A. Windle
Gesangssolo . . . . Victor E. Sincere
Ansprache, „Ingersoll" . . . John A. Scott
Orgel, „America" . . . Chor und Anwesende

Der Zutritt ist kostenfrei. Das Publikum im Allgemeinen, wie auch bereits hier weilende Veteranen sind freundlichst zum Besuch derselben eingeladen.

* * *

Präsident McKinley benachrichtigte gestern Nachmittag die Festbehörde telegraphisch, daß er zu eigenen großen Bedauern durch wichtige Amtsgeschäfte verhindert sei, den Veteranenfestlichkeiten beizuwohnen.

Der spanische Gesandte Herzog von Arcos, nebst Gattin, traf gestern um 12 Uhr 30 Minuten, begleitet von seinem Sekretär Signor Riano und Mitgliedern der Legation, auf dem Lake Shore Bahnhof ein und wurde von General Black, Vorsitzendem des Empfangsausschusses, Ex-Konsul Hobart C. Chatfield-Taylor und Herrn Barthold Singer, zur Zeit spanischer Konsul in Chicago, empfangen. Mit klingendem Spiel, ausgeführt von dem George W. Cook'schen Zuaven-Trommler- und Pfeifer-Corps aus Denver, wurden diese Ehrengäste in Kutschen nach ihren Quartieren im Auditorium-Annex geleitet.

Die Einweihung des „Coliseum", an Wabash Ave. und 15. Straße, gestaltete sich gestern Abend zu einer glänzenden Affäre. Besonders große Ehre legte Herr Katzenberger mit den deutschen Sängerinnen seines Damenchores durch ihre Massenvorträge ein.

Am nächsten Dienstag werden anläßlich der Veteranenparade alle öffentlichen Bureaux der Bundes-, Staats- und Stadtverwaltung, wie auch alle Gerichtshöfe geschlossen sein. Das Postamt schließt seine Thore um 10 Uhr Vormittags und eröffnet den Postdienst erst wieder um 7 Uhr Abends. Die öffentliche Bibliothek wird bis 5 Uhr 30 Minuten Nachmittags geschlossen sein.

In den Geschäftsräumen des Veteranen-Quartiermeisters, Col. R. H. Peters, im Keith-Gebäude, Monroe Straße und Wabash Ave, ging es schon gestern wie in einem Bienenschlage zu. Hunderten von Veteranen wurde freies Quartier in den hierfür bestimmten städtischen Schulgebäuden angewiesen. Das Gros der Veteranen-Armee wird im Laufe des heutigen Tages, der Nachschub während der Nacht und morgen, in aller Frühe, eintreffen.

Tausende von auswärtigen Besuchern suchten gestern im Informations-Bureau, ebenfalls im Keith-Gebäude, um Auskunft nach, die ihnen bereitwilligst gegeben wurde.

Die große patriotisch-militärische Feuerwerksentfaltung „Die Schlacht von Santjago", auf einer am Seeufer, dem Studebaker-Theatergebäude gegenüber, errichteten 600 Fuß langen Bühne, wurde gestern Abend unter riesigem Besucherzudrang zum ersten Male ins Werk gesetzt und von den Anwesenden als „ein Erfolg" gekennzeichnet.

Die Ladies of the G. A. R. werden der spanischen Herzogin von Arcos zu Ehren im Auditorium einen großen Empfang veranstalten.

Am Mittwoch, den 29. August, von 11 bis 2 Uhr, wird im Zimmer No. 306 des County-Gebäudes eine Wiedervereinigung aller hier weilenden und anwesenden Mitglieder des 32. Indiana (Willichs) Regimentes stattfinden.

Die Ueberlebenden vom 52. Illinoiser Freiwilligen-Regiment werden ihre 33. jährliche Wiedervereinigung am Montag, den 27. August, im Woodlawn Park-Klubhouse abhalten. General Stibbs wird die Festrede halten, Hilfspostmeister John M. Hubbard wird patriotische Lieder singen.

Die morgen Vormittag, um 9 Uhr 30 Min., stattfindende Einweihung des Triumphbogens der Marine-Veteranen wird aus Musikvorträgen der Chicagoer ersten Milizregimentskapelle, einem Weihegebet des Bischofs Samuel Fallows, und einer Ansprache von John A. Montgomery bestehen. Bei der am Dienstag um die nämliche Zeit abzuhaltenden Einweihung der Veteranen-Ehrenpforte wird der Veteranenkommandeur General Albert D. Shaw die Weiherede halten und Dr. F. W. Gunsaulus das Gebet sprechen.

Frau Julia P. Schade, Präsidentin der „Ladies of the Grand Army", traf gestern Nachmittag hier ein und bezog im Palmer House ihr Hauptquartier. Am nächsten Dienstag Abend von 9 bis 11 Uhr werden die Delegaten dieses Veteranen-Frauenvereins ihrer Präsidentin zu Ehren im Palmer House einen großen Empfang abhalten.

Das seidene Banner, welches jedem Staats-Veteranenverbande bei der großen Parade am Dienstag vorangetragen wird, wird von dem betreffenden Kommandeur demjenigen Posten zuerkannt werden, welcher die stärkste Betheiligung aufzuweisen haben wird. Columbia-Posten Nr. 706 von Chicago hofft das Banner des Illinoiser Verbandes zu erringen.

500 Mitglieder des Verbandes der Veteranensöhne werden am Dienstag an den auf der Marschlinie, in entsprechender Entfernung voneinander, aufgestellten 150 Trinkwasser-Fässern bereitstehen, um den marschirenden Veteranen einen erfrischenden Trunk zu verabreichen. Jedes Faß wird durch einen Schlauch mit der Wasserleitung verbunden, so daß es sich als „unerschöpflich" erweisen wird.

Am Montag Abend werden die 43 verschiedenen Abtheilungen der „Sons of Veterans" zu Ehren des Veteranen-Kommandeurs Albert D. Shaw, des Generals John C. Black und ihres eigenen Kommandeurs Asa W. Jones, Vize-Gouverneur von Ohio, in der Gedenkhalle, im Bibliotheksgebäude, einen großen Emkfang abhalten.

Der Verband der Veteranensöhne wurde im Jahre 1878 in Philadelphia organisirt. Derselbe weist jetzt 1,129 einzelne „Camps" mit im Ganzen 32,564 Mitgliedern auf.

Kaffee und Herzkrankheit.

Langsam und sicher wird die Herzthätigkeit beeinflußt.

„Mein Herz schien aus meinem Körper springen zu wollen eines Morgens, nachdem ich ein wenig Kaffee, ohne Sahne und Zucker, getrunken hatte, — mir wurde gesagt, daß Kaffee, wenn in dieser Weise getrunken, mir nicht schädlich sein würde. Wir waren Alle sehr erschreckt über den schlimmen Zustand meines Herzens, bis ich schließlich zu der Ansicht kam, daß es vom Kaffee herrühren könnte.

„Als dann das Leiden verschwand, beschloß ich, nie wieder Kaffee zu trinken. Er hatte mir sehr geschadet, wenn ich ihn wie gewöhnlich mit Sahne und Zucker trank; aber ich hatte gehofft, daß er sich ohne Sahne und Zucker als weniger schädlich erweisen würde, aber das Resultat war nicht besser.

„Seit der Zeit haben wir Postum Cereal Food Kaffee getrunken, und mein Herz hat mich nicht mehr geplagt. Wir trinken den Postum Alle sehr gern, weil wir wissen, wie er gemacht werden soll und welch' ein unschätzbares Gesundheits-Getränk er ist.

„Im Gespräch mit einer Freundin kürzlich über Postum Cereal sagte sie, ihr schmecke er nicht. Ich fand, der Grund war, daß er nicht richtig hergestellt wurde. Nachdem ich ihr gesagt hatte, vier gehäufte Theelöffel voll Postum zu einem Pint Wasser zu nehmen und es volle 15 Minuten kochen zu lassen, nachdem das wirkliche Kochen begonnen habe, ist sie ganz entzückt davon und hat ihn seither immer gebraucht, und ihre Gesundheit ist bedeutend besser. Achtungsvoll Mrs. L. S. McEllimney, 1218 G Str., N. W., Washington, D. C.

Chicagoer Vorstadtnamen.

Das Town of Proviso verdankt seinen Namen einer sklavereifeindlichen Gesetzesvorlage.—Riverside war früher als Tränke und Viehschwemme von Wichtigkeit für Landwirthe. — Gages Farm. — Wie Papa Wheaton das Fortbestehen der nach ihm benannten Vorstadt durch ein Rettungsmahl sicherte. — Harlems Vergangenheit.

Wohl nur wenige der jetzigen Bewohner von Proviso wissen genau, wie ihre Ortschaft, und auch ihr Ortsdistrikt, zu dem eigenartigen Namen gekommen sind. Im Jahre 1833 war in jener Gegend am östlichen Ufer des Desplaines-Flusses, in welcher sich jetzt die Eisenbahnbrücke der Northwestern-Bahn befindet, von George Bickerdike und Mark Noble eine große Sägemühle errichtet worden, welche gar bald das Bauholz für alle Neubauten liefern mußte, die in den Counties Cook und Du Page aufgeführt wurden. Der große Wagenverkehr, welcher sich daselbst entwickelte, hatte zur Folge, daß sich auch zahlreiche Ansiedler in der Nähe der Sägemühle Heimstätten errichteten. Die Niederlassung wurde als zu der bereits im Jahre 1830 von David und Bernardus Laughton gegründeten Ortschaft Lyons gehörig betrachtet und „Lyons Precinct" genannt. In den 40er Jahren wurde dieser Name, dem tapferen Bundesgeneral und nachmaligen Bundespräsidenten Zacharias Taylor zu Ehren, in Taylor umgewandelt. Die Bewohnerschaft des Dorfes bestand zumeist aus Lohnarbeitern, welche ein reges Interesse an der Politik nahmen und sich als energische Gegner der Sklaverei in diesem „Lande der Freien" bekundeten. Mit großem Interesse verfolgten sie auch die Hauptvorgänge des Krieges der Ver. Staaten mit Mexiko. Die einflußreichen Sklavenhalter und Plantagenbesitzer konnten es nicht verhindern, daß das Territorium Texas im Jahre 1845 von dem Kongreß als Staat erklärt und in den Staatenbund aufgenommen wurde. Die unersättliche Habgier der Plantagenbesitzer im südlichen Texas, welche ihren Landbesitz strupellos um große, zur Republik Mexiko gehörige Landstrecken bereichern wollten, führte schließlich zu Grenzstreitigkeiten und damit zu einem Kriege der Union mit der Nachbarrepublik, der für die Vereinigten Staaten bekanntlich sehr glücklich verlief und mit der Einnahme der Stadt Mexiko endete. Durch den am 2. Februar 1848 in Guadolope-Hidalgo abgeschlossenen Friedensschluß waren Neu-Mexiko, das von Oberst Fremont und Commodore Stockton eroberte Californien und der südliche Theil des heutigen Texas gegen Zahlung von fünfzehn Millionen Dollars und Uebernahme einer Staatsschuld im Betrage von 3½ Millionen von der Republik Mexiko an die Ver. Staaten abgetreten worden. Zu jener Zeit stellte Kongreßmitglied David Wilmot, demokratischer Repräsentant des Staates Pennsylvanien, im Bundeskongreß den Antrag, daß die zum Ankauf von Californien und Neu-Mexiko geforderte Summe nur unter der Bedingung bewilligt werden sollte, daß „das Bundesgesetz vom Jahre 1778, welches die Sklaverei im nordwestlichen Gebiete der Vereinigten Staaten verbiete, auch auf das neu zu erwerbende Territorium ausgedehnt werde". Dieser Antrag rief im Kongreß eine langwierige, lebhaft geführte Debatte hervor. Der Wilmot'sche Gesetzvorschlag wurde als die „Proviso"-Bill von den Politikern im ganzen Lande erörtert. Die Bewohner der Ortschaft Taylor aber waren von der guten Absicht, welche diesem „Proviso" zu Grunde lag, so sehr entzückt, daß sie in öffentlicher Rathsversammlung einmüthig ihr Dörfchen „Proviso" tauften, welchen Namen dasselbe, wie auch der zu ihm gehörige Landdistrikt, bis auf den heutigen Tag führen. Im Bundeskongreß waren aber die Whigs, welche die Sklaverei beizubehalten wünschten, leider in der Mehrzahl und siegten über die Abolitionisten, welche für die Abschaffung der Sklaverei agitirten. —

In der Nähe des alten Indianerpfades, welcher über den Desplaines-fluß nach der heutigen Stadt Aurora führte, befand sich in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts das als „Bulls' Head Tavern" bekannte Gasthaus. Das Uferland in jener Gegend war flach. Auf einigen Strecken war der Flußboden so seicht, daß man während des Sommers und Herbstes, ohne sich der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen, von dem diesseitigen zum jenseitigen Ufer durch den Fluß waten konnte. Die Farmer, welche sich in jener Gegend niedergelassen hatten, fanden gar bald aus, daß diese Strecken wie geschaffen waren zur Vornahme der Schafschur, zum Tränken des Viehes und zum Treiben der Pferde und des Rindviehs in die reinigende und erfrischende Schwemme. Deshalb nannten sie jene Gegend Riverside, also die „Seite des Flusses", welche ihnen für vorstehende Zwecke hochwillkommen war. Im Jahre 1864 kaufte David A. Gage, Ex-Stadtschatzmeister von Chicago, eintausend Acres Land in jener Gegend an und nannte seinen Grundbesitz „Riverside Farm". Er legte große Gemüsefelder an, um für sein in Chicago, zwanzig Meilen entfernt, gelegenes Hotel die dort benöthigten Gartenfrüchte selbst ziehen zu können. Doch schon wenige Jahre darauf ging er willig auf den ihm von Emery E. Childs unterbreiteten Plan ein, die „Riverside Improvement Company" zu organisiren, und auf dem Grund und Boden der Farm eine Ortschaft „nach neuestem Muster" ins Leben zu rufen. Die Landschaftsgärtner Olmstead und Vaux wurden mit der Anlage von Straßen, Wegen und Parks beauftragt, artesische Brunnen wurden gegraben, Gaswerke für Beleuchtungszwecke errichtet, die Fahrwege mit Holzblöcken gepflastert, die Seitenwege aus behauenen Sandsteinplatten hergestellt, und alsdann wurde ein riesiger Buhm für die „ideale" neue Niederlassung ins Werk gesetzt. Da gab es aber böse Leute, welche behaupteten, die Niederung am Desplaines-Flusse sei ein greulicher Fieberheerd, und die neue Ortschaft befinde sich in dessen nächster Nähe. Die erhoffte Massenbesiedelung von Riverside blieb aus. Die Mitglieder der „Improvement Company" hatten nahezu zwei Millionen Dollars für die Anlegung von Straßen, für das neuartige Abwassersystem und für öffentliche Bauten verausgabt. Sie hatten sich „verspekulirt", wie der Volksmund sagt, und wurden von Gläubigern verfolgt. Zu jener Zeit gelangte die Stadt Chicago in den Besitz jener Strecke Landes, welche ihr noch heutigen Tages gehört und als „Gage Farm" bekannt ist. Zur Zeit des Buhms soll, wie man dort noch erzählt, in Riverside an der Quelle des kleinen Baches, der durch die Ortschaft fließt, ein großes Fest gefeiert worden sein. Um den Bewohnern und ihren geladenen Freunden eine besondere Freude zu bereiten, ließen die Arrangeure den Inhalt eines großen, mit Bourbon-Whiskey gefüllten Fasses in die Quelle auslaufen. Dieser Massenladung der Festgäste verdankt der Bach seinen Namen, er heißt „Bourbon Spring". Daß die Pottawatomie-Indianer in jener Nähe einen Begräbnißplatz hatten, wird noch jetzt bei der Beackerung des Bodens durch Auffinden von gebleichten Knochen, von Pfeilspitzen, Ueberresten von Pfeilköchern und anderen Indianerreliquien dokumentirt. Durch die letzte Bundes-Volkszählung wird die Bewohnerschaft von Riverside und Harlem auf 5767 beziffert. — Harlem wurde von ihrem ältesten Ansiedler J. H. Quick nach seiner Geburtsstadt Harlem, N. Y., benannt. Durch ihre Rennbahn, die daselbst während des Sommers veranstalteten Pferdewettrennen, und durch die geschäftliche Rührigkeit ihrer Bewohner hat die Ortschaft Harlem erst während des letzten Jahrzehntes einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen. Sie wurde im Jahre 1884 inkorporirt, ist also eine Chicagoer Vorstadt jüngeren Datums. Als ihr ältester deutscher Ansiedler (seit 1841) gilt L. D. Hann, Seniormitglied der Firma Hann Bros. John Kistenbroker eröffnete an Ecke von Lake und Marion Straße, gegenüber vom jetzigen Forest Home-Friedhof, die erste deutsche Wirthschaft. Albert Roos, in deutschen Sänger- und Turnerkreisen bestens bekannt, war mehrere Jahre hindurch Präsident des Schulrathes. Der Materialwaarenhändler Henry Lang war der erste, der Apotheker Eduard Strauß der zweite Postmeister der Ortschaft. Der alte wackere Herr Ferdinand Haase, Besitzer von „Haase's Park", auf dessen großem, am Desplaines-Flusse gelegenen Areal später der Friedhof „Waldheim" angelegt wurde, gehört ebenfalls zu den alten Ansiedlern von Harlem, zu welchen auch Geo. Schrade, der frühere Präsident der Village-Behörde und Verwalter von Waldheim, sich rechnen darf. — Wheaton hat seinen Namen von dem alten Ansiedler Warren L. Wheaton erhalten, welcher im Jahre 1838 aus Connecticut nach Du Page County kam und sich in jener Gegend, in welcher noch jetzt sein stattliches Wohnhaus steht, dem Landbau und der Viehzucht widmete. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Jesse C. Wheaton betrieb er später die Landwirthschaft im Großen und gelangte zu Reichthum und zu Einfluß unter den Bewohnern des Dörfchens. Als im Jahre 1849 die Galena & Chicago Union-Bahngesellschaft (die jetzige Northwestern) ihre Agenten dahin schickte, um das Wegerecht für ihre neue nach Elgin führende Strecke zu erlangen, wurde ihr von den Siedlern „die kalte Schulter" gezeigt. Sie forderten riesige Summen für die schmalen Landstrecken, welche sie an die Bahngesellschaft abtreten sollten. Enttäuscht und mißmuthig wollten die Agenten, J. B. Turner und Wm. B. Ogden, schon wieder die Rückfahrt nach Chicago antreten und empfehlen, daß die Strecke nach Naperville verlegt werde. Da lud Warren L. Wheaton die Beiden zu einem vergnügten Mahle ein, setzte ihnen beim Glase Wein auseinander, daß er den Bauern, die in ihrer Bornirtheit nicht erkennen könnten, welch' unschätzbaren Werth für die Entwickelung ihres Dorfes die Einrichtung einer Station der neuen Bahnlinie habe, die Köpfe zurechtrücken werde, und erlangte hierdurch die Zusicherung, daß die Bahnstrecke durch diese Ortschaft, und nicht an Naperville vorbei, geführt werden solle.

Bankerotte Kontraktoren

Müssen den Bau einer Eisenbahnbrücke einstellen.— Sie bleiben den Arbeitern die Löhne schuldig.

Die Arbeit an der neuen Eisenbahnbrücke der Baltimore & Ohio-Bahn, an der 96. Str. und dem Calumet Flusse, ist gestern eingestellt worden. Die „American Engineering and Construction Co.", von Kansas City, Mo., welche die Ausführung der Arbeit übernommen hat, besteht nicht mehr, denn sie hat eine Uebertragung ihrer Bestände an die Firma H. Chattuck & Co. in Chicago vorgenommen. Die Bahngesellschaft übergab den Kontrakt zum Bau der Bahn der „Kings Bridge Co." von Cleveland; diese lieferte alles Bau-Material, doch übertrug sie ihrerseits den Kontrakt zur Errichtung der Brücke an die „American Engineering and Construction Co."

Die Eisenarbeiter, welche in Diensten dieser Gesellschaft standen, sollen seit zehn Wochen keinen Lohn erhalten haben. Die Gesellschaft schuldet ihnen $2000. Seitdem sie mit der Arbeit begonnen haben, sollen ihnen erst $200 ausgezahlt worden sein.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Walter J. Russell, Minta D. Branquart, [illegible], 35.
Henry W. Westbrook, Anna B. Carroll, 25, 28.
Fred. E. Place, Lillie S. Webster, 33, 28.
Daniel Dunlevy, Laura Archer, 28, 38.
William E. Brennan, Carroll Phillips, 33, 17.
Mathias Kerbach, Mary Pfister, 25, 22.
Wojciech Borkowicz, Frances Kubicka, 22, 18.
Frank Stepan, Julie Budil, 27, 24.
Josef Hilburger, Sofia Saganowicz, 34, 18.
Burt Eldridge, Daisy Sweeney, 28, 23.
Frank Maczkowiak, Mary Krzyzanowska, 24, 17.
John J. Harristhal, Mae Duzlin, 24, 23.
Milton B. Marks, Jessie H. Waterman, 22, 24.
Joseph Lupe, Mary Nerich, 33, 23.
George Tripp, Lulu E. Rose, 26, 24.
Andy Chrolta, Rozalija Kupiel, 25, 19.
Edward R. Tousche, Elizabeth Sturz, 25, 19.
Julius Johnson, Hannah Larson, 25, 26.
Wm. H. B. Merryman, Mary G. Way, 27, [illegible]
George A. Eaton, Ella Clark, 30, 19.
Charles Lohse, Rose Aingstmann, 23, 20.
H. Bernhard Geisel, Delia Lorella, 39, 26.
Herman Stolp, Kathleen Sohrankel, 25, 25.
Sidney Long, Ella F. Frankenthal, 21, 18.
Patrick Curran, Delia Lahey, 30, 38.
Matthew J. Bence, Marie E. Arens, 21, 18.
Philip L. Henriques, Florence Nelson, 27, 22.
John Madden, Julia LaSole, 49, 45.
James Marchbank, Frieda Pagels, 21, 18.
Friedrich Alberts, Lizzie Neubert, 28, 27.
Reinhold Blanchard, Carrie Schmihl, 24, 23.
Joseph J. Fraser, Bessie M. Freeman, 26, [illegible]
Paul Schröer, Gertrude Hansen, 30, 22.
Lawrence Young, May Roberts, 34, 32.
Herman Smith, Alma Anderson, 26, 23.
Jozef Cesarz, Katarzyna Wladaczek, 28, 22.
Albert F. Adams, Augusta Anderson, 37, [illegible]
Millivoy Seperic, Ljuba Bankic, 32, 18.
Bartly Hanlon, Hannah Mulcahy, 26, 22.
John Lehman, Johanna Weisgerber, 46, 41.
Domenico Salve, Filomena Privenazone, 35, 24.
Israel Friedberg, Fannie Dunne, 30, 22.
Max Guldman, Bertha Kohn, 32, 28.
Michael Chadima, Frances Cerny, 41, 39.
Charles Simonson, Sarah Provusky, 22, 21.
Casper Finkelstein, Lena Shelensky, 23, 20.
Harry E. Clark, George M. Amy, 37, 28.
George Cowel, Christina Benson, 50, 43.
John Sitka, Maryanna Druszcz, 27, 28.
Richard Mandeich, Bozena Riha, 23, 20.
Ernest Bunge, Emma H. Schwer, 23, 20.
Ed Johnson, Grace Wesby, 25, 18.
Heinrich Danlitz, Emilie Barber, 50, [illegible]
Gustaf Peterson, Mary Amundson, 34, 30.
Adolf Haase, Maril Haase, 43, 38.
Gustav Hill, Clara Slomske, 24, 26.
Niklaus Bodewing, Susanna Kraeje, 39, 30.
Emil Petterson, Alma Peirson, 25, 25.
Modest Paniewicz, Juzefa Norkiewicz, 30, [illegible]
August Thoren, Mary Sandahl, 32, 38.
Myron J. Reynolds, Rebecca J. Brown, 30, 25.
Harry E. Walls, Edna Sweetser, 23, 20.
Matteo Cortise, Angela Campagna, 27, 16.
William O. Huhlman, Rilla Murrey, 27, 20.
Jacob Moshinsky, Sarah Feinstein, 23, 18.
Charles Francis, Clara Fox, 40, 37.
Joseph B. Kausal, Florence Brink, 22, 18.
Anton Chakowski, Annie Sztrimny, 27, 22.
Theodore Borlet, Mamie McNulty, 23, 18.
Frank Hartel, Vincenti Balurek, 30, 22.
John C. Woods, Jennie Cannan, 28, 20.
Charles E. Leiniger, Lizzie Terry, 28, 26.
Frank Urbas, Maryanna Sircikaite, 28, 23.
Charles H. Blakley, Annie M. Boyens, 29, 25.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Broholm, Theodor, 23 J., 623 97. Str.
Gehrke, William, 76 J., 5409 Shields Ave.
Gobbolt, Franziska, 76 J., 140 Canalport Ave.
Granath, Anna L., 25 J., 957 Francisco Ave.
Horvis, Jacob, 41 J., 648 Ashland Ave.
Junek, Wenzel, 28 J., 935 W. 18. Pl.
Kamin, Mathilda, 37 J., 251 Ward Str.
Krueger, Maria, 53 J., 857 34. Str.
Kubat, Joseph, 38 J., 425 Lincoln Str.
Brautsch, John, 84 J., 6823 Aberdeen Str.
Roese, Selma, 24 J., 955 N. Fairfield Ave.
Rathnow, Julia, 64 J., 138 Ward Str.
Reskowski, Valenty, 82 J., 412 Elston Ave.
Silverstein, David, 25 J., 239 Division Str.
Thai, Ignatz, 39 J., 3348 Superior Ave.
Wolff, Ernst A., 41 J., 1301 N. Fairfield Ave.
Kersting, Anna, 80 J., St. Elisabeth-Hospital.
Sillmann, Sarah, 55 J., 589 W. 14. Pl.
Kath, Charlie, 27 J., Korrektionshaus.
Herb, Mary, 32 J., 773 W. Division Str.
Warberg, Hannah, 54 J., 456 W. Division Str.
Thielen, Peter, 9 J., Englewood Union Hospital.
Mirek, Daniel, 35 J., 881 Throop Str.

Scheidungsklagen

sind angestrengt worden von:

Charles gegen Mary McBeagh, wegen Ehebruchs; Martha gegen Emil Feldmann, wegen grausamer Behandlung; Agnes gegen Andreas Hill, wegen grausamer Behandlung; Sylvia gegen Alex Schaefer, wegen Trunksucht; Annie gegen Meade Lorenzo Storer, wegen Verlassens und Ehebruchs; Zinta gegen Charles Lohmann, wegen grausamer Behandlung; Elisabeth gegen Albert Freie, wegen grausamer Behandlung; Chandler L. gegen Mary Ethel Peirce, wegen Verlassens; Annie gegen Charles H. Roß, wegen Ehebruchs und Trunksucht; F. A. gegen Edward B. McElerry, wegen Trunksucht.

Vergnügungs-Wegweiser.

Baseball-Park. — Buffalo Bills „Wilder Westen.“
Coliseum. — Patriotische Konzerte.
Powers. — „The Maneuvers of Jane“.
Grand Opera House. — Geschlossen.
McVickers. — „Way Down East“.
Great Northern. — „A Day and a Night“.
Dearborn. — „The Burgomaster“.
Hopkins. — „Darkest Russia“.
Alhambra. — „The World“.
Bijou. — „The Great Northwest“.
Bismarck-Garten. — Allabendlich Konzerte von Bunges Orchester.
Rienzi. — Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Sunnyside Park. — Hopkins' Baudeville-Gesellschaft.
Volksgarten. — Beckers Damen-Orchester.
Tivoli-Garten. — Tyroler Alpensänger und Baudeville.
Spondleys Garten. — Konzert und Baudeville.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Silbenräthsel (419).

Von W. C. Krause, Chicago.

Meine Erste hat ein jeder Pater,
Das Känguruh und auch der Kater.
Die Zweite hat manch' Musikant,
Draußen, wie auch hier im Land;
Auch hat's der Ziegenbock und Stier,
Sowie noch anderes Gethier.
Das Ganze ist ein Thier, zwar fremd,
Den Namen aber Jeder kennt.

Worträthsel (420).

Von Frau Marie Lange, Chicago.

Was oft die Aussicht Dir versperrte,
Dabei jedoch als bester Ort
Erscheint für manche Nacht-Konzerte,
Verkündet Dir mein erstes Wort.
Das Zweite kommt in weitem Bogen,
An Schnelligkeit fast gleich dem Blitz,
Mit Donner durch die Luft geflogen
Und ist bald rund, bald wieder spitz.
Im Ganzen wohnet gern der Dichter,
Nicht nur veranlaßt durch den Preis,
Nein, weil er—wenigstens so spricht er,
Dem Himmel sich — hier näher weiß.

Charade (421).

(Zweisilbig.)

Von Robert Vanselow, Chicago.

Begeist'rung donnert durch die Seele,
Und Sphärenklang das Herz durchdringt,
Wenn mir das Mädchen, das ich wähle,
Als erste in die Arme sinkt.
Denn wie die zweite auch erfreue,
Wie Diamant und Perl' auch lacht,
Ein Herz voll Glauben, Lieb' und Treue
Ist mehr als diese eitle Pracht.
Die erste strahlt in schönem Glanze
Durch all' der zweiten Zaubertand;
Die Liebe ist ihr höchster zweiter,
Weh' dem, der ihren Werth verkannt'!

Buchstabenräthsel (422).

Eingeschickt von Willy Woydt, Chicago.

Groß und einsam schweb' ich in den Lüften,
Doppelt leb' ich in den Felsenklüften,
Dieses Erdenrund berühr' ich nicht;
Klein erblickst Du mich am blauen Himmel,
Klein erschein' ich Dir im Sterngewimmel,
Groß—sobald Dein Mund von Liebe spricht!
Unter Menschen suchst Du mich vergebens,
Ob ich gleich der Anfang jedes Lebens
Und an jedem Ziel der Letzte bin.
Ohne mich wär selbst der Heil'ge nicht ohn' Mängel,
Engel wären ohne mich nicht Engel,
Und in diesem Räthsel wär kein Sinn.

Füllräthsel (423).

Von „Hannis“, Davenport, Ja.

— — . — —
— — . — —
— — . — —
— — . — —
— — . — —
— — . — —
— — . — —

An Stelle der Striche und Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Ein Raubthier.
2. Ein Kartenspiel.
3. Ein Musik-Instrument.
4. Ein Kleidungsstück.
5. Einen fürstlichen Sitz.
6. Eine Frucht.
7. Ein Hausthier.

Die senkrechte Mittellinie (die Punktreihe) nennt dann ein von Rauchern geschätztes Fabrikat.

Die zu benutzenden Buchstaben sind:

A B C C D E E E F F F G
H H H I I K L N N O O P
R R R R R S S T T U W

Versteckräthsel (424).

Von C. L. Scharien, Chicago.

Vera Cruz, Cemetery Hill, Franz Sigel, Fort Donelson, Malvern Hill, Robert E. Lee, Cumberland, Farragut, Sheridan.

Aus jedem der vorstehenden Namen sind zwei aufeinanderfolgende Buchstaben auszuwählen. Bei richtiger Wahl nennen dieselben, der Reihe nach gelesen, das, „unter dessem Zeichen“ Chicago zur Zeit steht.

Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Vertheilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co.“ abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

Räthsel.

Eingesch. von Frau K. Thumm, Chicago.

Wie heißt das liebe kleine Thier,
(Doch wenn Du's weißt, sag's leise mir),
Das, wenn man sich ihm nur genaht,
Aus Angst sogleich sich selber that.

Buchstabenräthsel.

Eingesch. von Frau E. Heutte, Chicago.

Mit „a“ ein Glied, mit „u“ ein Thier;
Zum Packen dienen beide Dir.

Buchstabenräthsel.

Von Chas. Roux, Chicago.

Bin ich auch unscheinbar und klein,
Prägt Dir doch schon die Amme ein,
Daß Unglück ich Dir bring' mit Nöthen,
Ja, schon mein Ruf vermag zu tödten.
Doch stellst Du mir ein Zeichen vor,
Bin ich noch kleiner als zuvor;
Und doch hab' Großes ich vollbracht,
Sobald mich nur ein Hauch entfacht;
Die ganze Menschheit mag ich schrecken,
Und dennoch dien' ich ihren Zwecken.

Poetisches Räthsel.

Eingesandt von A. Mörl sen., Chicago.

Ich ging mit meinen Freunden
Vergnügt in ein Weinhaus,
Dort tranken wir zusammen
So manches Gläschen aus.

Die Andern alle meinten,
Recht sauer sei der Wein,
Indeß er mir bedünkte,
Wie Zucker süß zu sein.

Nun rathet, was alleine
Mir hat den Wein versüßt?

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Zahlenräthsel.

Von Frau Dora Thomas, Cedar Rapids, Wis.

1 4 5 6 7	Ein Mädchenname.
2 3 4 7	Ein Mädchenname.
1 2 3 4 7	Ein Mädchenname.
3 2 7 1	Ein norwegischer Held.
5 6 7	Ein Mädchenname.
6 3 4 7	Ein Mädchenname.
4 3 2 1	Ein Männername.
4 7 6	Theil eines Wagens.
1 2 3 4 6 7	Ein Staat der Ver. Staaten.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Buchstabenräthsel (413).
Kahlkopf, Kehlkopf, Kohlkopf.
Richtig gelöst von 89 Einsendern.

Buchstabenräthsel (414).
Gaul, Saul, faul, Paul, Paula.
Richtig gelöst von 141 Einsendern.

Silbenräthsel (415).
Liebknecht.
Richtig gelöst von 95 Einsendern.

Füllräthsel (416).
Ehe, Aal, Amt, Abt, Hut, Erz, Aga. — Hamburg, Elbe.
Richtig gelöst von 123 Einsendern.

Buchstabenräthsel (417).
America, Naschen, Drama, Wurm, Block, Thrann, Fagott. — Amerikanisch sind wir und bleiben wir, aber auch — and don't you forget it — gut deutsch. — (Pfarrer Heldmann auf dem Veteranen-Picnic.)
Richtig gelöst von 149 Einsendern.

Rösselsprung (418).
Ein Diamant. Blickt man hinein, so funkelt alle Pein und alles Glück der Welt aus diesem Stein. Man nennt ihn Thräne.— Gerhardt Hauptmann.
Richtig gelöst von 78 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

John N. Prell, Elmhurst, Jll. (3); Frau M. Rasch (2); Geo. Geerdts, Maywood, Jll. (5); Wm. N. Holmes (5); Frau B. Wechter (2); Max v. Herzberg (5); Frl. Marie Raecke (6); Frau Marie Lange (4); Hubert de Rouseau (4); Frau Minnie Kilb (1); F. L. Graf (5); Ella Groß (5); E. Stapelfeldt (6); Frieda Ladewig (4); Anna Consoer (6); Frau A. Bering (4); Frl. Anna Schneider, Hawthorne, Jll. (4); Ferdinand Joggerst (6); Frau K. Meffert (5); Frau Rötzheim (6); Jno. Schelleren (6); Frau Wieser (6); John Nauheimer (3); Robert Vanselow (5); Frl. Julie Schön (3).

Frau Anna Wohlt (2); Frau Margarethe Bachrodt (5); P. S. Raarup (6); Frau Virginia Kemmet (4); Frau Minnie E. Pause (4); Richard J. Pause (3); Frau Müller, McHenry, Jll. (4); A. Abendroth (3); E. Normann (5); J. J. Hennecke (4); „Hummel“, Oak Park, Jll. (3); Ildephonso v. Daftis (4); „Hannis“, Davenport, Ja. (5); L. Behrendt (3); Wm. Becker (6); J. H. J. (5); Frau Anna Pinnow, Maywood, Jll. (5); Frau A. Christmann (3); Peter Herres (3); Henry Hansen (3); Theo. E. Goebel (4); Frau Neu, Hammond, Ind. (6); Frau Dora Bockenthal, Pullman (5); HermannWeiß (6); Chas. E. Winckler (5).

Otto Nachtweih (4); Frau Meta Lorentz (5); Frau E. Scheffler (5); „De Klotsnut“ (5); Fritz Allner (6); Henriette Koehler (5); L. M. Kolrin (1); Frau Marie Stuppi (4); W. H. Schmidt (5); „Nesthäkchen“ (2); Richard Weil (5); Alexander Vogel (6); E. H. Gajerie (4); Frau Helene Schilling (1); Wm. Deubel (5); G. Michael, Hammond, Ind. (6); Frau J. Bark (5); Frau L. Münster (4); Frau Helene Schirmer (6); A. Moerl, sen. (6); Frau E. Bertram (4); R. C. Bock (3); Frl. Helene Schilling (3); Albert Diescher (3); F. Koehler (6).

Frau Joseph Kredler (3); Frau Paula Wede (6); Fr. Roederer (6); Frau Clara Weiß (5); B. Hey (3); C. L. Scharien (5); Frau M. Wiese (6); Martin G. Seifert (6); John Spendler (4); Frau Louise Schnitzler (5); A. Landgraf (6); Charles Diezel (5); John Ruschel, Danville, Jll. (5); John Zitzmann (6); H. Draeger, Davenport, Ja. (5); C. W. Friedrich (5); Chas. Zornig (2); Frau Paula Klein (4); Wilhelmine Weber (5); F. Fleiner (5); Leopold Thal (5); Henry Langfeldt, Joliet, Jll. (5); Frau Bertha Liebich (6); Mary Zaremba (2); W. C. Krause (6).

Joe Beil, Racine, Wis. (6); G. Mueller (4); Frau Elise Bartsch (4); Frau F. L., Davenport, Ja. (4); Frau Paulina Gebauer (4); Frau E. Rosenow (4); G. A. Steinhilpert (5); J. C. Weigand (6); Frau Katie Schelp (5); „Johanna“ (5); S. Guggenheimer (5); J. E. Moser (5); Frau B. Zimmermann (5); F. Moerl (5); Frau J. Schwanenberg (5); Frau K. Mueller (6); Arthur Boettger, Hammond, Ind. (4); F. C. Pich (5); Frau Bauer (4); Frau Bertha Knuepfer (4); Ferdinand Kraus (5); Frau Anna Huber (5); Frieda Woerner (4); John Oswald (5); Hugo Peters (4).

„Lieschen“ (3); H. von Eichenfells (1); F. T. Paulsen (1); Eduard Grün (1); Frau M. Joetten (4); Frau Louise Schießle (3); Frau Bohsen, Chancy (2); Frau Geo. Conrady (5); Frau A. B., Davenport, Ja. (5); Therese Schaefer (1); Bertha Michalski (3); Kate Andresen (3); Minnie Pastewski (5); Frau Lore M. (5); Therese Müller (5); H. Timm (6); „M. T.“ (4); Emma Andrae (2); Frl. Charlotte Druehl (6); Marie Mengel (4); Frau M. Weber (4); Wm. Friedrichsen (4); Frl. Therese Waczulay (5); Andreas Heimburger (6); F. X. Reim (3); H. Kornrumpf (5); M. Glasner (5); Anton Jaeschke (4); Louis H. Niemeyer, Fort Wayne, Ind. (3); Frau Martha Huber (6); Frau Emmy Klenke (2); G. Bieleck (5); Frau T. Schenck (6); Frau Therese Klar (1); Willie Marten (5).

Prämien gewannen:

Buchstabenräthsel (413). — Loose 1—89; Frau Martha Huber, 885 W. Eddy Str., Chicago; Loos No. 89.

Buchstabenräthsel (414).—Zwei Preise. — Loose 1—141; Theo. E. Goebel, 315 North Ave., Chicago; Loos No. 33. John Zitzmann (keine Adresse), Chicago; Loos No. 76.

Silbenräthsel (415). — Loose 1—95; Frieda Woerner 5510 Jackson Avenue, Chicago; Loos No. 88.

Füllräthsel (416). — Loose 1—123. Richard Weil, 572 Blue Island Ave., Chicago; Loos No. 47.
Frau George Conrady, 132 Willow Str., Chicago; Loos No. 116.

Buchstabenräthsel (417).—Zwei Preise. — Loose 1—149; Martin G. Seifert, 202 Montrose Boulevard, Chicago; Loos No. 70.
Frau K. Mueller, 363 W. North Ave., Chicago; Loos No. 99.

Rösselsprung (418). — Loose 1—68; Frl. Charlotte Druehl, 1506 Cornelia Ave., Chicago; Loos No. 36.

Lösungen zu den „Nebenräthseln“ in voriger Nummer.

Rechnenaufgabe.—Die Frau hatte 7 Aepfel.

Magisches Quadrat. — Uri, Rad, Ida.

Gleichklang. — Der Küster ergeht sich mit zwei jungen Damen im Garten. Nun ist die Frage: küßt der Küster Diana oder küßt er die Anna.

Räthsel. — Schwank, Schwan.

Scherzaufgabe. — Die Kuh rannte bis sie fiel.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

Frau M. Rasch; Geo. Geerdts, Maywood, Jll.; Frau B. Wechter; Hubert de Rouseau; Ella Groß; „Hannis“, Davenport, Ja.; Frieda Ladewig; Anna Consoer; Frau A. Bering; Ferdinand Joggerst; K. Meffert; Frau Rötzheim; Jno. Schelleren; Frau Wieser; Robert Vanselow; Frl. Julie Schön; Frau Anna Wohlt; P. S. Raarup; Frau Minnie E. Pause; Richard J. Pause; Frau von Herz; A. Abendroth; E. Normann; J. J. Hennecke; Hummel, Oak Park, Jll.; Ildephonso v. Daftis; L. Behrendt; Wm. Becker; J. H. J.; Frau Anna Pinnow, Maywood, Jll.; Frau A. Christmann; Frau Neu, Hammond, Ind.; Otto Nachtweih; Frau Meta Lorentz; Frau E. Scheffler; „De Klotsnut“; Henriette Koehler; L. M. Kobrin; W. H. Schmidt; „Nesthäkchen“; Alexander Vogel; E. H. Gajevie; Frau J. Bark; Frau E. Bertram; Frl. Helene Schilling; Albert Diescher; Frau M. Wiese; Martin G. Seifert; John Spendler; Frau Louise Schnitzler; H. Dräger, Davenport, Ja.; C. W. Friedrich; Chas. Zornig; Frau Paula Klein; Wilhelmine Weber; Leopold Thal; Henry Langfeldt, Joliet, Jll.; Frau Bertha Liebich; W. C. Krause; Joe Beil, Racine, Wis.; G. Mueller; Frau Elise Bartsch; Frau F. L., Davenport, Ja.; Frau Pauline Gebauer; Frau E. Rosenow; G. A. Steinhilpert; J. C. Weigand; Frau Katie Schelp; „Johanna“; S. Guggenheimer; J. E. Moser; Frau B. Zimmermann; F. Moerl; F. C. Pich; Frau Bauer; Ferdinand Krauß; Frau Anna Huber; Frieda Woerner; Hugo Peters; H. von Eichenfells; F. P. Paulsen; Eduard Grün; Frau M. Joetten; Frau Louise Schießle; Frau Boysen, Clancy; Frau George Conradi; Frau A. B., Davenport, Ja.; Therese Schaefer; Bertha Michalski; Kate Andresen; Frau Lore M.; Therese Müller; H. Timm; „M. T.“; Emma Andrae; Frl. Charlotte Druehl; Marie Mengel; Frau M. Weber; Wm. Friedrichsen; Frl. Therese Waczulay; Louis H. Niemeyer, Fort Wayne, Ind.; Frau Emmy Klenke; G. Bieleck; Frau Therese Klar; Willy Marten.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Valparaiso, Ind., 21. Aug. 1900.

Werther Herr!

Gestern war ich fertig mit meinem Bericht über die Vorgänge auf dem blutgetränkten Boden des himmlischen Reiches. Ich sage Ihnen, es war ein Meisterstück! Bald in Cäsars kurzem, aber den Nagelkopf treffenden Venividivici-Stil, bald in homerischer Breite der einzelnen Helden lobebäre Thaten schildernd, hatte ich, mit der Phantasie eines Wippchens und meiner eigenen kunstgewandten Gewordung — verzeihen Sie das harte Wort — nicht einen Kriegsbericht geschrieben, nein ein Kunstwerk erschaffen, über das sich noch die Zeitungsherausgeber der spätesten Geschlechter vergnügt die Hände gerieben hätten. Voll Stolz flog ich noch zwei, drei Mal über das Manuskript, da steckte die Milchfrau, die als langsamer Vorläufer des großstädtischen Briefträgers sich so zu sagen noch im antipostalischen Kuhstallentwickelungsstadium befindet, ihren Kopf durch's Fenster und warf einen Brief in's Zimmer. „Aus Chicago!“ sagte sie mit einer so niederträchtigen Betonung, daß man unwillkürlich in den kuhsaftgeschwollenen Zügen dieser bukolischen Schönheit die unter diesen Böotiern allgemein übliche Frage lesen konnte: „Was kann aus Chicago Gutes kommen?“—Und wahrhaftig, diese Milchkassandra hatte Recht, leider zu Recht. Das war nichts Gutes, dieser Brief. Neugierig, wer der Schreiber sein könne, da ich aus wohlweislichen Gründen Niemandem meine Adresse angegeben, riß ich ihn auf; aber die Buchstaben fingen an vor meinen Augen zu tanzen — Herr Gott, war so 'was möglich!? Ein sogenannter — das ist wörtlich zu nehmen — Freund erkennt mich trotz meiner Verkleidung an meinem Schnarchen, das ihm über den See hinüber in seiner zwei Meilen abgelegenen Villa den Schlaf vertreibt — und verräth mich an Sie. Engel der Freundschaft! Verhülle Dein Antlitz — nein, laß Dich begraben, wenn von ein paar stattlichen Schnarchtönen das stattliche Gebäude „Villa Freundschaft“ einstürzt, als wären es die vom Trust hergestellten Tapetenmauern von Jericho! —

Und Sie? Sie setzen sich hin und schreiben mir einen so saugroben Brief, als wäre Knigge nie mit Menschen umgegangen! Und Sie wollen der Schutzengel sein, der mit seinen Schwingen die Moskitostiche literarischer Haifische von mir Waisenknaben in der Wiege des Journalismus abwehrt und mich auf die Höhen der Kunst zu leiten versprochen hat, der Kunst, die mir bisher nichts geholfen, aber das tägliche Brot meiner Wetzsteine und Kartoffelmesser geraubt hat. „Fuimus Troes“! — Ja, es war eine herrliche Zeit! —

Und was habe ich eigentlich verbrochen, daß Sie mir eine solche Epistel (Pauli) senden?! Sie werfen mir vor, was Sie mir bereits vorgeschossen haben! Liegt darin Musik? Das hat gerade gereicht, um mir Minnows zum Fischangeln zu kaufen und eine kleine Anzahlung auf das chinesische Wörterbuch (enthält 60,000 Millionen Wörter) zu machen, denn Sie müssen wissen, ich will erst gründlich Chinesisch können, ehe ich nach China gehe, was allerdings noch ein Weilchen dauern kann. — Aber mein Sprüchwort ist: Weile, dann Eile. Erst Chinesisch, dann China! —

Sollte nun das Studium länger dauern, als der Krieg, werden Sie dann nicht bedauern, den Brief geschrieben zu haben, denn im ersten Aerger habe ich das Manuskript zerrissen und Ihre Angabe, daß Sie nur chinesische Berichte drucken wollen, die aus China kommen, geglaubt. Der Stolz legt sich vielleicht noch. Ich will nicht hoffen. Alles schon dagewesen. — Wenn die Wogen des Unwetters meiner Bewunderer über Ihrem Haupte zusammenschlagen und ein verständiges Leserthum mein Schweigen über Sie und Ihre Kinder kommen läßt, dann werden Sie zerknirscht alle zehn Finger nach meinen chinesischen Berichten sich belecken, was ich natürlich bloß bildlich zu nehmen bitte, denn wörtlich genommen könnte es gefährlich sein, weil Sie bisweilen — na, Sie verstehen wohl — so etwas Gift in Ihre Tinte gemischt haben. Ich ochse fleißig — bin schon bis zum Verbum lieben — mash-ee-mash — gekommen. Im Uebrigen bin ich gesund und munter bei der 124. Krankheit angelangt, denn ein Giftwurm hat mich in's Bein gebissen, und laborire ich nun an meiner offenen Wunde. Was das schlechte Vieh bloß für Ursache gehabt hat, mich zu beißen? — Wenn's noch eine Seeschlange gewesen wäre, der hat man ja wohl manchmal in's Handwerk gepfuscht. Hat doch neulich ein Geschäftskollege von Ihnen behauptet, daß Sie mit der sauren Gurke Hand in Hand gehen!

Das wünscht auch Ihnen von Herzen

Ihr A. W.

Davenport, 20. Aug. 1900.

An den Räthselonkel!

Beim Nachgrübeln über die Gleichklang-Aufgabe fielen mir folgende Strophen ein:

So Mancher hat ein Weib wie 'n Drache,
Das ewig zankt und ewig hetzt;
Wie wär' es doch 'ne schöne Sache,
Wär' so ein Weibchen mal versetzt,
Und wollt' das Uebel sich nicht legen,
Blieb' es dadurch noch unkurirt,
Da müßte es der Zufall geben,
Daß man den Pfandschein mal verliert.

* * *

Den Klokfnut fine Neekenopgaw
Makt mi am Sündag veele Plag;
Eerst Mandags heff ick't ruter kregen,
De Appel-Olsch, se harr blots: „Säben.“

Mit Gruß Hannis.

Werther Onkel!

Wie die Räthselecke grünt und blüht! Da hat gewiß ein Jeder gedacht, er wäre der einzige. Der „schwarze Peter“ wird jetzt wohl zufrieden sein, der kommt sicher nicht wieder; ich wünschte, ich hätte dem Peter sein Gesicht am letzten Sonntag sehen können; denn als er das Eheleben einer Lady geschildert, wird er sich wohl eins in die Faust gelacht haben. Gruß. M. W.



Der Räthselonkel.

Chicago, 21. Aug. 1900.

Werther Herr Onkel!

Wen die Götter lieb haben, dem schenken sie ein gutes Weib! Was ein gutes Weib ist, das merkt man aber erst, wenn man den ersten Rausch nach Hause bringt.

Die Hitze hatte mich letzte Woche auch einmal verleitet, Eines und immer noch Eins zur Abkühlung hinunter zu gießen, bis das Gefäß überlief und das ganze Gestell in's Wanken gerieth. Das war das Signal zum Heimmarsch, der auch bis auf den üblichen „Rau“ mit dem Straßenbahnkondukteur ganz ruhig verlief. Warum ich einen „Rau“ hatte, möchten Sie wissen? Dieser Höflichkeitsverächter ließ mich ruhig schlafen, als wir meine Straße passirten, und nahm mich ruhig bis zum „Terminal“ mit. Aber die Rache war süß! Während der arme Tropf an der nächsten Wasserleitung seinen Durst löschte, stürmte ich flugs in den „Corner-Saloon“ und nahm noch einige Lebensstärker. Mit jedem frischen Glase trat ich vor die Thür' und schrie: Prosit, Kondukteur! Fuchswild war er und — fuhr davon. Um einen Halben leichter, zog ich heim. Zwei Blocks. Alles wich mir ehrfurchtsvoll aus dem Wege. Nur ein Köter kläffte mich an. Das war Cäsar. Als ich ihm aber mit Chief Kipleys Order drohte, klemmte er den Schwanz ein und lief von dannen. Ich ließ ihn laufen. Endlich kam ich heim. Und nun — — — Glauben Sie an Ahnungen? — Meine Frau stand in der geöffneten Thüre. — „Endlich“, sagte sie und lächelte. „Endlich“, sagte sie nochmals, als wir in der Stube waren, „bringst Du nach vielen Jahren Deinen ersten Rausch heim. Das ist brav! Den müssen wir feiern.“ Und dabei brachte sie eine Flasche mit Etiquette und Halsband auf den Tisch und füllte die Gläser. Dann wurden die Gläser geleert: einmal, zweimal, dreimal, bis auf die Nagelprobe. Mit einem zweiten Rausch sank ich schließlich in Schlafes Arme.

Apropos: Ehe das Licht ausgeht, will ich noch einige Hammerschläge aus meiner Werkstatt beifügen.

An Lieschen.

Man merkt's an Deinen Versen meist,
Daß Du den „Peg“ gestohlen,
Und mit dem heutigen Bemerk
Gestehst Du's unverhohlen?!

Die „Shirtwaist“.

Was seit Wochen alle Blätter
Predigen jedem Country-Vetter,
Müßt Ihr nun noch aus dem Drecke
Ziehen in die Räthselecke?
Schien die Sonne gar so heiß,
Daß man gar nichts Besseres weiß?

Den Aengstlichen.

Nur den schwachen Schuldbelad'nen
Ist der Ehestand ein Grau'n; —
Wir, die Reinen und die Braven,
Haben gute Musterfrau'n.

Das Weib.

Ein Weib gleicht einem Edelstein;
Jemehr man ihn putzt,
Jemehr gewinnt er Glanz und Schein
Und wird nicht abgenutzt!

Der Ehestand.

Ein guter Ehestand gleicht einem edlen Rossepaar, das gleichmäßig anziehend, auch über holperige Wege schwere Last leicht zieht.

Zweierlei Frauen.

Edle Frauen machen aus Lumpen nützliche Glieder der Menschheit; schlechte Frauen aus nützlichen Gliedern Verbrecher!

Denken und Streben.

Nimmer denke, daß Du der Schlechetsten keiner;
Immer strebe zu sein der Edelsten einer.

Zufriedenheit.

Zufriedenheit wohnt selten im Palast; —
In meiner Hütte ist sie täglich Gast.

Widerspruch.

Nur in fortgesetztem Kampfe mit dem Leben kannst Du den Tod besiegen.

Die Räthselecke.

Mir ist's ein Platz der Zerstreuung, dem Nachbar ein Platz des Vergnügens,
Aber sie bietet auch Raum für unerwecktes Talent!

Mit Gruß Leopold K.

Ein Dialog.

Von Schani.

Leopold und Hansl am Stammtisch, der eine ein Glas Rheinwein, der andere einen Schoppen Bairisches Bier in der Hand.

Leop.: Der Wein ist ausgezeichnet, es lebe der deutsche Wein!

Hansl: Jetzt hast Du den Wein schon oft genug leben lassen. Geh' zum nächsten Kapitel über und lasse es auch leben.

Leop.: Wein — Weib — Donnerwetter! Daß Dich der Kuckuk — Hansl! Hansl!

Hansl (sich auf den Bauch klopfend): Ha! ha! ha!

Leop.: Bald sollst Du anders denken. Sag' mir einmal, und ehrlich dazu, was hältst Du, da das Weib heran muß, von Lieschen?

Hansl: Lieschen? — Da kann ich dienen. Eine vieräugige, spitznasige, hagere Schultante ist sie, die, von Gewohnheit angespornt, an uns Vettern das kindliche Einexerziren weitertreibt, daß sie im Juni aufgeben mußte. Es soll ihr schlecht bekommen.

Leop.: Das ist das erste Mal, daß Du den Nagel auf den Kopf getroffen. Ein menschliches Rühren fühl' ich, denk' ich an die Kleinen, die sie demnächst wieder auf die Finger klopfen wird. Und die Nadel —

Hansl: Was für eine Nadel?

Leop.: Na, die sie einmal andichtete, ist ihr Nagel, mit dem sie schreibt und kratzt.

Hansl: Au! —

Leop.: Manchmal auch ihre Zunge, die schmerzend sticht, wenn sie schwatzt. Eins muß ich ihr lassen: vom Dichten hat sie wirklich eine Ahnung, und das — (da kam der Onkel hinzu und da hörte das Gespräch auf, denn der ist ein Feind gehässigen Klatsches und dafür bekannt).

Chicago, 21. Aug. 1900.

Lieber Onkel!

Wie die Männer sind wir natürlich nicht, aber bedeutend besser. Ich werde dem „schwarzen Peter“ meine Meinung nächstens in's Album schreiben:

Wenn Dich die Lästerzunge sticht,
So laß' Dir dies zum Troste sagen:
Das sind die schlecht'sten Früchte nicht,
Woran Du siehst die Wespen nagen.

Die gehen bekanntlich nur an gutes Obst, aber an den „schwarzen Peter“, da beißt wohl noch nicht einmal eine „Hornisse“ an.

Marie G.

Chicago, 22. Aug. 1900.

Lieber Onkel!

Mit Freuden habe ich wahrgenommen, daß die Räthselecke sich wieder neue Freunde erworben und daß mehrere alte wieder zurückgekehrt sind, so auch Vetter Sigmund. Erst wenn die verlorenen Söhne wieder zurückkehren, weiß man, daß man sie vermißt hat. Onkelchen, würden Sie auch ein Kalb schlachten, wenn Schreiberin dieses nach langer Abwesenheit wieder in die Ecke einzöge? Fast hätte ich Lust, Sie auf die Probe zu stellen. Besten Dank an Vetter Sigmund für seine opferwillige Nächsten- und Nichtenliebe, aber die Kleider, die ich verfertige, platzen nicht bei einem Fall in die Tiefe, somit habe ich die Unaussprechlichen nicht nöthig.

Was soll ich nur wieder dichten? Das ganze Thierreich habe ich schon in liebevoller Begeisterung Ihren Augen vorgeführt; Schafe, Enten, Gänse, Köter und anderes Gethier habe ich abgemurkst, um den lieben Basen ein Lächeln und den Vettern ein beistimmendes Gemurmel abzulocken. Nun kommt das Pflanzenreich! Werfen Sie mir keine Zornesblicke zu, daß ich Ihnen nichts Lustiges schreibe. Die Blumen da draußen sind so sinnig und lieb, daß man sie alle in die Arme nehmen möchte, ihnen zurufend: „Liebes, liebes Schwesterlein!“ — So führe ich Ihnen heute vor:

Sonnenblumen.

Wenn ich des Morgens nach der Stadt hinfahre,
Dem Tagwerk zu, das vor mir liegt,
Und hell die Sonne scheint, die wunderbare,
Das Schilfgras sich im Morgenwinde wiegt,
Die blumenreiche Prairie wir durcheilen,
Schnell, wie der Vogel fliegt, und ohne Weilen —

In's duft'ge Gras wohl möcht ich mich dann werfen,
Dort neben grünem Weidenbaum,
Und möchte meine Ohren schärfen,
Zu hören, was im Morgentraum
Der Käfer spricht zur bunten Wiesenblume
Mit seinem brummenden Gesumme.

Möcht' träumen da, zum blauen Himmel schauen
Durch Blättergrün! — Doch weiter geht's,
Und immer weiter durch die blumigen Auen,
Der Gräser süßer Odem mich umweht. —
Dort bricht's—ein gold'nes Sterngefunkel—
Durch üppig grünes Blätterdunkel.

Viel dunkelbraune Augen blicken
Nach Osten hin aus gold'nem Stern;
O, Sonne, mögst Du sie beglücken
Mit Deinem Licht aus weiter Fern'! —
Manch' Köpfchen seh' ich trüb' sich neigen
Beschattet von der Schwestern Zweigen.

Die Sonnenblumen sind's, die ihre Augen
Stets wenden nach der Sonne Licht,
Aus ihrem Feuer sie den Athem saugen
Des Lebens; — bald ihr Auge bricht,
Wenn kalte Winterwolken ziehen
Am Himmel, keine Strahlen glühen.

Und wie die Blumen sehnend schau'n zur Sonne,
So sich der Mensch nach Liebe sehnt.
In vielen Augen glänzt ein Strahl der Wonne,
Der Liebe Abglanz, doch manch' Auge thränt.
Ach, Jene steh'n im Schatten ihrer Brüder,
Kein warmer Strahl streift ihre Glieder!

D'rum neigt Euch zu den Schwestern, die da weinen,
Sprecht mit den Brüdern, die im Schatten steh'n,
Drängt aus dem Licht Euch, daß es scheinen
Auch Denen möge, die dort traurig geh'n,—
Und glänzt in Eurem Aug' viel heller Schimmer,
Blickt in ein trübes, — heller wird's dort immer.

Mit Blumengruß Lieschen.

An den Redakteur!

Werther Herr!

Da, wenn in den Zeitungen über die Dienstbotenfrage geschrieben wird, immer die armen Mädchen so herhalten müssen, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Sache auch eine andere Seite hat, die einmal beleuchtet werden sollte. Es wäre da sehr Vieles zu sagen; ich könnte Ihnen aus eigener Erfahrung schöne Geschichten erzählen und noch mehr nach von Freundinnen Gehörtem. Sie würden es dann wohl verstehen, warum man es so bald müde wird, Dienstmädchen zu sein. Die Herrschaften sind alle selbst schuld daran. Ich war Herrschaftsköchin bei den feinsten Leuten in Deutschland, bis ich überredet wurde, hierher zu kommen. Was ich hier erlebt, davon könnte ich ein Buch schreiben! Also, bitte, nicht immer die armen Mädchen dafür verantwortlich zu machen. Vielleicht ließen sich aber Wege finden, ihren Stand hier zu verbessern.

Achtungsvoll M. K.

An den Räthselonkel!

Freut mich, daß die Junggesellen mal ordentlich eins kriegen. Wissen Sie, mir kommt so ein Junggeselle vor, wie ein Kukuk, der bekanntlich seine Eier in fremde Nester legt. Mit Gruß Frau M. K.

(Fortsetzung auf der 7. Seite.)

Territorium Hawaii.

Tropische Bilder.

Einmal wöchentlich vermittelt der Küstendampfer „Kinau" den Verkehr zwischen den Inseln der Sandwich-Gruppe. Ich verließ auf ihm an einem sonnenglänzenden Mittag die kleine, durch den Zuckerbau gegenwärtig rasch emporblühende Stadt Hilo auf Hawaii, um nach Honolulu zurückzukehren. Gern möchte ich jetzt statt der Worte dem Leser farbenbunte Bilder mit der „Laterna Magica" vorführen können, so überaus reizend waren die funkelnden Gemälde, die auf dieser Fahrt an meinen Augen vorüberwanderten.

Gleich die Abfahrt war ein solches. Die Eingeborenen Hawaiis haben eine wunderschöne Sitte aus früherer Zeit in die Zivilisation hineingerettet und sie auch den Eingewanderten mitgetheilt. Sie tragen bei jeder festlichen Gelegenheit, und auch ohne solche, bunte Blumenkränze auf den Hüten, Blüthenkrausen um den Hals, lange, vielfarbige, blühende Gehänge um Brust und Rücken. Ueberall verkaufen Frauen diese frischen Guirlanden um spottbilligen Preis. So war hier die schon vielfarbig gekleidete Menschenmenge, die den Abfahrtspier und unser Boot in dichten Gruppen erfüllte, Männer, Frauen und Kinder, über und über mit diesen Blumen geschmückt. Lachend, plaudernd, scherzend, mit Umarmungen und Abschiedsthränen wogte das leicht erregbare Völkchen durcheinander, während die hübschgeschwungene Bay von Hilo, über deren lichten Wassern die kleine Kokosinsel mit ihren zierlichen Palmenwipfeln schwimmt, einen reizenden Hintergrund dazu bildete. Endlich tönte das Abfahrtssignal, die Brücke wurde hochgewunden, und nun flogen die Taschentücher und Blumenkränze winkend in die Höhe. Wir hatten unter anderem eine kleine Schauspielertruppe aus Honolulu an Bord, die in Hilo gastirt hatte. Ich hatte sie selbst einmal spielen sehen. Kurze Einakter mit burlesken Niggerspäßen oder sentimental-patriotischen Szenen, wo der verlorene Sohn als ruhmbedeckter Held von Manila zurückkehrt, Taschenspieler-Kunststückchen, Kouplets, groteske Tänze u. dergl. Auch einen starken Mann hatten sie gehabt, der ein ungeheures Wagenrad und eine Schubkarre in die Höhe hob, ein Rasirmesser auf seiner Nase balanzirte und ähnliche ebenso erstaunliche wie überflüssige Dinge that und meist fürchterlich dabei schwitzte. Diesen ließen sie in Hilo zurück, denn er war in seinen Zivilverhältniß Plantagenarbeiter daselbst. Jetzt lief er aufgeregt am Pier auf und ab und brüllte seine Abschiedsgrüße mit einer Stimmmuskelkraft herüber, die der seiner Arme nichts nachgab. Unsere Schauspieler, über und über mit Kränzen behangen, hatten sich malerisch die Decktreppe empor gruppirt: Der dicke, vollmondgesichtige Komiker ließ einen großen, bunten Hampelmann tanzen, der Niggerdarsteller schnitt wahrhaft fürchterliche Grimassen mit Mund und Augen, die Sängerin der Gesellschaft, eine verblühende Schönheit von jenem eigenthümlich rassigen Typus des Mischbluts winkte, etwas mechanisch, wie es schien, mit ihren Blumenketten, sie lehnte dabei das Haupt an die Knie des über ihr sitzenden Elegants der Truppe, eines jungen Bürschchens mit dünnen Beinen und schmachtenden Mandolinenaugen, hübsch, aber doch nicht halb so, wie er sich vorkam; denn da er einen schwarzen Gehrock und einen Zylinder sein eigen nannte, so hatte er immer die schönen und edlen Rollen zu spielen. Allesammt brachten sie dem Rückbleibenden einen vierstimmigen Gesang, in dem behauptet wurde, daß „Johnnie ein verdammt guter Junge sei," und sie sangen falsch, o so gräßlich falsch — aber was that's, es paßte hinein in den lustigen, bunten Wirrwarr des Ganzen, den die tropische Sonne in ihrem grellsten Lichte badete.

Nun fuhren wir auf weichen, schaukelnden Wellen längst der Nordostküste von Hawaii entlang, im Angesicht einer seltsam reizenden Landschaft. Die Häupter der alten Vulkane bergen sich auch heute in majestätischen Wolken; ihre sanftgeschwungenen Abhänge stiegen unter diesen langsam zur Küste hinab. Hier aber endeten sie überall mit jähem Steilabfall. Das Meer hat allerorten die Lavaströme wie mit scharfem Messer angeschnitten, und so ist der Strand von Hawaii fast überall ein unnahbarer, braunrother Steilrand, an dessen Fuß immerwährend eine weißschäumende Brandung steht. Oben auf der Oberfläche aber dehnen sich in endlosen Flächen sammetnen Grüns Zuckerplantage an Zuckerplantage, jene Anlagen, die neuerdings aus dem alten Lavaboden Ströme von Gold hervorzuzaubern wissen. Viele Meilen lange Wasserleitungen schwemmen das abgeschnittene Rohr von den Feldern an die Zuckermühlen, die man hier und dort liegen sieht. Konstruktionen oft von erstaunlicher Kühnheit, die Ravinen von Kirchthurmstiefe mit ihrem spinnwebedünnen Gestänge überschreiten. Oft liegt eine Zuckermühle hart am Uferrande, und mit Drahtseilgleitbahnen und Krahnen schafft man die Zuckersäcke hinab in die Boote. Nur vereinzelt liegt ein Landungsplatz unten am Ufer. Das pflegt dort zu sein, wo ein tiefer Thalriß zum Meere hinabsteigt. Ist dann zufällig hier auch ein Lavastrom in die See hinausgeflossen, an dessen schwarzen Klippen die Brandung mit wüthendem Schaum sich bricht, dann kann man die Stelle als Rhede benutzen. Das Schiff bleibt draußen auf der offenen See vor Anker liegen, unsere Bootsleute rudern über das blauschimmernde Wasser zum Ufer, um die Post abzuliefern oder Passagiere und Waaren zu holen, die auf kühner, an den Steilwänden abwärts geführter Kunststraße vom Plateau zum Landeplatz hinabgelangen. Oft ist trotz des natürlichen Schutzwerkes die Brandung noch so heftig, daß man meint, das Boot müsse kentern; doch die geschickten Ruderer — meist Japaner — wissen heil hindurchzukommen. Ist alles beendet, so werden die Boote mit dem üblichen Geschrei und Geschwätz in unverständlichen Lauten wieder emporgewunden, und weiter geht die Fahrt. Große Tümmler begleiten uns jetzt, mit mächtigen Bogensätzen über die Fluth emporspringend. Dann sind es Schaaren fliegender Fische mit metallisch bunten Flossen, die dicht vor unserm Schiff aufschnellen, um nach weitem schwirrendem Fluge wieder in die Wogen hinabzufallen.

Gegen Abend wird die Szenerie am Ufer immer großartiger. Die Felsenwände werden höher und höher, die Ravinen zwischen ihnen reißen sich so jäh hinein, daß eine Straße nicht mehr möglich ist. Das Wundervollste aber ist, daß Wasserfälle überall vom Plateaurande herniederhängen, in so dichter Fülle, von solcher Vielgestaltigkeit und stellenweis auch von solcher Höhe, daß sie die norwegischen Fjorde in Schatten stellen. Theils gleiten sie als lange, silberglitzernde Bänder an glatten Wänden hinab, theils springen sie in Kaskaden-Absätzen hinunter, theils aber stürzen sie auch mit einem einzigen freien Bogen direkt in's Meer.

So kommt uns weich und lau die Nacht heran und hüllt, rasch wie immer in den Tropen, rings die Welt in Dunkel. Plaudernd oder träumend sitzen wir auf den Deckstühlen herum. Die Schauspieler hocken im Ring auf dem Boden und würfeln stundenlang; die wenigen Dollars, die sie haben, rollen von einer Hand in die andere.

Gegen zehn Uhr — wir waren jetzt um die Nordspitze der Insel herum und auf ihre Westseite gelangt — hielt unser Dampfer wieder an. Wir wunderten uns, was dies auf dem nachtdunklen Meere zu bedeuten habe, rasch aber klärte uns ein überraschend hübsches Schauspiel auf. Ein großer elektrischer Scheinwerfer auf dem Kommandodeck warf jetzt sein bläuliches Strahlenbündel über das Wasser und bestrich die etwas über einen Kilometer entfernte Küste. Wir lagen vor einem Platze, wo Vieh eingenommen werden sollte. In früheren Zeiten mußte die „Kinau" hier immer bis zum nächsten Morgenlicht liegen bleiben. Jetzt ermöglicht der Scheinwerfer, bei Nacht die Verladung vorzunehmen. Zunächst galt es, den Landungsplatz zu finden und zu sehen, ob die Schafheerden aus dem Innern der Insel angekommmen seien. So wanderte das runde Lichtbild — von unsern Krimstechern verfolgt — langsam am Ufer hin und her, Stück für Stück der Küste wurde in ihm sichtbar, aber in einer ganz eigenthümlichen, märchenhaften Beleuchtung. Wohl durch den Kontrast erschienen alle Farben gesteigert, das Grün der Büsche smaragdener, der braune Fels röther als sonst. Scharf fiel der Schatten der elektrisch beleuchteten Wipfel auf den Felshintergrund, sodaß die Laubwände genau aussahen wie aus grüner Pappe geschnittene Theaterdekorationen. Endlich traten ein paar Häuschen in das Lichtrund, der Landeplatz war gefunden. Nun aber sahen wir etwas ganz Merkwürdiges. Zwischen den Büschen an der bunten Felswand zeigten sich seltsame, runde, in grünlich-opalisirendem Glanz funkelnde Lichtflecke, die unruhig, wie Irrlichter, hin- und herflackerten, im allgemeinen aber in langer Kette sich langsam an der Felswand abwärts bewegten. An Glühwürmer war nicht zu denken, dazu waren sie viel zu leuchtend und überdies, der Entfernung nach, mindestens so groß wie Menschenköpfe. Es war etwas, was wir uns schlechthin nicht erklären konnten, anzusehen wie ein magischer Theatereffekt in einer Zauberoper.

„Sehen Sie die Lichter?" sagte jetzt der Kapitän, „das sind die Augen der Schafe, die die Bergstraße herunterkommen."

Wir lachten zuerst über den Scherz, für den wir dies hielten, dann aber überzeugte uns das Glas, daß es wirklich so war. Alle die Thiere starrten verwundert in das fremde Licht auf dem Meere, und die von ihren Augen zurückgeworfenen Lichtstrahlen gelangten, in der Entfernung kegelförmig erweitert, zu uns zurück.

Nun verließ der Scheinwerferstrahl den gefundenen Platz, um unsere Boote zur Küste zu geleiten. Auch das war wieder ein überaus malerischer Anblick, die meisten Boote mit ihren buntgekleideten, z. B. halbnackten Menschen im runden Lichtkreis, ganz wie in einem „Laterna Magica"-Bilde, über dem dunkelfarbigen Meere schwimmen zu sehen, kleiner und kleiner werdend, bis sie am Ufer angelangt waren. Hier sahen wir winzige menschliche Gestalten die Schafe wie Säcke eins nach dem andern auf den Rücken nehmen und sie, ein Streckchen durch's Wasser watend, in die Boote laden. Dann kamen diese wieder zurück. An der Schiffswand angelangt, wurden sie unter der Luke festgemacht und nun die vor Schrecken vollkommen willenlosen Thiere wieder gleich Säcken von je zwei Männern in den Schiffsraum geworfen.

Zwei Stunden lang arbeiteten die Leute so, denn 200 bis 300 Schafe waren einzunehmen.

Inzwischen hatten sich vor uns am Himmel die Wolken mit einem mattröthlichen Licht zu färben begonnen, der Mond kam offenbar hinter den Bergen herauf. Finster zeichnete sich deren Silhouette, die an dieser Stelle klar geworden war, von dem helleren Himmel ab. Plötzlich glühte gerade auf der Spitze eines Hügels ein feuerflammender Punkt auf, der langsam quellend größer und größer wurde, der Rand der Mondscheibe; ein wahrhaft prachtvoller Gluthschein.

„Rasch, schauen Sie, ehe der Mond zu hoch kommt!" rief mir lebhaft ein junger deutscher Kaufmann, der in Hilo lebte, zu. „Sie haben Glück. Das ist verblüffend genau der Anblick, den der Mauna Loa bei seinem nächtlichen Ausbruch im letzten Juli bot. So kam die rothe Lava oben aus dem Krater heraus. Später lief sie dann fingerförmig, in feurigen Strömen die Abhänge herunter — —."

Einige Minuten später, und der halbvolle Mond schwebte frei am Himmel. Jetzt goß er so viel Licht herab, daß der Scheinwerfer die Arbeit einstellen konnte. Im silbernen Mondglanz vollzog sich die weitere Arbeit. Es galt nun auch Pferde und Kühe an Bord zu schaffen. Hierbei war das Verfahren für unsere Begriffe eigenartig genug. Man nahm die Thiere nicht in die Boote, sondern ließ sie die ganze Strecke im Wasser nebenher schwimmen, indem man ihnen nur die Köpfe mit einem Zaum über Wasser hielt. Jedes Boot brachte zu beiden Seiten je ein Thier herbei. Es war kläglich zu sehen, wie die großen verängsteten Geschöpfe regungslos mit ausgestreckten Beinen sich flach im Wasser treiben ließen, nur das Schnauben der Nüstern und die weit aufgerissenen Augen verriethen ihre Aufregung. Diese Art des Transports ist insofern in der That eine gewagte Sache, als das Meer hier reich an Haifischen ist, die sich oft genug weder durch Geschrei noch Laternenschwenken abhalten lassen, die Beute in die Tiefe zu reißen.

Am Schiff angelangt, befestigte man einen Gurt um den Bauch des schwimmenden Thieres, ein Krahn hob es hoch, mit herabhängenden Beinen, in die Luft und ließ es an Bord nieder, wo es nach einigem Ausgleiten und verängstetem Umsichschlagen an der Reeling angebunden wurde.

Photographie des elektrischen Funkens.

Als häufige und mächtige Erscheinung in der Natur haben die Gewitter stets eine ganz besondere Wirkung auf den verständnißvollen Beobachter, wenn auch die kindliche Gewitterfurcht den halbwegs Gebildeten nicht beherrschen soll. Die Blitze als hochgespannte elektrische Entladungen in der Atmosphäre wurden schon in ziemlich frühen Zeiten in ihrer Form, Mächtigkeit und Intensität beobachtet und eine ganze Blitzchronik belehrt uns über die allgemeinen mehr oder minder verheerenden Wirkungen einzelner Blitzschläge, berichtet über ganz eigenartige Umstände, unter welchen sich dieser Ausgleich in Spannungs-Differenzen atmosphärischer Elektrizität vollzieht und welche sonstigen Erscheinungen sich dem Beobachter darbieten. Abgesehen von der Wirkung der Blitzschläge und der Mitwirkung materieller Theilchen bei denselben erregt die mannigfache Form und nicht immer gleiche Färbung des Blitzes selbst im höchsten Grade die Aufmerksamkeit.

Mouffette vergleicht den Blitzstrahl mit der Bahn einer Rakete, welcher beim Auffahren eine drehende Bewegung beigebracht wurde. Hierzu veranlaßte ihn die Annahme, daß der Blitz eine völlig materielle Erscheinung, ein Bündel Feuer sei, das aus den Wolken seinen Weg zur Erde nehme und in seiner Flugbahn gelegene Gegenstände zerstöre oder nicht, je nachdem die Macht des niederfahrenden Strahles kalter oder heißer Art sei. Nach ihm sei daher der Blitzstrahl ein durch den Flug eines sogenannten Kugelblitzes hervorgerufene Erscheinung, dessen Eigenschaften des Zersplitterns Planté in seinen Versuchen glücklich nachgeahmt hatte. Seit der genauen Erkenntniß der Elektrizität, wonach der Blitz nichts anderes ist, als der sichtbare Ausgleich zwischen der positiven und der negativen Elektrizität im Luftraume, ist man sich rasch über die Eigenheiten dieser Erscheinung klar geworden, zumal die heute erreichbaren hochgespannten elektrischen Ströme thatsächliche Blitze von hoher Kontinuität sind. Die Entstehung des Blitzes durch Ueberspringen eines Funkens vom positiven zum negativen Pole, die Erfassung der Lichterscheinung des Blitzes vom menschlichen Auge als fast ununterbrochene Linie sind wissenschaftliche Themata von besonderem Werthe.

Die häufigsten aller beobachteten Blitze sind die unter dem Namen Linienblitze zusammengefaßten Entladungen atmosphärischer Elektrizität, während die sogenannten Kugelblitze seltener auftreten, aber die interessanteren sind. Letztere lassen aus ihrer Beobachtung erkennen, daß die Geschwindigkeit des Blitzes durch die eine oder andere Ursache als wechselnde Polaritäten, einen sich steigenden Widerstand im Bahnverlaufe gehemmt ist und die vom positiven Pole gleichsam losgelöste Elektrizitätsmasse sich zu einer leuchtenden Kugel sammle, um endlich nach mehreren Richtungen hin leuchtende Perlenschnüre versendend zu zersplittern.

Zwingt man den künstlich erzeugten elektrischen Funken — als Elektrizitätsquelle eignet sich hierzu am besten eine Influenz-Maschine, eine Leydener-Flasche — über eine mit leichtem Rußfilm überzogene Glasplatte zu schlagen, indem man die beiden Elektroden in geeignetem Abstande in den Ruß einführt und dann den Strom durchsendet, so kann man leicht wahrnehmen, wie sich der von dem Widerstande der fein vertheilten Rußtheilchen im Durcheilen seiner Bahn beengte Funke vielfach theilt und netzartige Zeichnungen im Rußfilm als autographische Spuren seines Weges zurückläßt, so daß aus dem ursprünglich ungetheilten Fünkchen viele geworden sein müssen.

Seit man die hohe Eignung der photographischen Platte für die Festhaltung leuchtender Naturerscheinungen mit großem Glücke erkannt und in der Wissenschaft mit Erfolg anwendet, bemüht man sich, diese allbereite Helferin auch zur Festhaltung des irgendwie in die Erscheinung tretenden elektrischen Funkens zu verwerthen. Sonst ist der elektrische Funke ein überaus flüchtiges Phänomen, das nur den winzigen Bruchtheil einer Sekunde auf die Netzhaut unseres Auges wirkt, daher keineswegs in seiner Flugbahn erfaßt werden kann. Hätten wir die lichtempfindliche Platte nicht, so müßten wir auf die Reproduktion des Weges des Funkens, wie sie heute möglich ist, verzichten oder uns mit zeichnerischen Darstellungen nach Art unserer Vorfahren begnügen. Daß letzteres Verfahren jedoch mit Rücksicht auf die stets vorhandene subjektive Auffassung des beobachtenden Zeichners in keinem Vergleiche jenen Werth besitzt, wie die ganz unparteiisch und unbeeinflußt arbeitende lichtempfindliche Platte, ist allbekannt. Jeder Eindruck der kürzesten Lichtwirkung wird von ihr festgehalten, bleibt auf ihr sichtbar und kann mit geeigneten technischen Mitteln unserem Auge vermittelt werden. Zudem „empfindet" die Platte jedes Licht vom Roth bis über die violette Region hinaus, wo es für unser Auge keine Wahrnehmung mehr gibt. Unser Auge sieht den elektrischen Funken als plötzliche Lichterscheinung einer zusammenhängenden Linie, unterscheidet aber nicht mehr die einander folgenden Erscheinungen, Phasen, dieser leuchtenden Linie, die sich nicht immer als gerade, bei größerer Länge der Flugbahn sich vielmehr stets als gebrochene und verästelte Linie darstellen wird.

Namhafte Gelehrte der neuesten Zeit — abgesehen von den einer älteren Periode angehörigen Mouffette, Arago, Boyle, Planté, Fusioneri u. A., welche mit den unzugänglichen Mitteln ihrer Zeit und der noch ziemlich geringen Kenntniß der erst im Entstehen begriffenen Disziplin immerhin Beachtenswerthes leisteten — widmen sich aus Liebe zur Sache der photographischen Aufnahme des künstlich erzeugten und künstlich im Durcheilen seiner Bahn gehemmten elektrischen Funkens. Die erhaltenen Bilder sind von so bestrickendem Reize, daß beim Betrachten derselben jedem Freunde der Photographie die wunderbare Arbeit dieser modernsten Errungenschaft klar wird.

In letzterer Zeit sind photographische Aufnahmen des elektrischen Funkens eines Engländers — Kenneth J. Tarrant — weiter bekannt geworden. Dem Wesen nach hält Turrant bei Aufnahme des Funkens folgenden Vorgang ein. Auf eine völlig horizontal gelegte Hartgummiplatte wird die photographische Platte paralell aufgelegt. Vorausgeschickt sei, daß die Arbeiten selbstverständlich in der Dunkelkammer vorgenommen werden müssen. Unterhalb der erwähnten Hartgummiplatten ist in geringem Abstande von derselben eine Metallscheibe, aus Kupfer oder Bronze, von etwa 8 bis 10 Zentimeter Durchmesser angebracht, welche den Zweck hat, die aus der einen Elektrode auf die photographische Platte tretenden Funken zu binden, damit sie nicht über die Platte schlagen. Auf diese Weise muß bei Schließung des Stromes oder, wenn Reibungs-Elektrizität angewendet wird, beim Drehen der Scheibe der Funke genau im Mittel der Platte auftreten. Der Vorgang spielt sich weiter so ab, daß beim Eintritte des Stromes der Funke die Luft durchschlägt und seinen Weg über die Platte, nachdem er auf dieser etwas verweilt hat, nimmt und seine Spur im lichtempfindlichen Film der Platte zeichnet. Wird die Platte nun entwickelt, so tritt ein wundersames Geäder hervor, blatt- und federähnlich, ästig u. s. w. Eine Influenz-Maschine genügt für viele Zwecke; will man die Aufnahmen weiter ausdehnen, so verwendet man den gewöhnlichen Lichtstrom aus einer Elektrizitäts-Zentrale, der aber vorher durch Einschalten von Widerständen, einer Glühlampe oder einer Induktionsrolle entsprechend abgeschwächt wird. Immer muß jedoch getrachtet werden, den aus der Elektrode tretenden Funken auf der Platte zu erhalten, da nur auf diese Art die schönsten Bilder entstehen, während beim bloßen Ueberschlagen der Entladung quer durch die Platte nur ein einfacher weißer Streifen das unerwünschte Resultat sein würde.

Je nach dem Wege, den der Funke durch entsprechende Schaltung zu nehmen gezwungen wird, ob von der Metallplatte zur anderen Elektrode oder von dieser zur Metallplatte, sind die Kennzeichen der Bilder ganz bestimmte.

So zeigt die Aufnahme, bei welcher der Funke vom Drahtende auf die photographische Platte schlägt, eine von einem Zentralpunkte kommende vieläſtige Aederung, in welcher einige starke Hauptadern hervorragen, während kleine, kaum wahrnehmbare Fäserchen die Splitterung des Funkens gegen das andere Polende erkennen lassen. Jede Einzelheit ist mit überraschender Naturtreue wiedergegeben, wie kein menschliches Auge sie erfassen, keines Zeichners Hand sie zu leisten im Stande wäre.

Ein ganz anderes Aussehen erhält das photographische Bild, sobald man den Funken auf die Metallplatte und von dieser auf die lichtempfindliche Platte treten läßt, den Strom somit umkehrt. Ein dichtes, filzartiges Mittelfeld bildet einen lichten Kern, um den sich federartige, äußerst zarte Gebilde fügen, von welchen sich wieder einige excentrisch abtrennen und sich hier als deutliche Federn abzeichnen. — Je nachdem es gelingt, den Funken auf die lichtempfindliche Platte entweder voll zu bringen, oder je nachdem bereits beim Aufschlagen eine Splitterung eingetreten ist, zeigen die Bilder eine wechselnde Struktur. Ganz eigenartigen Charakter zeigen sie jedoch, wenn man den Funken von einem Metallringe aus einem Punkte desselben auf die Kondensirplatte treten läßt. Hier hängt gleichsam das Zentralbild mit allen Fasern an den von der Innenseite des Ringes radial austretenden Strahlen.

Das Thal des Todes.

Einen in jeder Beziehung zutreffenden Gegensatz zu den Herrlichkeiten des mit allen Wundern einer eigenartigen Natur ausgestatteten Yellowstone-Parks bildet in der amerikanischen Union ein kleines Gebiet, in welchem alle erschreckenden Zeichen eines ewigen Todes dem Wanderer entgegentreten, der in seinem Forschungsdrange oder, was schlimmer für ihn ist, durch widrige Umstände getrieben, in jene schauerliche Einöde gerathen sollte. Ganz dem bezeichnenden Aussehen dieses fast nicht an irdische Striche erinnernden Thales entspricht sein Name. Thal des Todes oder todtes Thal haben es schon die zufälligen Entdecker, die wider ihren Willen und zu ihrem Schrecken mit ihm bekannt wurden, geheißen und seither hat man den charakteristischen Namen durch keinen anderen ersetzt. Es befindet sich in dem sonst von einer fast subtropischen Natur in der Vegetation so herrlich begünstigten Californien und liegt in dem südlichsten Winkel der amtlich mit Incho County bezeichneten Gegend östlich von dem hohen Kamme der californischen Sierra Nevada am 36. Parallel nördlicher Breite und unter zirka 117 Grad westlicher Länge von Greenwich.

Eingeschlossen von den noch ziemlich hohen östlichen Vorlagerungen des obenerwähnten Gebirgszuges bildet es zwischen den hiervon westlich gelegenen Bergen von Panamint (Panamint-Mountains) und dem Funeral Range eine fast 70 Meter tiefe Depression im Vergleiche mit dem Spiegel des nahegelegenen pazifischen Ozeans und ist rund 120 Kilometer lang, an seiner engsten Stelle kaum 13 Kilometer breit.

Die Entdeckung dieses merkwürdigen Thales inmitten einer sonst nichts weniger als sterilen Nachbarschaft verdankt man nach dem „Scientific American" Auswanderern, die 1850 in jene Gegend gekommen waren, um auf eine schnelle Art, meist aber vorzugsweise im Drange nach Aufdeckung reicher Goldlager und weniger durch agrikulture Thätigkeit, ihr Glück zu machen. Freilich kamen viele anstatt in das ersehnte Dorado — wie es ähnlich sich in den meisten Goldländern fast typisch hierfür ereignete — zu einem qualvollen Tode des Verschmachtens, als sie auf ihrem Zuge die unheimliche Wüste durchqueren mußten — daher der Name „Thal des Todes". Wie viele Tragödien der menschlichen Sucht nach Reichthum entsprungen sind und sich dort in grauenvollster Weise abgespielt haben, das könnten nur die unzähligen Sandhügel, die von der Sonnengluth ausgedörrt das wellige Terrain des Thales bilden, erzählen, da die Glücklichen unter den ersten in diese Gegend des Schreckens verschlagenen Goldsucher mit allen möglichen Mitteln ohne Rücksicht auf andere dem grauenhaften Untergange zu entrinnen trachteten. Ohne Zweifel müssen die Opfer des damals von Californien übergreifenden Goldfiebers im Thale des Todes eine große Zahl erreichen, da von Californien aus stattliche Züge von Goldsuchern in die angrenzenden Striche östlich gekommen waren.

Wenn erst in neuester Zeit viele Glücksjäger in den eisigen Gefilden Klondykes die unglaublichsten Strapazen und nur zu oft einen jämmerlichen Tod fanden, so erfuhren die unglücklichen Entdecker des Thales des Todes durch die enorme Hitze und absolute Wasserlosigkeit in letzterem einen womöglich noch schauderhafteren Tod.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das californische Thal des Todes in der Vorzeit das Bett eines Flusses oder ein Seebecken bildete, wo in der Einsattelung zwischen dem 3300 Meter hohen Teleskopepeak und dem sich über 2400 Meter erhebenden Funeralrange die Wasser flutheten. Im Winter erscheinen diese Berge und Kämme bis ziemlich tief herab mit Schnee bedeckt, der aber bei Eintritt der höheren Sonnenwärme des Frühlings schon nach sehr kurzer Zeit wieder verschwindet. Dann sinkt im Thale des Todes das Thermometer nicht selten unter Null, wogegen aber in den Monaten Juli und August eine geradezu höllische Hitze herrscht, die sonst konstatirtermaßen nirgends auf der westlichen Erdhälfte zu treffen ist. In diesen Monaten steigt die Hitze bis zu 45 Grad Celsius, um an manchen Tagen sogar diesen unglaublichen Hochstand noch um 2 bis 4 Grade zu überschreiten. Nach längeren Beobachtungen haben sich wochenlang anhaltende Temperaturminima von 40 Grad Celsius ergeben. Daß unter solchen Umständen unter der völligen Wasserlosigkeit des Thales nur kümmerliche Spuren einer Vegetation vorhanden sein können, thierisches Leben aber gänzlich fehlen muß und der Abgang von Wasser mit eine Folge der ungeheuerlichen Hitze ist, bedarf keiner weiteren Erhärtung. Selbst ausgesprochene Wüstenpflanzen, die auf dem trockensten und sterilsten Boden noch ihr anscheinend kümmerliches Fortkommen finden, gehen, in die Gluth des Thales zur Zeit der höchsten Hitze gebracht, ein. Nur ein Gewächs, der amerikanische Animabaum, der mit seinen Wurzeln tief in das Erdreich zu bringen und dadurch feuchte Schichten zu treffen vermag, dauert mit genauer Noth aus, aber nur dort, wo der Untergrund noch so viel Feuchtigkeit enthält, daß eben die tiefdringenden Wurzeln noch belebendes Naß finden können.

Man sollte nun glauben, daß bei der geographischen Lage des Thales des Todes so nahe am Großen Ozean die vorherrschenden Ostwinde, welche doch mit Feuchtigkeit gesättigt landeinwärts streichen, zu Niederschlägen führen sollten. Eine solche wohlthätige Wirkung wird für das Thal des Todes durch die westlich vorgelagerten, über 4000 Meter hoch ragenden Gebirgsketten und die weiter östlich streichenden parallelen Züge völlig aufgehoben, so daß kein Tröpfchen das unter monatelanger Sonnengluth liegende Wellenterrain des Thales erreichen und erfrischen kann. Die Winde durchstreichen vielmehr das Thal in einer trockenen, wie aus einer Esse kommenden Hitze, die alles Lebende ertödtet, ja selbst Vögel, welche in den umliegenden Gegenden heimisch sind, sterben, wenn sie zur Zeit der Sonnengluth das Thal passiren. Wenn von Juli bis Ende August die Hitze den höchsten Grad erreicht hat, treten Sandstürme auf, die eine ähnlich ertödtende Wirkung wie der Samum der Sahara haben und alles mit einer dicken Hülle heißen Sandes bedecken. Sie rasen mit ungeheurer Wucht über den von den Sonnenstrahlen ausgebackenen Boden, verfinstern mit den aufgewirbelten Sandmassen die Sonne und ersticken jedweden lebenden Keim. Eine ähnliche grausige Szenerie dürfte sich in keinem bekannten Theile der Erde wieder finden, ebenso wenig als die infernalische Hitze kaum in den Wüsten Afrikas oder Arabiens höher sein kann.

Ueber die Einwirkung solcher enormer Hitzegrade auf organische Stoffe bestehen viele Erfahrungen und auch im Thale des Todes hat man diesbezügliche Versuche angestellt, denen eine erhöhte Bedeutung zugemessen werden kann, als sie die Maßregeln erkennen lassen, welche bei Untersuchungsreisen in diese Gegend zur Sicherheit der Forscher vorzukehren sind. Schon nach einer Stunde ist völlig frisch geschlachtetes Fleisch in eine faulige gährende Masse verwandelt, eine Stunde Aufenthaltes ohne Wasser bedeutet für den Menschen den sicheren Tod des Verschmachtens; Thiere unterliegen der tödtenden Macht noch früher.

Wie erwähnt, können Forschungsreisen in die Wildniß des Thales des Todes nur unter Einhaltung von vielen Vorsichtsmaßregeln und Ausrüstung der Expedition mit ganz besonderen für Wüstenreisen zu treffenden Vorkehrungen gewagt werden. Eine Hauptfrage muß auf genügenden Vorrath trinkbaren Wassers gerichtet sein. Hierfür leisten eigenartige, große Krüge aus gebrannter Thonerde erfahrungsgemäß die besten Dienste. Diese Krüge haben vermöge des Materials, aus dem sie hergestellt sind, poröse Wände und müssen, wenn sie mit Wasser gefüllt sind, dem Luftzuge ausgesetzt werden. Hierdurch verdunstet das aus den Poren an die Außenwand dringende Wasser und vermöge dessen kühlen sich die Wände bis zu einem solchen Grade ab, daß der flüssige Inhalt des Kruges genugsam frisch erhalten bleibt.

Einige unternehmende californische Obstzüchter hatten versucht, die hohe Temperatur der Frühlingsmonate im Thale des Todes zur Anlage von Frühobstkulturen sich nutzbar zu machen; doch scheiterten alle Versuche an der Ungunst der klimatischen Verhältnisse und vornehmlich an dem Mangel an Wasser. In den höher gelegenen Thälern der nächsten Umgebung, so z. B. in den von Wasser reichlich durchrieselten Thälern des Penamint, gedeiht eine Fülle herrlichen Obstes und geschätzter Früchte aller Art, woraus den Züchtern noch der Vortheil erwächst, ihre Primeurs um völlig zwei Monate früher als die califorischen Anlagen auf den aufnahmsfähigen Markt zu bringen.

Die einzige Verwerthung, deren das Thal des Todes unterworfen wurde, besteht in den fast unerschöpflichen Ablagerungen von Borax, welcher übrigens in dem angrenzenden Nevada, Marsh, Tees u. o., eine hervorragende Industrie entstehen ließ, welche für die Gegend von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die Boraxlager erscheinen dort in den Mulden des Depressionsgebietes in so großen Mengen, daß sie von Ferne gesehen wie Salz- oder Schneelager schimmernd erscheinen. Dieser Umstand spricht mit dafür, daß das Thal einst ein salziger See oder später ein Fluß gewesen sei, da man überdies an den Bergwänden die Spuren der Wasserlinie deutlich antreffen kann.

— Nichts theilen Verliebte lieber wie — die Einsamkeit.

— Am Ziel. — Vater: „Nun, Franz, mit Deinen Wissenschaften sieht es aber ganz bedenklich aus; Du kommst ja jeden Tag um einen oder zwei hinunter." — Franz: „Das kommt von jetzt ab nicht mehr vor, Papa!" — Vater: „Nun, das soll mich freuen; so sicher ist das aber wohl nicht?" — Franz: „Doch, Papa; ich bin heute der Letzte geworden!"

(Fortsetzung von der 6. Seite.)

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 19. Aug. 1900.

Mien leiw Kahlkopp!

Na, nu ward et awerst so recht gemöthlich in uns' Räthseleck; denn de Basen un Vettern bringen Lewen in de Baud. Dat ist just so wat na mien Gesmack; dem „Lieschen" kam ick een'n Ganzen. Prost, Lieschen, un Ji ok, Onkel!

„Lieschen mit de blonde Locken,
That in schäunen blagen Socken
Baben up'n „Peggy" hocken —
Un los güng't över Steen un Stocken."

P. S. Mit de Reknenupgaw hett Ji een „Beafsteak" makt; desülwge is nich von mi, un de, de se inschickt hett ward sick woll beleedigt fäulen, oder nich? Wenn Ji nu man de Näs in't Gesicht behollen dhaut, Onkel, dann geht't gaut.

Mit Gruß an Ji un de bannig lust'ge Eck

„De Klotsnuts."

Chicago, 20. Aug. 1900.

Lieber Onkel!

Da hat der „schwarze Peter" in ein schönes Wespennest gestochen. Dabei muß es gesagt sein: Wenn an seiner Epistel nichts Wahres wäre, würden die „säuten Snutelens", wie der „Klotsnut" sagen würde, nicht so aufgebracht sein. Doch sicherlich sieht wohl der „Schwarze" zu schwarz! Von deutschen Mädchen ist dergleichen wohl nur in ganz vereinzelten Fällen vorauszusetzen.

Manche Frau hat ganz gewiß ihre schwere Last mit ihren Kindern, und wenn der Mann auch wirklich einmal das Feuer anmacht des Morgens, so ist er deshalb, meiner Ansicht nach, noch lange kein Pantoffelheld. Ich wünsche es z. B. thun! Was soll denn aus der Ecke werden, wenn das „Lieschen" mit dem „Peg" durchgebrannt ist! Das arme „Biech!"

Mit Gruß

E. R.

Chicago, August 1900.

Lieber Räthselonkel!

Diese grandiose Ausdehnung unserer Räthselecke hat nur der „schwarze Peter" mit seinen Versen fertig gebracht. Der hat nicht schlecht in's Wespennest gestochen, und sein verdienter Lohn blieb nicht aus. Pfeffer gab's genug. Die „Peter" scheinen überhaupt eine schlimme Sorte zu sein; der „Peter Schlemiehl" nennt ja auch sein junges Weibchen eine „Hexe unter einer Engelsmaske"; er selbst ist gewiß ein Teufel unter einer „Bengelsmaske". Wo ist und findet sich ein Pegasusritter, um auch diesem Neffen die nöthige Ehrfurcht vor dem schönen Geschlecht einmal gehörig vorzuführen? Vielleicht thut mir das „Lieschen" oder „Leopold K." diesen Gefallen, denn diese Glücklichen brauchen die Verse nur so aus dem Aermel zu schütteln, und fertig ist das schönste Gedicht.

Besten Gruß

Klara.

Ravenswood, 21. Aug. 1900.

Lieber Onkel!

Freund Sigmund sollte lieber in Lake Bluff sich niedergelassen haben, denn e bisserl Flunkern ist ja all-right, aber seine grauen Haare (also meliert) als Maske unbemannten Mädchen gegenüber gebrauchen zu wollen, um sich dann eventuell in die „Sauce" zu legen, zieht nicht mehr, denn heutzutage kennt jedes Kind das Sprichwort, das da sagt: „Alter schützt vor Thorheit nicht!" Oder denkt er, die „bemannten Weiblein" seien ungefährlich? „Nimm Dich in Acht, Sigmund!" — — O, diese Männer! — — Sie, Onkel, aber machen eine Ausnahme, nicht wahr? denn sonst hätten Sie nicht die Prachtfülle von den „Bismarckhaaren" behalten. Für heute grüßt Sie Ihre treue Nichte

Marie L.

Chicago, 22. Aug. 1900.

Lieber Onkel!

Hiermit sage ich Ihnen, sowie dem Waisenknaben meinen besten Dank für das schöne Buch, das ich bekommen habe. Es hat mich sehr überrascht, denn ich kann mit Recht sagen, daß dies das erste Mal ist, daß ich etwas gewann! Nicht einmal einen Mann habe ich gewonnen — nein, der hat mich noch suchen müssen — er gewann mich! So ist's, Onkel, darum meine Freude über das Buch.

Frau Elise B.

An Julia.

Jüngst sah ich, daß man gerathen Dir,
Zum Liebling zu nehmen den Affen.
Thu' Du das nicht, denn — glaub' es mir —
Nicht schön ist der, macht oft viel zu schaffen.
Trau' mir — ich sprech' aus Erfahrung!

Mit Hund und Katze hast Du's probirt,
Doch hast Du damit kein Glück gehabt,
Drum greif' zu den Vöglein nun ungenirt;
Ein Gänschen Dir wähl' als Spielkamerad —
'S macht Spaß — ich sprech' aus Erfahrung.

Eulalius.

Räthsel-Briefkasten.

Frau Elise B. — Das Glück, von einem Manne gesucht und gewonnen zu werden, ist wohl größer, als das Glück, einen Mann zu gewinnen.

G. M......r. — Der Onkel ist am Sonntag Vormittag beinahe selbst zerflossen, und daher sehr zu Milde und Nachsicht geneigt.

Frau Louise S. — Glück zur Suche und freundlichen Gruß.

Frau M. W. — Vielleicht lacht der Peter jetzt erst recht, denn es gibt Männer, denen es Spaß macht, die Frauen in Harnisch zu bringen. Was sich liebt, neckt sich, und umgekehrt. — Ja, die letzte Woche war ein „Rekordbrecher" — von 206 Personen wurden Lösungen eingeschickt — die höchste bisher erreichte Zahl. Die 206 sollen leben! — und die noch kommen werden, auch daneben! Gruß!

F. K. — Sie haben Recht; das mit dem Inn war ein Schnitzer — aber nicht weiter sagen!

Frau E. S. — Sie wurden schon lange vermißt und sind dementsprechend herzlich willkommen!

John R. — Deine gute Mama hat sehr Recht, wenn sie Dir sagt, Du mußt fleißig lernen, wenn Du es einst gut haben willst im Leben. Nur durch Arbeit, durch fleißiges Lernen, erwirbt man Wissen; durch Wissen Geld und Gut und Ehre. Und Wissen ist ein Gut, das Niemand Dir nehmen kann. — Für einen erst elfjährigen Jungen ist die Lösung der drei Räthsel übrigens schon eine sehr gute Leistung. Fahre so fort und Du wirst die deutsche Sprache bald gut beherrschen.

John Sch. — Ueber dem Eingang zur Räthselecke steht der Spruch: „the more the merrier!"

E. W. Beßler; „Nesthäkchen"; Frl. Anna Schneider, Hawthorne, Ill.; Frau Marie Lange; Frau B. Zimmermann. —

Frau M. Weber. — Die eingeschickten Aufgaben sollen, wenn möglich, baldige Benutzung finden.

Frl. Therese W. — Natürlich — Lena!

Frl. Charlotte D. — Sie haben Umzugsfreuden genossen? — Da hat sich Fortuna wohl aus reinem Mitleid Ihnen zugewandt?! Gruß.

Heinrich v. E. — Hoffentlich folgen dieser ersten recht viele weitere Auflagen.

Julia. — Hätten Sie, verehrtes Nichtchen, Ihrer Schilderung jenes famosen Kaffeeklatsches, der kein Kaffeeklatsch war, keine Nachschrift gegeben, so wäre sie möglicherweise in Druck erschienen, aber Sie schreiben als N. B.: „Onkelchen, wenn Sie diesen Brief nicht abdrucken, dann ist es um Sie geschehen. Entweder geh'n wir an den Streik, oder wir erstürmen Ihre stille Klause und nehmen Sie gefangen." — Sehen Sie, damit haben Sie dem Onkel das Abdrucken einfach unmöglich gemacht. Drohungen ist er nicht zugänglich. Muth ist die erste Mannespflicht, und der Onkel ist noch immer ein Onkel und keine Tante, wie Manche meinen. Er sieht dem angekündigten Sturm muthig entgegen — denn „Streiken" werden Sie ja natürlich nicht. Beim Streiken kommen fast immer die Streiker am schlimmsten dabei weg; sie würden sich nur dem Vorwurf der Empfindlichkeit und gekränkten Eitelkeit aussetzen und dazu sind meine verehrten Nichten zu schlau. Also stürmen Sie nur. Ein' feste Burg ist unser gutes Gewissen und — es gibt Gefangenschaften, die gar nicht so unübel sind.

Frau L. M. — Ihren Brief will der Onkel einrahmen lassen, weil er gar so viel Freundliches für ihn enthält; aber in Druck geben konnte er ihn nicht — aus eben demselben Grunde. Soll man uns nachsagen dürfen, daß wir in der Räthselecke einen gegenseitigen Bewunderungs- und Hochlebenlassen-Klub gründeten? Freundlichen Gruß!

M. K. — Daß auch hier, wie fast immer, die Schuld — wenn von Schuld zu sprechen ist — auf beiden Seiten liegt, ist wohl anzunehmen; zumeist mögen aber wohl Verhältnisse verantwortlich zu machen sein, für die weder den Einen noch den Andern die Verantwortung zugeschoben werden kann. Lassen Sie einmal etwas über die Frage von sich hören; wenn brauchbar, werden wir demselben gern Raum gönnen. Wenn für die „Ecke" bestimmt, müßte der Beitrag aber humoristisch gehalten sein.

John R. P. — Für diesmal war es zu spät, aber nächste Woche werden wir die Lösung der letzten Rösselsprung-Aufgabe in den Zügen bringen und dann werden Sie das Wesen des Rösselsprungs schnell begreifen.

J. v. D. — Unbekannter Weise freundl. Gruß an die neue Bürgerin dieser großen Republik.

Lieschen. — Eingedenk der Mahnung, „Spiele nicht mit Schießgewehren, denn es fühlt wie Du den Schmerz", werden Sie das hoffentlich bleiben lassen, verehrtes Nichtchen; es möchte nichts Gutes daraus kommen. Fahren Sie fort, wie bisher, und Sie gefallen Ihrem Onkel mehr und mehr. Gruß.

Willy M. — Sollen willkommen sein.

Sommermanöver.

(Novellette von C. von Schimmelpfeng.)

Das freundliche Zimmer im Obergeschoß des pommerschen Herrensitzes, das die beiden Töchter des Hauses bewohnen, bietet heute ein Bild der Unordnung. Kisten und Koffer stehen auf dem Fußboden, die Schränke sind weit geöffnet, auf allen Stühlen und Tischen liegen Kleidungsstücke, Hüte und Schirme. Ein breiter Streifen der Julisonne huscht über die blonden Scheitel der junger Damen, die mit glühenden Gesichtern ihre Garderobe in einen Reisekorb legen und sich kaum einen Augenblick Ruhe gönnen.

„Nimmst Du Dein neues Tennis-Kostüm mit, Lisa? Ich möchte nur mein altes einpacken. Die Sachen werden in dem Koffer so gräßlich gedrückt!"

„Aber Else! Was denkst Du eigentlich? Können wir uns in Heringsdorf mit den alten Kleidern zeigen? Die Berlinerinnen werden Dich schön auslachen, wenn Du in dem unmodernen Aufzuge erscheinst!"

„Ach was, Berlinerinnen! Was kümmern mich die Damen aus der Residenz? Den Millionärstöchtern aus der Thiergartenstraße können wir es doch nicht gleichthun!"

„Nun ja — zugestanden, aber es kommen doch auch noch andere Leute hin!"

„Wer denn? Vielleicht Onkel Paul aus Gussow, oder der alte Major aus Berlin, der mit Papa zusammen bei den Pasewalkern gestanden hat! Für die nehme ich keine feinen Sachen mit."

„Es könnte doch vielleicht noch ein Anderer kommen, vielleicht ein Jüngerer von den Pasewalkern. Und die Demminer Ulanen sind ja auch ganz liebe Jungen, wie?"

Ein jähes Purpurroth überflog Elses Gesichtchen.

„Pfui, Lisa! Du bist recht schlecht. Ich bin so unglücklich, und Du ziehst mich damit auf!"

Lisa flog zu der Schwester, umfaßte sie zärtlich und wischte mit der Schürze die Thränen fort, die in die hellen Augen getreten waren.

„Liebste, einzige Else, ich hab' Dich ja nicht kränken wollen, das darfst Du nicht denken!"

„Ach, ich bin so unglücklich — am liebsten möchte ich gar nicht nach Heringsdorf, weißt Du? — Mir ist so bang, als ob ein Unglück geschieht. Gestern ist in Demmin Rennen gewesen, wenn er nur nicht verunglückt ist! O Gott, er reitet immer so böse Pferde!"

„Aber Elschen, beruhige Dich! Das sind doch dumme Phantasien. Petersberg ist sicher nichts geschehen. Uebrigens eine schlechte Soldatenfrau, die sich vor einem elenden Hürdenrennen fürchtet!"

„Soldatenfrau?! Noch nicht einmal Soldatenbraut!"

Und wieder begann Else zu schluchzen.

„Schließlich ist es doch Deine Schuld", fuhr Lisa kaltblütig fort, „wenn Du nicht schon verlobt bist. Petersberg kann nichts dafür! Wenn Du so abweisend und kühl gegen ihn bist, wird es natürlich nie zu einer Aussprache kommen."

„Aber ich kann ihm doch nicht um den Hals fallen! Und vielleicht irre ich mich auch! Vielleicht bin ich ihm ganz gleichgiltig! Er muß doch anfangen, er muß doch sagen —?"

„Freilich, aber Du mußt ihm zeigen, daß Du ihn gern hast. Mit einem Korb will niemand abziehen! Am wenigsten ein Demminer Ulan."

„Ich werde das gute Tennis-Kostüm doch mitnehmen!" entschied endlich Else, die nachdenklich vor sich hingesehen hatte, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß es etwa Petersbergs wegen geschieht. Nein, sondern weil — weißt Du, dieses Jahr sind so viele Motten — und da — siehst Du—"

„Richtig", lachte Lisa, „nimm es lieber mit. Hier könnte es aufgefressen werden!"

Dabei sah sie die Schwester mit einem schelmischen Blick an, und dann brachen beide in ein muthwilliges Lachen aus. Sie faßten sich an den Händen, machten tiefe Knixe und tanzten um den geöffneten Reisekorb.

* * *

Zur selben Stunde trabte eine Ulanen-Eskadron auf der Chaussee nach Demmin; die Felddienstübung war beendet, der Rittmeister, der vor der Marschkolonne ritt, zündete sich eine Zigarre an, und seine Ulanen thaten es ihm nach. Dann begannen die Leute zu singen: das alte Lied von dem einquartierten Soldaten, der die schöne Müllerin liebt. Jedesmal, wenn ein blondes Bauernmädchen auf dem Rückwege von der Stadt an den Ulanen vorbeikam, rückten die Reiter die Czapka keck auf das rechte Ohr, warfen einen Blick nach der Dorfschönen und fielen in den Refrain des Vorsängers ein:

„Holde, jung Müllerin,
Du liebes, rothes Blut,
Holde, junge Müllerin,
Ich bin Dir gar zu gut."

Hinter der Eskadron ritten zwei Offiziere, Rudolf von Petersberg und Hans von Löpel.

„Zigarette gefällig, Petersberg?"

„Danke! Noch immer Nichtraucher."

„Ich qualme! Sie passen zum Ehemann, Mustereremplar! — Gardinen schonen!"

„Das weniger", lachte Petersberg, „aber immerhin noch eher wie Sie, eingefleischter Junggeselle!"

„Das einzig Wahre! Heirathen — brr! Was hat man? Jarnichts! Kein Kasino mehr, kein Rennen reiten — Frau ew'je Dodesangst, stürzen — Augen rechts, Augen links, wie Jnädige will — keinen Tobak, und wenn Männe, der Teckel, auf Longue-Chaise schlafen will — Lieblingspassion vom Köter — Thränen, Vorwürfe, Hundepeitsche, Eheskandal! Scheußlich!"

„Na, Löpel, Sie malen die Schattenseiten. Es gibt doch auch Lichtseiten. Wenn man so in ein gewisses Alter kommt, dann erscheint doch das Kasinoleben recht schal! Und wenn man Abends in sein Zimmer tritt und keine Seele sagt freundlichen „Guten Abend" — entsetzlich! Sie verstehen mich! Ich bin Geselligkeitsmensch! Und wenn ich wüßte, wie der Wind da hinten in Klewitz pfeift — Sie wissen ja, ich habe keine Geheimnisse — dann ritte ich sofort zum Kommandeur und bäte um Urlaub, und im Herbst könnten Sie auf meiner Hochzeit tanzen!"

„Nun — aber? Es kommt doch ein Aber, das höre ich deutlich!"

„Ja, allerdings „Aber", und ein sehr schlimmes „Aber". Klipp und klar: Ich bin mit Else Klewitz noch nicht im Reinen."

„Jroßer Jott! Ueber Euch Geselligkeitsmenschen! Warum denn nicht?"

„Ja, sehen Sie Löpel, das ist eine eigene Sache, das können Sie sich nicht vorstellen. Ein sechzehnfüßiger Graben ist nichts dagegen. Aber so'n abgeschlagener Antrag: Das ganze Leben bleibt der Knax!"

Löpel brummte etwas vor sich hin. Dann sagte er: „Mir ist so'n Jedanke durch den Kopf gegangen — wenn Sie wollen, reiten wir Sonntag nach Klewitz rüber."

„Sie sind nach Heringsdorf gereist oder fahren dieser Tage!"

„Desto besser, fahren wir auch hin, nächsten Sonntag — einverstanden? — Und nun was Anderes! Ist das ein Vetter von Ihnen, der Petersberg, der mit nach China geht? Ostasiatisches Reiter-Regiment! Wie das klingt? Famos, was? Wenn wir erst ostasiatische Kavallerie haben, dann wird die Sache schon in den Schwung kommen. Die Leute haben den Drajonerhelm gekriegt! Schade! Ulanenczapka wäre besser gewesen! Und der Braunschweiger führt sie! Na ja! Nun wird die Kaiserin-Wittib wohl nicht mehr lange machen! Wahrhaftig! Wäre auch so was für mich gewesen, kleine Steeplechase von Taku bis Peking. Und was den Peiho anlangt, den denke ich mir so wie den Antoniusjraben in Hoppejarten!"

* * *

Auf der Heringsdorfer, weit in die See hinausragenden Landungsbrücke promenirte Papa Klewitz mit den Fräulein Töchtern und einem jungen Herrn. Der alte Oberst in grauem Zylinder, das schwarz-weiße Bändchen im Knopfloch des Gehrockes, die Damen in hellen Strandkostümen mit großen holländischen Hüten, sogenannten „Schuyten". Sie verfolgen den Dampfer „Sequens", der nach Rügen fährt und am Horizont nur noch als verschwindender, kleiner Punkt erscheint, begleitet von einer langgestreckten Rauchwolke. Vom Strande her tönten die Weisen des Kurorchesters herüber! Ein alter Lannerscher Walzer in breiter Behaglichkeit. Papa Klewitz wiegt den Kopf hin und her und nickt bei jeder Kraftstelle.

„Hört mal hin, Mädels", sagt er, „das ist doch noch so 'was Rechtes, Herzerquickendes vom alten Schlage! Da steckt Melodie drin — anders als Euer modernes Geklimper. Weiß nicht, kommt mir so vor, als ob die Leute keine Erfindung mehr haben — ich lob' mir den alten Lanner und den Vater Strauß! Nicht wahr, Herr Assessor?"

Der Assessor verbarg ein mokantes Lächeln hinter einer zustimmenden Verbeugung, aber Lisa hatte es doch bemerkt, und leise sagt sie zu ihrer Schwester:

„Arroganter Patron, der Assessor, ich denke, wir lassen ihn abfallen!"

Else hörte kaum hin, denn ihre Blicke hingen an dem Eingang der Brücke, die jetzt zwei gebräunte, elastische Gestalten betraten.

„Lisa, ich glaube wahrhaftig, da kommt Petersberg!"

„Wo? Ah, wirklich, und Löpel! Was wollen die hier?"

Auch der Oberst war auf die Ankömmlinge aufmerksam geworden, fixirte sie durch den Kneifer, den er hin und wieder aufsetzte, und rief dann mit fröhlichem Lachen:

„Nanu, die Demminer? 'Tag, Petersberg, 'Tag, Löpel, wo kommen Sie denn her?"

„Direkt aus der Garnison, Herr Oberst, ein paar Züge Seeluft athmen."

Nachdem die gegenseitigen Vorstellungen mit dem Assessor erledigt waren, gruppirten sich die Herrschaften. Voran schritt der Oberst mit Herrn von Petersberg, dann folgte Else mit dem Assessor, den Beschluß machten Lisa und Herr von Löpel.

„Nun, Herr von Löpel, Sie haben sich ja schon lange bei uns in Klewitz nicht sehen lassen! Die Herren haben jetzt wohl viel Dienst?"

„Wenn Sie ein Rennen zum Dienst rechnen wollen, wie wir das thun, ja! Apropos, wer ist der Herr, der mit Fräulein Else promenirt — Namen natürlich nicht verstanden!"

„Ein Regierungs-Assessor Langemann aus Potsdam! Reizender Mensch, der uns beiden sehr gut gefällt."

„So!"

„Uebrigens schwer reich, ein Sohn des Kommerzienraths Langemann aus Stettin, des bekannten Ostsee-Nabob."

„So!"

„Reserveoffizier, alter Herr eines feudalen, süddeutschen Korps, brillanter Tänzer und Reiter."

„So!"

„Spielt Lawn-Tennis wie ein Engel."

„So!"

„Ja!"

Löpel sah links, Lisa rechts in das Wasser; sie lachte innerlich, er biß sich auf den Schnurbart und murmelte: „Fatal!"

„Wie sagten Sie, Herr von Löpel?"

„Verzeihung — ich sagte — — —, es war gewissermaßen das Schlußwort einer kurzen Gedankenreihe, und Sie haben den Anspruch, gnädiges Fräulein, die ganze Reihe zu hören. Als Sie den Herrn Assessor in Ihren freundlichen Schutz nahmen, da verglich ich im Innern sein Geschick mit dem eines meiner Freunde: Herr Langemann, reich, sorgenlos, vergnügt, von den Damen gefeiert, en vue eine reizende Badesaison, später vielleicht nach Cowes zum Jachtklub! Mein armer Freund Petersberg dagegen im Begriff, auf lange Zeit allen Freuden des Lebens Adieu zu sagen —"

„Wie?"

„Wer weiß, ob er überhaupt wiederkommt! Ist doch 'ne riskante Sache, und die Kerle sollen nicht übel schießen, haben in deutscher Schule gelernt!"

„Ja, ich verstehe Sie nicht, Herr von Löpel!"

„Nämlich, Petersberg geht nach China!"

„Ach, mein Gott—!"

Lisa war bleich geworden und wollte zu ihrer Schwester gehen.

„Noch einen Moment, Fräulein Lisa! — Sie nehmen dem alten Freunde Ihres Hauses die Frage nicht übel: Ich denke, die Damen schwärmen für den Herrn Assessor?"

„Allerdings ... Aber geht Herr von Petersberg im Ernst nach China? Oder ist das einer Ihrer bekannten, dieses Mal recht schlecht gewählten Scherze?"

„Die Antwort kann ich nur unter der Bedingung geben, daß auch Sie meine Frage beantworten: Würde es in Klewitz jemand betrüben, wenn er 'nüberginge?"

Lisa sah ihren Partner groß an. Wie treuherzig er ihr in die Augen sah! — Löpel bemerkte zum ersten Mal, daß eine Frau schöne, seelenvolle Augen habe. Dann traten sie beide an die Balustrade und sprachen lange miteinander.

Als die beiden Offiziere in später Abendstunde ihr Zimmer im Kurhause aufsuchten, trat Petersberg bei Löpel ein.

„Und nun lassen Sie sich umarmen, Löpel, Sie haben mich zum glückseligsten Menschen unter dem Vollmond gemacht. Nach Ihrer Mittheilung konnte ja kein Zweifel mehr obwalten: Ich habe Else nach Tisch gefragt! Sie ist ein Prachtgeschöpf! Und das danke ich Ihnen, alter, lieber Kerl, der Sie sich wieder geopfert haben für andere!"

„Aber wer sagt Ihnen das? Sie taxiren mich viel zu hoch! Jarnich eingefallen, „für andere"! — Uebrigens, wissen Sie, wenn man so Abends in sein ödes Heim kommt — schauderhaft! Und wie viele Herrenreiter sind nicht musterhafte Eheleute! Die Frau wird sich ja nicht gleich zu Tode ängstigen! ... Und der Teckel kann auch im Stall schlafen!"

„Aber Löpel, Mensch, was hör' ich? Trau' ich meinen Ohren?"

„Gute Nacht, lieber Kamerad! Morgen sollen Sie mehr erfahren."

Der Wahrheit die Ehre.

Humoreske von A. Delvalle.
Autorisirte Uebersetzung von A. Friedheim.

War Frau Duplautin hübsch gewesen!

Die Einen würden auf diese Frage vielleicht mit „weiß ich es", die Andern mit einem „vielleicht" geantwortet haben.

Jedenfalls steht so viel fest, daß Frau Duplautin zur Zeit, da diese Geschichte sich zugetragen, von einer Häßlichkeit war, die sicherlich, falls Jemand auf den Einfall gekommen wäre, eine Häßlichkeits-Konkurrenz auszuschreiben, den Preis davongetragen haben würde. Nichts destoweniger war es ihr aber doch geglückt, ihre „schlechtere" Hälfte zu finden. Ueber zehn Jahre war sie schon mit Herrn Duplautin verheirathet, der sie unter vielen gewählt hatte, weil er in ihr die verwandte Seele zu finden gemeint, und vielleicht auch, weil er so kurzsichtig war, daß es gar nicht viel Anstrengung bedurfte, um ihn durch Neckerei zu dem Ausruf zu veranlassen, daß Frau Duplautin zu den schönsten Frauen der Jetztzeit gehöre.

Ach, wenn ihr ihn von den Haaren seiner Ehehälfte hättet sprechen hören können. Welche Begeisterung! Es fehlte nicht viel, und er hatte sie mit einem langen, nachwallenden Mantel verglichen.

Und dabei gehörten die Haare, die so viel Bewunderung erregten, nicht einmal seiner Gattin. Sie hatten ihr gehört, wenigstens sagte sie das ... ein typhöses Fieber .... als sie 25 Jahr! ... man hatte gefürchtet, daß die Haare ihr ausgehen würden ... und da ...

Und der verliebte Duplautin hatte nicht einmal bedacht, daß man mit 25 Jahren selten graue Haare hat und daß die Haarsträhnen ausgesprochen schwarz und grau melirt, höchst wahrscheinlich später, viel später, vielleicht gerade vor der Verlobung, gekauft waren ... Mein Gott nein, an so etwas hatte er nicht gedacht! Er war so verliebt! Verliebt bis zur Eifersucht, eifersüchtig über alle Maßen. Essen und Trinken, ja selbst der Schlaf ging ihm dabei abhanden!

Und statt daß mit den Jahren diese Eifersucht, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, abgenommen hätte, wuchs und wuchs sie von Tag zu Tag.

Wenn ein solcher Paroxismus ihn packte, dann sagte er wohl:

„Josephine, wenn Du mich je verrathen solltest, so wehe Dir und mir!"

Sie flötete dann:

„Willst Du wohl schweigen, Du alter Brummbär!" Und um sein Mißtrauen, was ihr schmeichelte, anzustacheln, fuhr sie fort:

„Und wenn „das" wäre, würdest Du sicherlich nichts davon erfahren."

„Ah, oh! das denkst Du ... nun, da bist Du in einem großen Irrthum! Ich würde es erfahren!"

„Und wie?"

Wie? ja wie? die Frage quälte ihn gerade! Wie sollte er das anfangen? Unausgesetzt grübelte er über eine glückliche Lösung und würde dieselbe wohl nie gefunden haben, wenn ihm nicht ein Zufall zu Hilfe gekommen wäre.

Eines Morgens fiel sein Auge auf eine Annonze unter „Vermischtes". Da stand:

„Frau Lamelot, Wahrsagerin. Ergründet alle Geheimnisse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Neue, unfehlbare Methode. Mäßiger Preis."

„Mäßiger Preis! Welch Glück!

„Oh! oh!" sagte er sich, „die Dame werden wir uns dienstbar machen."

Wie sich das traf! Am nächsten Tage war seine Frau gerade einen Theil des Vormittags vom Hause abwesend. Früh, während sie schlief, schnitt Herr Duplautin ganz leise und vorsichtig eine Strähne aus der berühmten Flechte, und dann, als seine geliebte Josephine fortgegangen war, machte er sich auf den Weg zur Wahrsagerin.

In der „Höhle" der Prophetin fand er weder unheimliche Knochenreste, noch Kaffeegrund oder kabalistische Zeichen.

Dublautin wurde in ein höchst bürgerlich eingerichtetes Zimmer geführt, das sich durch nichts von anderen bürgerlichen Zimmern unterschied, und mußte neben einer starken, brünetten Frau von zweifelhaftem Alter auf einem Sopha Platz nehmen. Nach wenigen Minuten schon war sie von einem kräftigen Mann in einer Art Schweizer-Uniform, und zwar gleich nachdem der vorschriftsmäßige Obulus erlegt worden war, in tiefen Schlaf versetzt.

Die Sitzung begann. Duplautin zog seine Haarsträhne hervor und gab sie dem Schweizer, der sie wieder an Frau Lamelot übermittelte.

„Fragen Se jetzt," befahl der Magnetiseur.

Und Duplautin, der Othello begann: „Ich möchte gerne wissen, wo sich augenblicklich diejenige befindet, die ich liebe."

Die Sibylle pustete, fuhr zusammen und stöhnte.

„Sprich! Ich will es," sagte der Mann.

Die starke Frau drehte die Haarsträhne zwischen ihren Fingern, strich darüber hin und dann kam es abgerissen, in Pausen, als wenn sie die Worte nur unter großen Schmerzen hervorbrachte.

„Ich sehe ... Ich sehe! In der Lehbrunstraße ... ein Haus ... vor der Thür! ..." Dublautin hielt den Athem an:

„Weiter, weiter," flehte er.

„Weiter!" befahl der Schweizer.

„Haus ... schlechtes Aeußere!" ... ihm ist heiß!"

„Wem?" fragte der unglückliche Gatte.

„Na, doch nicht dem Pflaster!" antwortete der Magnetiseur hämisch.

Und Frau Lamelot fuhr fort:

„Ah! der Kutscher kommt näher ... er küßt sie ..."

„Zum Donnerwetter!" fluchte Duplautin.

„Er sagt ihr: „Ist Dir heiß, meine arme Alte? ..."

„Er nennt meine Frau „seine arme Alte", ein Kutscher! ... auf der Straße! ... Josephine!"

Der Athem der Wahrsagerin ging schwerer:

„Er klopft ihr auf das Kreuz ..."

„Auf das Kreuz! Hört mal, meine Frau hat doch ..."

Frau Lamelot stößt einen Schrei aus:

„Eure Frau! Eure Frau! Das!"

Und sie fuchtelt mit der Strähne in der Luft herum.

„Das, mein Herr, das sind Pferdehaare! Hören Sie wohl, Pferdehaare!"

Duplautin wollte widersprechen, aber der Schweizer packte ih an den Schultern:

„Na hört mal, alter Junge, Ihr habt uns wohl reinlegen wollen, was? Mit Euren Pferdehaaren? Ihr seid wohl ein Spürhund, oder ein Arzt, oder von irgend einer Zeitung geschickt! Ihr dachtet wohl, uns bei irgend einer Betrügerei abzufassen ..."

„Ich! ich!" suchte sich Duplautin zu vertheidigen, „ich schwöre Ihnen!"

„Schon gut! aber keine dummen Witze gemacht, oder es geht Ihnen schlecht! Aha! Sie bringen Pferdehaare hierher und reden uns vor, daß es Eurer Frau Haare sind, Sie! ... Sie! ... na warten Sie! ..." Und mit Knuffen und Puffen wurde Duplautin an die Luft gesetzt.

Ohne Hut, ohne Schirm, vollständig fassungslos befand sich Duplautin auf der Straße und starrte verständnißlos auf die Haarsträhne, die man ihm wieder in die Hand gesteckt hatte ... und plötzlich brach er in ein lustiges, fröhliches Lachen aus, winkte eine Droschke, sprang hinein und rief dem Kutscher seine Adresse in wahrhaft triumphirendem Ton zu. Zu Hause angelangt, stürzte er auf sein Frau los, die gerade das Essen bereitete, und erzählte ihr Alles: seine Zweifel, sein heimliches Treiben, sein Besuch bei Frau Lamelot.

Und als Frau Duplautin aufs Tiefste bekümmert über die Entdeckung ihres Mannes, daß ihre Haarsträhne aus Pferdehaar, in Thränen ausbrach, da sagte Herr Duplautin:

„Weine nicht, Phinschen! Dein Friseur hat Dich getäuscht; er hat sicherlich Deine eigenen Haare verkauft. Aber was macht das! Ich habe Dich so noch viel lieber! Ich will Allen sagen, daß Dein Zopf falsch und aus Pferdehaar ist, dann machen sie Dir nicht mehr den Hof. Ich weiß, daß Du schöne Haare hast, und das ist mir genug. Nicht wahr, wir wollen Frau Lamelot noch irgend ein kleines Geschenk machen, mein Phinchen!"

— Schön gesagt. — Steffel (wird von seiner kranken Mutter zum Doktor geschickt, der sich wegen Abwesenheit einen Assistenten als Vertretung genommen hat. Steffel kommt zurück mit den Worten): „Muata, der Doktor selber is net z' Haus, aba sein „G'sell" kunnt scho komma!"

Das Testament des Onkels.

Der dänische Schriftsteller Jens Karlsen schildert sehr heiter seine Erlebnisse, als er den Versuch machte, die Leistungsfähigkeit eines vielgepriesenen Privat-Detektiv-Instituts zu erproben. Er ging selbst zu dem Inhaber des Instituts und trug ihm sein erdichtetes Anliegen vor. „Ein Onkel, sagte er, „von dem ich zehn Jahre lang nichts hörte, ist in Amerika gestorben und hat 100,000 Dollars hinterlassen. Diese Summe hat er mir unter der Bedingung vermacht, daß ich verheirathet wäre". — „Sie brauchen also in aller Eile eine Frau. Das ist nicht schwer. Meine Heirathsvermittlungs-Abtheilung ist besonders großartig eingerichtet", erwiderte der Direktor schmunzelnd. „Sie haben nur einen Fragebogen auszufüllen: Haarfarbe, Handschuhnummer, Charakter und Vermögen". — „Bitte, Herr Direktor, so einfach liegt die Sache nicht. Ich möchte nämlich nicht verheirathet sein, es kommt mir nur darauf an" — „Das Geld zu erben, natürlich. Wir werden Ihnen also eine Frau besorgen, welche sich drei Tage — oder wünschen Sie zwei? — nach der Hochzeit scheiden läßt. Es ist das natürlich nicht leicht, aber bei unseren weitreichenden Verbindungen dürfte die Dame in kürzester Frist zu beschaffen sein". — „Aber — —" unterbrach ihn Karlsen, „bei mir liegt die Sache schwieriger. Nach dem Testament muß ich nämlich bereits Vater von mindestens zwei Kindern sein". — „Und Sie haben keine? Schön! Also werden wir Ihnen eine Wittwe mit zwei Kindern besorgen". — Jetzt sagte Karlsen die Wahrheit. „So wissen Sie denn, mein Herr, ich habe gar keinen Onkel in Amerika, der ein derartiges Testament hinterlassen hat. — —" — „Nicht! O, dann werden wir Ihnen einen besorgen", sagte der Direktor ruhig. Er war, wie man sieht, ein Meister in seinem Fach.

— Neuer Verein. — A.: „So, Sie haben gestern einen Verein gegründet? Wie heißt er?" —Alpentourist: „Bergspitzensammlerverein!"

Seite 9—16.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 26. August 1900.

(Für die „Sonntagpost.")

Der feine Vetter!

Humoreske von Albert Weiße.

„Um Gotteswillen bist Du es, Vetter Bruno? Mensch, wie siehst Du aus? — Schämst Du Dich denn gar nicht, so herumzulaufen? Hoffentlich hat Dich Niemand zu mir heraufkommen sehen?" Statt aller Antwort entledigte sich der so Angeredete seines schäbigen Rockes, zog seine schweren Stiefel aus und schlüpfte in die unter dem Bette hervorschauenden Pantoffeln. Dann entnahm er der auf dem Kaminsims stehenden Kiste eine Zigarre, zündete dieselbe an und warf sich in den einzigen großen Lehnstuhl, daß derselbe in allen Fugen krachte. — Nachdem er sich darin ordentlich gereckt und gestreckt und mit sichtlichem Behagen ein Paar gewaltige Rauchwolken gen Himmel geblasen, winkte er dem jungen Manne, der ihn in der obigen Weise angeredet, und dann seinem ungenirten Gebahren wortlos zugeschaut hatte, und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf einem Rohrsessel neben ihm Platz zu nehmen. —

„Ja, mein Sohn Filius," begann er mit angenommener Feierlichkeit, „ich bin Dein Vetter Bruno in leibhaftiger Person, den die Abenteuerlust und der Drang, andere Menschen, Städte und Länder zu sehen, aus der engen Zeichnerstube des Chicagoer Bauamts in die weite Welt getrieben hat! Seit zwei Jahren habe ich die Fesseln Eurer übertünchten Höflichkeit abgeschüttelt und habe das Land meiner Wahl vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, vom Golf bis zur canadischen Grenze durchstrichen. — Frei, wie der Vogel in der Luft und wie dieser, oft nur den Himmel zum Dache, bin ich umhergestreift, Nord, Süd, Ost, West; heute zu Fuß, morgen als blinder Passagier, immer weiter, nur kurze Zeit rastend, um durch gelegentliche kleine Arbeiten oder handwerksmäßigen Anspruch Atzung oder auch ein Viatikum für den Weg zu erlangen. — Doch jetzt bin ich zurückgekehrt, ein weitgereister Mann, reich an Erfahrung, aber arm an schmückender Gewandung. Apropos," fiel er plötzlich aus dem Pathos eines Rhapsoden in den gewöhnlichen Umgangston, „Du freust Dich doch unbändig, mich wiederzusehen?"

Der Angeredete stotterte Etwas, das eine Bejahung sein sollte; in Wirklichkeit aber war ihm der Besuch des stromerhaft gekleideten Vetters höchst fatal. Dieser durchschaute ihn vollständig und weidete sich ordentlich an seiner Verlegenheit.

„Da Du Dich also so unbändig freust," fuhr er fort, ohne auch nur den Hohn, der in seinen Worten lag, im Geringsten merken zu lassen, „so wäre es nicht mehr als billig, daß Du diese Freude mit Deinen Bekannten theilest; wie wäre es, wenn wir zu Brauer Müllers an diesem schönen Nachmittag gingen? — Die kleine Marie ist ein prächtiges Mädel, wie weit bist Du denn jetzt mit ihr, Du Schwerenöther?"

„Ich habe aus gewissen Gründen meine Besuche bei Müllers eingestellt, überhaupt meinen Familien-Umgang sehr eingeschränkt. Das einzige Haus, das ich noch besuche, ist das der Wittwe Heckner. Sie stammt aus einer feinen Familie. —

„Und wie heißt sie?"

„Mrs. Heckner, wie ich schon sagte!"

„Ich meine s i e, die Tochter!"

„Woher weiß denn D u, daß sie eine Tochter hat?"

„Kunststück! Seitdem Du heirathsfähig, hast Du noch immer — leider vergeblich — nach einem Goldfisch geangelt, alter Sohn! — Aber die Kourage hast Du nicht verloren! Das ist Recht. Na, also bei der kleinen Heckner will ich Dir helfen, so viel ich kann. Punktum! Nachmittags fahren wir hinaus!"

Großer Himmel! war das eine Idee! Das war ja ein Stück aus dem Tollhaus. Mit diesem Stromer, dem die Haare zum Hut und die Zehen durch die Schuhe wuchsen, sollte er zu der Mrs. Heckner fahren, der Frau, bei der Alles so sauber und fein war; die selbst immer so fein sein wollte — die fortwährend von ihren feinen Verwandten in Deutschland erzählte und die ganz unglücklich war, daß sie trotz ihres Reichthums, den ihr verstorbener Mann auf sehr ordinäre Weise als Bäcker erworben hatte, so selten Gelegenheit hatte, mit wirklich feinen Leuten zu verkehren. — Diese ihre Passion für's „Feine", die jedenfalls auch bei der Auswahl eines Schwiegersohnes ausschlaggebend sein würde, hatte er richtig erkannt und darnach seine Fallen für den Goldfuchs gestellt. — Geizig, wie er von Natur aus war, hatte er — wenn auch mit Schmerzen — einen tiefen Griff in seine Ersparnisse, die trotz seines mäßigen Einkommens als Buchhalter recht bedeutend waren, gemacht, sich die modernsten, theuersten Kleider von dem besten Schneider Chicagos machen lassen, mit goldenen Reifen seine Finger und seine Brust mit einem Diamanten geschmückt. Vor Allem aber suchte er der Frau durch Erzählungen von seiner feinen Verwandtschaft zu imponiren: Sein als Weichensteller verstorbener Vater avancirte zum Eisenbahn-Direktor, seine Mutter entstammte einem altadeligen Geschlechte u. s. w. — Oft auch hatte er von seinem Vetter Bruno erzählt, der als Offizier von der deutschen Regierung topographischer Studien halber hierhergesandt, seit Jahren im Lande umherreise. — Etwas Wahres war ja wohl daran, denn der Lump, der da vor ihm saß, war einmal preußischer Offizier gewesen, er war auch im Lande umhergereist, allerdings wohl weniger topographischer Studien wegen, als seiner Wanderlust zu fröhnen. — Und jetzt verlangte eben dieser Mensch mit der größten Seelenruhe eines unverfrorenen Gemüths, in diese Familie eingeführt zu werden. Der Gedanke brachte ihn in Wuth und er machte seinem lange zurückgehaltenen Aerger Luft, indem er ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. „Und", schloß er, „statt Deine Schande in einem Zehn Cents-Lodginghause der West Madison Straße zu verbergen, kommst Du hier in meine Privatwohnung und kompromittirst mich vor meinen Hausgenossen. Damit nicht genug, verlangst Du auch noch, der Frau Heckner — dieser feinen Frau — vorgestellt zu werden und bietest Dich — es ist zum Wahnsinnigwerden — auch noch an, mir bei der Werbung um ihre Tochter behilflich zu sein!" —

Jeder Andere wäre aufgesprungen und fortgegangen! Nicht so unser vielgereister Mann.— Auch ihm waren die Vorwürfe an die Nieren gegangen, und dieser Empfang seines Vetters, der ihm zu vielem Dank verpflichtet war, hatte ihn tief verletzt — aber er war ein Philosoph und sagte sich, daß Rache ein Gericht sei, welches kalt gegessen werden muß. — Der Andere redete sich immer mehr in die Wuth hinein und ließ sich dabei das Geständniß entschlüpfen, daß er bezüglich seiner Familie stark aufgeschnitten, und daß er auch ihn, den Ex-Leutnant, mit dem Nimbus einer offiziellen Mission Seitens des deutschen Reiches umgeben hatte! —

„So, so", höhnte dieser; „also bin ich doch schon als schweres Geschütz bei der Belagerung verwandt worden?!"

„Wenn Du nicht als so ein.... geradezu gesagt: Lump hergekommen wärest, Du hättest mir allerdings helfen können. — Ich hatte mir Alles schon so schön ausgedacht. Von Deinem Eintreffen durch telegraphische Depesche vorher benachrichtigt, hätte ich es auf irgend eine Weise fertig gebracht, daß Frau Heckner und ihre Tochter mich zu Deinem Empfange auf den Bahnhof begleiteten. Von dort wären wir in einer Kutsche nach dem Bismarck-Garten gefahren und hätten Deine Ankunft mit einem Diner gefeiert, bei dem der Champagner nicht gespart werden sollte. Während ich dann in der liebenswürdigsten Weise der Tochter die Kour schnitt, solltest Du die Mutter über unsere Familienverhältnisse — nach meiner Version natürlich — unterhalten und dann die durch den Wein und Deine Unterhaltung in eine glückliche Stimmung Versetzte in meinem Namen um die Hand ihrer Tochter bitten". —

„Ist das ein Gauner, dieser liebe Vetter Emil," dachte der Mann im Sorgenstuhl; „Die Alte sollte ich also mit Redensarten und Wein betrunken machen und so ihm seine Braut, wie die Kastanien aus dem Feuer holen. Na warte, du Erzhalunke."

Laut aber sagte er mit der unschuldigsten Miene: „Ja, aber warum machst Du es denn nicht so?"

„Na, erwiderte dieser, es ist doch jetzt zu spät; Du bist doch schon hier!"

„Ich kann ja noch einmal ankommen!"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ganz einfach: Ich fahre morgen früh nach Evanston. Telegraphire, daß ich Mittags auf dem N. W.-Depot in Chicago ankomme und dann wird das Programm, wie Du es Dir so schön ausgedacht, strikt durchgeführt."

„Aber, Mensch, in d e n Lumpen...."

„Wenn Dir meine Kluft nicht paßt, so laß uns in einer geschlossenen Droschke — damit Du Dich nicht zu geniren brauchst — nach einem fashionablen Herren-Ausstattungsgeschäft fahren. Dort werde ich mir das Feinste zulegen, auch Uhr, Ringe u.s.w. kaufen."

„Hast Du denn Geld?"

„Ich? Nein. Aber Du. Du solltest eigentlich meine ganze Ausrüstung bezahlen, denn ich adonisire mich doch nur in Deinem Interesse. Aber da ich Deine Liebe zu dem schnöden Mammon kenne, so will ich Gnade vor Recht ergehen lassen, und Dir das Geld, auch die 10 Dollars, die Du mir gefälligst baar leihen wirst, zurückerstatten!"

„Wovon? Du siehst mir gerade darnach aus, als ob Du Schulden bezahlen könntest!"

„Ich trete wieder auf meinem alten Platze inBaubureau ein. Der Büreauvorsteher, an den ich mich von meiner Reise aus schriftlich um Wiederanstellung wandte, theilte mir in diesem Schreiben mit, daß ich sofort bei meiner Rückkehr mich zum Dienstantritt melden sollte." — Emil durchlas das Schreiben aufmerksam, und seine sorgenvolle Gesichtszüge klärten sich allmählich auf. Hier war nichts zu verlieren, denn er wußte, daß der Vetter bei aller Leichtfertigkeit doch ein Ehrenmann war, der sein Wort hielt. — Ja, er wollte ihn fein herausputzen, er wollte mit ihm Staat machen.

Bruno war ein schönerMann und die Umgangsformen der feinen Gesellschaft, in der er sich als Offizier bewegt hatte, machten ihn in jeder Gesellschaft schnell beliebt und er gewann die Herzen der Frauen im Sturme! Das war der Mann, der seiner Schwiegermutter in spe imponiren würde. Die Hauptsache war, daß er ihn jetzt ordentlich instruirte, damit er bei Leibe keine Dummheiten machte. — — —

Das von den beiden Vettern aufgestellte Programm wurde genau nach Verabredung durchgeführt. Fahrplanmäßig lief der Zug der Milw. & St. Paul-Bahn ein, die beiden Vettern begrüßten sich auf's Herzlichste. Dann stellte Emil den „Herrn Leutnant" den Beiden vor und die ganze Gesellschaft fuhr per Automobile nach dem Bismarckgarten, wo ihrer ein von Emil telephonisch bestelltes exquisites Diner bereits harrte. DieUnterhaltung während der Fahrt und der ersten Gänge des Mahles war nicht besonders animirt. Man war sich gegenseitig noch zu fremd. Bruno hatte daher hinreichend Muße, die beiden Damen mit dem scharfen Auge des Frauenkenners zu betrachten. Die Mutter war eine gewöhnliche Frau, die durch Affektirtheit und Vornehmthuerei den Mangel an natürlicher Liebenswürdigkeit nur noch mehr zum Ausdruck brachte; ihre Sprache war gezierte; ihre Bewegungen künstlich einstudirt; Alles an der Frau schien gemacht, auf Eindruck berechnet. Die Tochter dagegen war ein reizendes Wesen mit wunderbar schönen Zügen: offen lachten ihre munteren Augen aus dem jugendfrischen Gesichtchen in die Welt. Nur bisweilen schien für eine Sekunde ein Schatten darüber zu gleiten. Auf blendend weißem Grunde wird das kleinste, schwarze Pünktchen sichtbar, das kleine Wölkchen des Unmuths, das wenn auch nur auf einen Moment über dieses glückstrahlende Kinderantlitz huschte, entging dem scharfen Beobachter nicht. — Und auch die Ursachen hierfür wurden ihm sehr bald klar. Jedesmal, wenn sein Vetter Emil sich mit einer Frage an sie wandte, begleitete dieser Ausdruck die möglichst kurz gegebene Antwort. Offenbar war ihr die Unterhaltung mit dem jungen Manne nicht genehm, vielleicht ahnte sie mit weiblichem Feingefühl dessen geheime Wünsche und wies sie in ihrer Seele zurück; genug, Bruno wußte, daß dieses liebliche Kind seinen Vetter Emil niemals aus freier Wahl, wenn überhaupt, sondern nur auf den Wunsch, durch den Einfluß oder gar den Zwang der Mutter heirathen werde. —

Um also der überspannten Mutter zu schmeicheln, war der Schleicher auf ihre Passion fürs Feine eingegangen und hatte sich trotz seines Geizes, wie Salomo in aller seiner Pracht gekleidet; — deshalb also mußten auch die biederen Ackerbürger von Posemuckel, seiner Mutter selig entschlafene Vorväter, die Wappenschilder der märkischen Raubritter auf sich nehmen, damit er sie als seine Ahnen vorführen konnte. Und schließlich verlangte der saubere Vetter von ihm, daß er durch seine gesellschaftlichen Talente für ihn Propaganda machen und den erlogenen Glanz der Familie durch Bestätigung der Lügen befestigen und durch noch größere Lügen erhöhen sollte. — Und das verlangte der Mensch von ihm, der sich gestern seiner noch geschämt, der ihn seiner schlechten Kleidung wegen beinahe hinausgeworfen hätte; ihn, dem er tausendmal Dank für seine früheren Wohlthaten schuldig war. —

Das Geld für den Anzug und die 10 Dollars hätte er ihm ebenfalls nie vorgeschossen, wenn er nicht durch das Anstellungsdekret gesichert wäre und es in seinem Interesse lag, den Vetter als seinen Mann vorzuführen. Ja, Emil war ein Egoist, ein Streber, der in seiner Selbstsucht auf Niemanden Rücksicht nahm, wenn nur seine Zwecke gefördert wurden. — Bruno war überzeugt, daß Emil wußte, die junge Dame empfinde nicht die geringste Zuneigung, ja vielleichtAbscheu gegen ihn. Das genirte den gemeinen Menschen weiter nicht, denn er kannte den großen Einfluß der Mutter über die Tochter, und wenn er durch deren Machtspruch in den Besitz des Mädchens und vor allen, allen Dingen der reichen Mitgift kam, nun, so hatte er sein Ziel ja doch wenn auch auf Umwegen, erreicht. — Je länger Bruno über die Sache nachdachte, je erbärmlicher erschien ihm der Charakter des Vetters; und je länger er in das liebliche Gesicht der jungen Dame sah, je niederträchtiger kam ihm die Rolle vor, die ihm der elendeMensch in dem Komplotte zugedacht hatte. Diesen Engel sollte er verrathen und verkaufen helfen! er hätte schlechter wie Ischariot sein müssen, nein, retten wollte er sie, und sollte er sich selbst zum Opfer bringen. —

„Aber Bruno," weckte da plötzlich des Vetters Stimme den in tiefes Nachdenken Versunkenen — „aber Bruno, Du bist ja heute so schweigsam; bitte, erzähle doch von Deinen Reiseerlebnissen ...."

„Ja, Sie würden uns unendlich verbinden, Herr Leutnant", flötete die Alte...

„Wenn ich bitten darf", unterbrach sie dieser, „Herr Reimer! Den „Leutnant" habe ich vor Jahren in Deutschland zurückgelassen. Es war eine kleine Ungeschicklichkeit meines Vetters, mich unter diesem Titel den Damen vorzustellen".

„Aber warum wollen Sie sich dieses schönen Titels begeben, da Sie doch im Auftrage der deutschenRegierung Studien halber die Welt bereisen?" fragte die ältere Dame mit gezierten Lächeln, „Hast D u das den Damen erzählt, Emil?" wandte er sich an diesen, der durch die Wendung, die die Unterhaltung genommen, in der größten Verlegenheit dasaß; „wenn so," — dies mit Betonung — „so hast Du Dich eben einer groben — nennen wir es mit dem etwas zu milden Ausdruck „U n g e n a u i g k e i t" schuldig gemacht."

Der Gemaßregelte krümmte sich ordentlich vor Scham und Wuth; er versuchte eine Erwiderung, aber die Gurgel war ihm wie zugeschnürt.

Die Alte warf ihm einen zornigen Blick zu: sie war empört, daß er sie angelogen, und schön Aennchen hüstelte so ein wenig boshaft-vergnügt und rückte ihren Stuhl um einige Zoll von Emil's Seite fort. Mit einem dankbaren Augenaufschlag lohnte sie Bruno; sie erhoffte in ihm einen Bundesgenossen: hatte er doch den verhaßten Bewerber vor ihrer Mutter als einen Aufschneider hingestellt. — Eine peinliche Pause folgte; endlich, um das Dekorum doch einigermaßen zu wahren und die Unterhaltung nicht ganz in's Stocken gerathen zu lassen, nahm die Frau das Thema wieder auf, indem sie von Neuem die Bitte an Bruno stellte, Etwas von seinen Reiseerlebnissen zu erzählen.

„Ach bitte, bitte schön, Herr Reimer," sekondirte ihr die Tochter mit ihrem schönsten Lächeln, „erzählen Sie uns recht viel von Ihrer interessanten Reise?"

Die Mutter war ganz erstaunt über das Mädchen. Dem Emil gegenüber, der sie förmlich anbetete und den sie doch schon seit längerer Zeit kannte, war sie so wortkarg, so zurückhaltend, und diesem fremden Herrn, den sie heute zum ersten Male in ihrem Leben sah, schien sie ohne Weiteres Zutrauen zu schenken. Aber war das gar so wunderbar? Welch' ein Kontrast zwischen diesen beiden Männern! Brunos männlichstolze Erscheinung mit seinem offenen Blick, die Freiheit und Eleganz in jeder seiner Bewegungen, das Natürliche und doch Gewählte in seinen Worten ließ selbst diese Frau erkennen, die doch sonst nur auf das bunte Titelblatt sah, daß der über die Maßen aufgeputzte, mit allerlei süßen — allerdings auswendig gelernten — Höflichkeitsphrasen um sich werfende Emil in jeder Beziehung seinem Vetter nachstand. Bruno war der dankbare Blick schön Aennchens nicht entgangen, und ihre Aufforderung zum Erzählen sollte ihm jetzt Gelegenheit geben, seine Rechnung mit dem Vetter wett zu machen und sich in ihrer Gunst zu befestigen. —

Er entschuldigte sich zunächst, daß die Damen wahrscheinlich arg enttäuscht werden würden; was er von seinen Erlebnissen erzählen könne, werde für sie nur geringes Interesse haben, denn seine Wanderlust habe ihn aus der guten Gesellschaft getrieben; fernab von aller Kultur, habe er fortwährend mit Schwierigkeiten, ja mit Hunger und Noth zu kämpfen gehabt, und sein Verkehr sei meistentheils auf Menschen angewiesen gewesen, die den Kreisen seiner Zuhörerinnen vollständig fern ständen.

Während dieser Vorrede hatte Emil wie auf Kohlen gesessen. „Um Gotteswillen," dachte er, „jetzt wird der Unglücksmensch gar mit seinen Stromergeschichten loslegen, dann bin ich ja auf immer blamirt!" — In seiner Herzensangst applizirte er dem Erzähler einen kräftigen Fußtritt unter dem Tische, um ihn vor weiteren Indiskretionen zu warnen. Dieser quittirte den unhörbaren, aber schmerzlich empfundenen Ordnungsruf aus der Tiefe, mit einem höhnischen Blicke, ließ sich aber nicht im Geringsten stören. Vielmehr schilderte er nun in den lebhaftesten Farben das Leben des heimathlosen Wanderers: wie er oft Meilen und Meilen durch wüste Gegenden sich ohne Speise und Trank bei glühender Sonnenhitze schleppte; wie er endlich eine Ansiedlung erreicht, aber von dem hartherzigen Farmer gezwungen wird, für seine Kost schwere Arbeit zu thun, bis er im Stande und bei Kräften ist, weiter zu wandern; wie er dann auf dem Eisenbahn-Damm marschirt, über die hohe Eisenbahnbrücke, von Schwelle zu Schwelle springend, jeden Augenblick gewärtig, in die Tiefe zu stürzen, oder von dem aus der Ferne mit Donnergepolter herannahendenZuge zuAtomen zermalmt zu werden — dann schildert er ihnen eine Fahrt als blinder Passagier auf dem Frachtzug: wie er und sein Partner sich unter dem Wassertank verstecken, bis es dunkel geworden und dann bei günstiger Gelegenheit, als die Maschine Wasser nimmt, in einen leeren Frachtwagen springen: wie die Bremser sie dort entdecken und während der Fahrt vom Zuge stoßen: wie sein Partner dabei den Fuß verrenkt und er dann täglich nach dem sechs Meilen entfernten Oertchen laufen und dort die Nahrungsmittel für sich und den kranken Freund erbetteln muß. —

Emil schwitzt während der Erzählung Blut! Solche Schande! Sein Vetter hat gebettelt und erzählt das dieser Frau. Er hat verschiedene Mal einen Ansatz gemacht, den Erzählenden zu unterbrechen und das Thema zu ändern, aber jedesmal hat die junge Dame ihn daran gehindert, indem sie, ganz hingerissen von der interessanten Erzählung fast ärgerlich ruft: „Lassen Sie doch Herrn Reimer fortfahren, er erzählt zu schön!" Auch die Alte, die Anfangs bei verschiedenen Episoden bedenklich die Nase gerümpft hat, scheint ihre Passion für das Feine für den Augenblick vergessen zu haben und folgt mit dem gespanntesten Interesse dem Erzählenden durch die Lagerstätten der Hobos und die Slums der großen Städte. Das Interesse verwandelt sich in Mitleid, wenn sie bedenkt, daß dieser junge Mann früher Offizier gewesen. Welch ein Umgang für einen solchen Mann, der aus der feinsten Familie stammt und nur mit vornehmen Leuten Verkehr gehabt hat." Unwillkürlich ruft sie daher aus: „Was würde wohl Ihr Onkel, der Herr Eisenbahn-Direktor zu dieser Reise sagen?"

Er hätte am liebsten laut aufschreien mögen, denn soeben hatte er wieder ein Warnungssignal in Gestalt eines derben Fußtritts erhalten, verbiß aber den Schmerz und fragte ganz erstaunt:

„Mein Onkel, ein Eisenbahn-Direktor?"

Nun ja, Ihres Vetters, des Herrn Emils Vater, ist draußen doch Eisenbahn-Direktor!"

„So?" und zu Emil gewendet: „Dann ist Dein Papa aber schnell avancirt, vor zwei Jahren war er doch noch.... W e i c h e n s t e l l e r!!!"

In diesem Augenblicke sprang die junge Dame, die während der Erzählung unbewußt immer näher an Bruno herangerückt war, mit einem lauten Aufschrei auf: „O! mein Knie!" rief sie, „mein Knie!" und hüpfte auf dem einen Fuße vor Schmerzen um den Stuhl, indem sie die Hand auf dieKniescheibe drückte. „Was ist Dir denn geschehen?" schrie die Mutter, die ebenfalls aufgesprungen war. „Um Gotteswillen, Fräulein, haben Sie sich gestoßen?" rief Bruno. — „Nein," jammerte sie, „aber, der schlechte Mensch, der hat mich mit dem Fuße gestoßen!" — In demselben Augenblicke, in dem das Mädchen aufgesprungen, hatte Emil erkannt, welches Unheil er angerichtet, und war, die Aufregung der Tischgenossen benutzend, blitzschnell verschwunden, ohne daß es Jemand bemerkt hätte. — Groß war das Erstaunen Aller darüber, aber noch größer die Entrüstung der Mama. Die von Bruno pro forma vorgebrachten Entschuldigungen wies sie schroff zurück: sie werde dem rohen Menschen, der noch dazu ein Engländer und Schwindler sei, niemals mehr Zutritt zu ihrem Hause gestatten. Bruno mußte dann den Wagen bestellen — Gott sei Dank, daß er noch ein paar Dollar „Cash" von Emil gepumpt hatte — und man fuhr mit sehr gemischten Gefühlen nach der Stadt zurück.

* * *

Sieben Jahre später. — Szene: Wohnstube im Hause des Herrn Reimer. Pater Familias liest die Zeitung, die Mama beaufsichtigt die Kinder, die um den Tisch sitzen und spielen. Plötzlich ruft das fünfjährige Elschen: „O! weh! O! weh! Der böse Bub', der Charlie, hat mich an's Bein gestoßt!"

Papa legt die Zeitung bei Seite, um das Röhrchen zu holen. Mama drückt ihn in den Lehnstuhl zurück und flüstert ihm etwas in's Ohr! — Der aber zieht sie an sich und gibt ihr einen herzlichen Kuß.

„Sieben Jahre also sind's heut' gerade — 's war doch gut, daß er Dich an's Knie gestoßen. Wie Alte?"

Der Charlie aber hat heut keine Prügel gekriegt.

Wie man eine Stellung bekommt.

(Skizze von Emil Mirring.)

Die Familie Liberio bebaute schon seit mehr als fünfzig Jahren ihren Weinberg zu Pontebba, einer kleinen Ortschaft am Fuße des Aetna auf Sizilien, und das rothe Produkt derselben erfreute sich guten Absatzes und lebhafter Kundschaft.

Aber der alte Liberio hätte die viele Arbeit bei seinem Alter nicht schaffen können, wenn ihm nicht sein Sohn Giuseppe und sein treues Weib Rosetta dabei geholfen hätten. Sie war erst Anfangs der Fünfziger, rüstig und munter, mit rothen Backen und kräftigen Armen, dabei mit natürlichemVerstand und Witz ausgestattet.

Die kleine Familie lebte zufrieden und hätte ganz glücklich sein können, wenn nicht der älteste Sohn Giovanni gewesen wäre. Warum? War er ein Thunichtgut, ein Faullenzer oder krank? Nichts von alledem. Giovanni war immer ein fleißiger strebsamer, junger Mann gewesen. Er hatte die Schule korrekt durchgemacht, war mit gutem Maturitätszeugniß entlassen worden und dann in den städtischen Dienst vonMessina getreten. Drei Jahre war er schon dort und hatte es trotz allen Fleißes nicht weiter als bis zum Diätar mit 30 Lire monatlich gebracht. Jetzt hatte er es satt. Er schrieb seinen Eltern, daß er nach Rom wolle um dort direkt etwas zu erreichen. Aber alle seine rastlosen Anstrengungen, eine Stelle zu erhalten, waren vergeblich.

Es war zum Verzweifeln! Seine Mittel gingen auf die Neige, schon sah er sich dicht vor der Nothwendigkeit, nach Pontebba zurückzukehren, was ihm recht demüthigend erschien. In seiner Verzagtheit setzte er sich hin und schrieb — nicht einen Bewerbungsbrief, das hatte er aufgegeben — sondern einen Brief an seine Mutter.

Er lautete:

„Liebe Mutter! Alle meine Bemühungen, eine amtliche Stellung zu finden, sind umsonst. Ich habe mir fast die Finger wund geschrieben und die Stiefelsohlen abgelaufen. Es gibt zu viele Mitbewerber. Da ich nur noch 25 Lire habe, werde ich leider nach Haus zurückkehren müssen. Es grüßt Dich Dein lieber Sohn Giovanni."

Die Antwort lief nach drei Tagen ein wie folgt:

„Lieber Sohn! Du mußt mehr Ausdauer haben. Ich werde selbst nach Rom kommen und Dir eine Stelle suchen helfen. Geld, Wein und weißes Gebäck bringe ich mit. Mit herzlichem Kuß Deine Mutter."

Was sollte Giovanni hiervon denken? Was verstand die Mutter von Rom und von Behörden?

Die resolute Frau führte aber stets aus, was sie wollte. Nach kurzem Kampf mit ihrem Mann, der ihr Beginnen für sinnlos und verrückt erklärte, reiste sie ab, 150 Lire, ein Fäßchen Rothwein und einen Korb schönes, eigenes Gebäck bei sich führend. Ihr Sohn freute sich aufrichtig, als er sie wiedersah. Sie streichelte ihm die Wangen und sprach ihm Muth zu. „Du bekommst eine Stellung, so wahr ich Deine Mutter bin."

„Aber Du kennst doch keinen Minister, keinen Beamten, kein Amt," sagte der Sohn verzweifelt.

„Aber die Menschen," erwiderte die Mutter. „Sage mir nur die Adressen der Ministerbureaux und kümmere Dich dann nicht um mich. Wir können beide nur Morgens früh und Abends spät zusammentreffen. Schreibe mir einige Bewerbungsschreiben und schreibe Deine Zeugnisse ab, die nehme ich mit."

Der Sohn schüttelte den Kopf, that aber, wie ihm geheißen. Er wußte nicht, worauf das hinaus sollte. Auf der Mutter Frage antwortete er, daß er am liebsten im Ministerium der öffentlichen Arbeiten angestellt werden möchte, daß dort auch die meisten Stellen seien.

Am anderen Morgen sah man die robuste Frau am Portal dieses Ministeriums stehen. Nur ein alter Dienstmann stand dort. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und da sie Stunden lang dort blieb, sagte er ihr, als ein Wagen vorfuhr: „Das ist die Equipage des Ministers."

Aus dem Fond stieg ein vornehm aussehender Herr in mittleren Jahren, mit leicht ergrauten Bartcotelettes, Zylinder und goldenem Pincenez. Er wollte eben die Stufen des Gebäudes emporsteigen, als er zu seiner unangenehmen Ueberraschung den Weg durch Frau Liberio versperrt sah.

Sie knixte vor ihm und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Minister, daß ich Sie hier störe, aber ich komme, um eine Anstellung für meinen Sohn zu erbitten, der Beamter ist und gute Zeugnisse hat. Giovanni Liberio aus Pontebba, 27 Jahre alt .....

Der Minister unterbrach den Redestrom kurz und sagte: „Hier gibt es keine Anstellungen". Den Brief, den sie ihm hinhielt, beachtete er nicht, sondern schritt die Stufen hinauf.

Frau Rosetta war durchaus nicht verblüfft, rief laut: „Addio!" und trat wieder bescheiden zurück. Dann unterhielt sie sich mit dem Dienstmann, dem sie eine halbe Lira schenkte. Er zeigte ihr dafür einen älteren, etwas gebrechlichen, feinen Herrn und sagte: „Das ist der erste Rath des Ministers, ein mächtiger Mann".

Rosetta trat sofort an den ahnungslos und vorsichtig die Treppe herunter gehenden alten Herrn heran und sagte ihren Spruch: „Verzeihen Sie, Herr Rath, daß ich Sie hier störe, aber ich komme, um eine Anstellung für meinen Sohn zu erbitten, der Beamter ist und gute Zeugnisse hat, Giovanni Liberto ausPontebba, 27 Jahre alt...."

Der alte Herr, sichtlich belästigt, bemerkte: „Was geht das mich an?" und eilte fort, während Rosetta ruhig zurücktrat. Sie ging nachher in eine kleine Osteria und aß etwas. Am Nachmittag stand sie schon wieder auf ihrem Posten trotz der siedenden Hitze. Gegen 5 Uhr verließ der Minister die Bureaux und begab sich zum Diner. Er hatte kaum die Stufen betreten, als Frau Rosetta sich ihm näherte und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Minister" u. s. w.

Der Minister wußte gar nicht, was er thun sollte. Er erwiderte nur: „Stehen Sie noch hier? Ich kann Ihnen nicht helfen". Dann fuhr er davon.

Am anderen Morgen vor 9 Uhr stand die wackere Sicilianerin schon wieder am Portal, als sie von Weitem den alten Rath ankommen sah. Sie machte vor ihm wieder einen tiefen Knix und hielt ihm ihre Rede. — „Aber liebe Frau", sagte er halb erstaunt, halb ärgerlich, „das nutzt Ihnen Alles nichts. Es sind viel zu viel Bewerber".

„Mein Sohn ist aber sehr tüchtig", sagte sie, „ein aufrichtiger Freund der Regierung".

„Schon gut", brummte er, und ging ins Amt.

Eine Stunde später kam der Minister, um in derselben Weise wie gestern empfangen zu werden. „Das ist unverschämt", rief er aus, „ich lasse Sie verhaften".

„Ich werde schon wieder herauskommen und bitte dann weiter", meinte sie. „Es ist doch kein Verbrechen".

Er schüttelte den Kopf. Als er am Nachmittag das Ministerium verließ, guckte er sich schon nach ihr um. Richtig, da stand sie und wollte den Minister gerade anreden, als er einen Polizisten heranwinkte und Frau Liberio verhaften ließ. Das war schmerzlich für sie, aber sie war darauf vorbereitet und hatte auch ihren Sohn vorbereitet.

Vierundzwanzig Stunden behielt man sie in Haft, fragte sie aus, notirte Alles und entließ sie dann mit der Verwarnung, den Minister nicht mehr zu belästigen und in ihre Heimath abzureisen. Sie dachte nicht daran, sondern stellte sich sofort wieder am Ministerium auf, diesmal ihren großen rothen Schirm mitbringend, zum Schutz gegen die Sonnengluth.

Der Minister war peinlich berührt, als er sie sah, ließ sich aber diesmal mit ihr in ein kurzes Gespräch ein.

„Liebe Frau, was Sie wünschen, geht nicht, wenigstens auf diesem Wege nicht. Machen Sie eine ordnungsgemäße Eingabe".

„Die macht mein Sohn schon seit Monaten", entgegnete sie, „es ist Alles umsonst, obwohl er ein sehr fleißiger und treuer Beamter ist. Ich muß persönlich hier für ihn bitten".

„Wie lange wollen Sie denn das noch fortsetzen?" fragte der Minister.

„Wenn es sein muß, ein Jahr", sagte sie ruhig. „Sie sind wohl verrückt", rief der Minister entsetzt. „Wer soll denn das aushalten? Ich nicht". — „Dann geben Sie meinem Sohn doch eine kleine Stellung".

Der Minister ging achselzuckend weiter. Was sollen wir den Verlauf der nächsten Tage schildern? Frau Rosetta wich nicht. — Die Polizei führte sie hinweg, sie kam wieder. Ihr Sohn beschwor sie sogar, abzustehen. Es helfe doch nichts. Lächelnd sagte sie: „Es hilft schon. Man muß nur Geduld haben. Ich glaube, es dauert nicht mehr lange".

Es dauerte auch thatsächlich nicht mehr lange, schon nach einigen Tagen erfolgte die Explosion.

Am Freitag Vormittag stand Frau Rosetta wie immer auf ihrem Platz und beobachtete das Portal. Gegen 11 Uhr erschienen in demselben zwei Herren, der uns schon bekannte Minister und der Finanzminister in eifrigem Gespräch. Das genirte unsere Freundin wenig, sie trat dicht vor die Herren hin und brachte ihre Bitte vor. Der gepeinigte Minister wurde wüthend und rief: „Zum Teufel, scheeren Sie sich fort, ich verliere noch den Kopf".

Das war nun nicht sehr vornehm und ministeriell würdig, und der Finanzminister blickte auch seinen sonst so gemessenen Kollegen erstaunt an und sagte, während sie den Anlagen zuschritten:

„Sie sind ja so aufgeregt über diese Kleinigkeit, Herr Kollege?"

„Kleinigkeit? Nette Kleinigkeit", brummte der Andere, „seit fast vierzehn Tagen kann ich keinen Schritt in oder aus dem Ministerium thun, ohne daß mich dieses Weib anfällt". — „Was will sie denn?" fragte der Finanzminister, und der Arbeitsminister erzählte ihm haarklein die Wünsche der Frau, die er allerdings jetzt schon wörtlich auswendig wußte.

Der Finanzminister fand die Sache sehr komisch und erwiderte lachend: „Sie sind ja merkwürdig gut orientirt".

„Sie haben gut lachen, ich werde sie Ihnen 'mal auf den Hals schicken". — „Dann würde mir wohl nichts Anderes übrig bleiben", meinte der Finanzminister, „als ihrem Sohn eine Stellung zu geben. Ich kenne die Hartnäckigkeit der Sicilianer".

„Ach ja, Sie sind ja selbst einer", sagte der Andere, — „aber das geht doch nicht so ohne Weiteres".

„Warum nicht? Wo so Viele aus der Staatskrippe sich nähren, wird wohl noch Einer Platz haben. Wenn es Ihnen recht ist, gebe ich diesem Liberio eine kleine Anstellung in der Steuerverwaltung".

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, lieber Kollege, bei mir ist wirklich Alles besetzt".

„Nur also. Schicken Sie mir Ihren Schützling zu mit seinen Papieren".

Als der Arbeitsminister Nachmittags in seinem Bureau war, ließ er seinen ersten vortragenden Rath rufen und sagte: „Lieber Mensiglia, seit 14 Tagen wartet hier am Hause eine Frau Liberio und wünscht eine Stellung für ihren Sohn. Der Finanzminister will ihn bei der Steuer anstellen, veranlassen Sie bitte das Weitere".

Der alte Rath war höchst erstaunt und erfreut zugleich und platzte heraus: „Sie auch, Exzellenz? Mich plagte die Frau ebenfalls alle Tage mit der Bitte, und es hat mich schon hart mitgenommen". — Der Minister lachte herzlich und sagte: „Desto lieber werden Sie die Sache nun erledigen".

Der alte Rath hatte nie so gern eine Bitte erfüllt, er sorgte auch für die Beschleunigung. Als er um 5 Uhr das Ministerium verließ, trat er auf Frau Rosetta mit den Worten zu: „Ihr Sohn soll eine Stellung haben bei der Steuerverwaltung". — „Ich wußte es ja", sagte diese und dankte dann dem alten Herrn in heißen Worten, so daß er ganz gerührt wurde.

Schon am anderen Tage erhielt Liberio die Aufforderung, auf das Finanzministerium zu kommen, wo er nach einigem Befragen auch sein Anstellungsdekret in Empfang nahm. Frau Rosetta kehrte stolz in die Heimath zurück, nachdem sie ihrem Sohn vor allem „Ausdauer und Geduld in jeder Lebenslage" empfohlen hatte.

Erlöst.

Roman von M. E. Braddon.

(2. Fortsetzung.)

Doch der Hund schlug ein leises Gebell an und entschied die Frage.

„Ruhig, Ponto," gebot Honora, den Kopf des Thieres streichelnd.

Ingram und Maldon erhoben sich bei dem Ton ihrer Stimme, und Honora kam in's Zimmer und nahm in einiger Entfernung von Lucie und dem Rittmeister Platz. Sie sprach sehr wenig und lehnte sich gleichgiltig in ihren Sessel zurück, dennoch verdunkelte ihre Schönheit die arme Lucie, wie die aufgehende Sonne die Sterne verdunkelt.

Stephan von Ingram wendete sich von seinem Ideal ab, um die schwarzhaarige Göttin anzusehen. Wieder fiel ihm jene eigenthümliche Geistesabwesenheit des jungen Mädchens auf, die er schon auf dem Balle bemerkt hatte. Wohl hörte Honora der Unterhaltung ihrer Gäste höflich zu und antwortete, wenn sie angeredet wurde, aber Ingram war es, als ob sie sich Zwang auferlegte.

„Sie wünscht mich sicher weit weg," dachte er, „und findet mich ohne Zweifel sehr langweilig, weil ich nicht von Hunden und Pferden mit ihr schwatze."

Der Rittmeister nahm seine Unterhaltung mit Lucie wieder auf. Sie sprach genau so, wie er andere junge Damen hatte sprechen hören, und war anspruchslos und fein in Allem, was sie sagte, ohne sich durch besonderen Geist auszuzeichnen.

„Sie ist ein gutes, kleines Ding," dachte Ingram, „und würde eine vortreffliche Frau für einen Landedelmann abgeben. Ich wünschte, sie verliebte sich in mich."

Lucie erzählte ihm von einer Schweizerreise, die sie im letzten Herbst mit ihren Eltern gemacht hatte.

„War auch Fräulein Honora Hamden mit Ihnen?" fragte er.

„Nein, Honora war in Paris bei den Fräulein Lespards in Pension."

„Lespard, Lespard! Eine protestantische Erziehungsanstalt in der Vorstadt St. Dominique. Auch eine meiner Cousinen, Susanne Trevor, wurde dort erzogen. Sie war drei oder vier Jahre dort. Erinnern Sie sich Susanne Trevors, gnädiges Fräulein?" redete er Honora an.

„Susanne Trevor? Ja, ich erinnere mich ihrer," erwiderte Honora.

Mehr sagte sie nicht, und die Unterhaltung gerieth in's Stocken.

„Susanne Trevor ist meine Cousine," nahm der Rittmeister wieder das Wort.

„Wirklich?"

„Ich hoffe, Sie beide sind gute Freundinnen gewesen."

„Ach, ja!"

Honora beugte sich zu ihrem Hunde nieder, streichelte seinen großen Kopf und blickte nicht einmal auf, als sie von Susanne Trevor sprach. Der Gegenstand schien ihr so gleichgiltig, daß sie es verschmähte, auch nur ein oberflächliches Interesse zu heucheln.

„Ich glaube gar, diese geldstolze Erbin sieht geringschätzig auf die Trevors herab, weil sie nur einige hundert Morgen Landes und einen Stammbaum besitzen, der bis zu den Tagen König Arthurs zurückreicht," sagte sich Ingram in gekränktem Stolz.

In diesem Augenblick erschien Rupert Hamden, die beiden Officiere herzlich begrüßend.

„Natürlich bleiben Sie bei uns zu Tisch," begann er. „Nach der langen Fahrt werden Ihre Pferde der Ruhe bedürfen. Wir haben heute Vollmond, und auf Ihrem Heimwege wird es so hell sein, wie am Tage."

Maldon nahm die Einladung so herzlich an, wie sie gemacht wurde, und Ingram etwas weniger steif, als sonst seine Gewohnheit war.

Der alte Mann war seinen Gästen ein sehr aufmerksamer Wirth, aber auch dem oberflächlichen Beobachter hätte es nicht entgehen können, mit welch' ängstlicher Sorge er jeder Bewegung seiner Tochter folgte, wie sein banger, zärtlicher Blick beständig auf ihrem Gesicht ruhte.

Stephan von Ingram war von seiner Unterhaltung mit Lucie und ihrer Mutter nicht so in Anspruch genommen, um das eigenthümliche Benehmen des Vaters seinem einzigen Kinde gegenüber zu übersehen.

„Was bedeutet das nur?" fragte sich Ingram. „Liebt sie einen Mann, den sie nicht heirathen darf, und will der alte Herr seine Strenge durch verdoppelte Zärtlichkeit wieder gut machen? Nein, das ist kaum denkbar. Natürlich ist diese Erbin eine verwöhnte Prinzessin, und ich glaube, der Vater würde nichts unversucht lassen, ihr ein zweites Exemplar des Mondes zu verschaffen, wenn sie Verlangen darnach tragen sollte."

Ingram fand die Lösung des Räthsels nicht.

„Ist Fräulein Honora Hamden nicht sehr stolz?" erkundigte er sich bei Lucie.

„Honora stolz? Ach nein. Wenn sie einen Fehler hat, — sie ist das beste Mädchen, das jemals lebte, — ist es ihr Mangel an Stolz, namentlich den Dienstboten und solchen Leuten gegenüber. Sie unterhält sich mit dem alten Gärtner und seinen Gehilfen ganz so liebenswürdig, wie mit uns. Die Armen der Gegend vergöttern sie."

„Honora geräth ganz nach ihrer Mutter," bemerkte Frau Hamden, die dem ziemlich leise geführten Gespräch zugehört hatte, während ihr Schwager sich recht laut mit Maldon und Honora unterhielt.

„War Frau Hamden eine Landsmännin Ihres Herrn Schwagers?"

„Nein, ihre Familie war in Lancashire heimisch."

Die Tafel wurde aufgehoben, und Rupert Hamden lud seine Gäste zu einem Spaziergang durch Garten und Park ein.

Ingram befand sich an Honoras Seite.

„Ist Ihr Günstling bei dem Rennen in Doncaster neulich Sieger geblieben, gnädiges Fräulein?" erkundigte er sich.

„Nein."

„O, das thut mir leid."

„Weshalb?" fragte Honora mit zornglühenden Wangen.

„Weil ich vermuthete, Sie nähmen ein besonderes Interesse an seinem Erfolg."

Erst nachdem Ingram diese Worte gesprochen hatte, bemerkte er, daß Rupert Hamden nahe genug stand, um Alles zu hören, und er seine Tochter mit noch größerer Aufmerksamkeit beobachtete, als gewöhnlich.

„Sprechen Sie nicht von Wettrennen mit mir, Herr Rittmeister," bat Honora mit gedämpfter Stimme, „es ist Papa unangenehm."

Der Rittmeister verneigte sich.

„Ich hatte also Recht mit meiner Vermuthung," dachte er. „Das also ist das Skelett im Hause. Die Tochter muß bei den Rennen ungeheure Summen verloren und dem alten Herrn schweren Kummer bereitet haben, und trotzdem liebt er sie abgöttisch."

Die Gesellschaft kehrte zum Thee in das Speisezimmer zurück.

Lothar Hamden war inzwischen aus London zum Besuche seiner Frau und Tochter angekommen und hatte seinen Sohn, einen ausgelassenen Burschen, der eben auf das Gymnasium nach Eton kommen sollte und seiner Cousine Honora leidenschaftlich zugethan war, mitgebracht.

Ob es dem Einfluß des lebhaften Knaben oder ihrer Launenhaftigkeit zugeschrieben werden mußte, konnte Ingram nicht entscheiden, gewiß aber war, daß die Wolke, die Honoras Gesicht umdüstert hatte, plötzlich verschwand und sie sich der Lust des Augenblickes mit einer strahlenden Anmuth hingab, die ihrem Vater den Abend in's Gedächtniß zurückrief, an dem Constanze Oliven zum letzten Mal auf den Brettern stand und von der kleinen Bühne in Lancaster Abschied nahm.

Nur dieser Wandlung im Wesen seiner Tochter hatte es bedurft, um Rupert Hamden von Herzen glücklich zu machen. Und dem ganzen Kreise theilte die Heiterkeit der Erbin ihre neubelebende Kraft mit. Vergebens bemühte sich der Rittmeister, zu ergründen, was Honora zu einem so hinreißenden, so unwiderstehlichen Geschöpf machte, das auch ihn mit seinem Zauber umstrickte.

Er floh die gefährliche Nähe der Zauberin und setzte sich neben Lucie an den Flügel, die eine der Symphonien Beethovens spielte. Was der Schönheit Honoras am meisten fehlte, das Alles besaß Lucie in reichem Maße: Sanftmuth und Bescheidenheit. Von einer klugen und guten Mutter erzogen, hatte sie nie etwas gehört und gesehen, was für ihre Ohren und ihre Augen nicht geeignet, und sie war in der That ganz dazu geschaffen, eine vortreffliche Gattin zu werden.

Als der Wagen des Rittmeisters vorgefahren war, versammelte sich die kleine Gesellschaft auf der Terrasse, um die beiden Officiere abfahren zu sehen, und der Bankier sagte seinen Gästen beim Scheiden, er hoffe, dieser Besuch in Erlenwald werde die Einleitung zu einem dauernden Verkehr sein.

5. Capitel.

Für den October hatte Rupert Hamden in Brighton ein Haus gemiethet, von dessen Fenstern man sich einer wunderbaren Aussicht erfreute. Ehe er mit Tochter und Nichte seine Reise nach dem Seebad antrat, hatte er eine ältere Dame als Gesellschafterin für Honora in seinen Familienkreis aufgenommen. Diese Dame war die Wittwe eines Lieutenants, der sechs Monate nach seiner Verheirathung gestorben war und seine Frau in bitterster Noth zurückgelassen hatte.

„So lange ich Dich bei mir habe, Lucie, werde ich schon mit Frau von Walter auskommen," sagte Honora zu ihrer Cousine, „aber ich glaube, ich würde verrückt werden, wenn ich mit dieser grimmigen Dame allein zu bleiben gezwungen wäre."

Etwa acht Tage nach ihrer Ankunft in Brighton gingen Honora und Lucie zusammen auf der Westklippe spazieren, als ein Herr, welcher der Morgenmusik zugehört hatte, sich von seiner Bank erhob und den beiden Mädchen entgegenkam. Lucie schlug erröthend die Augen nieder, Honora aber begrüßte den Rittmeister von Ingram sehr unbefangen.

„Ich dachte mir, daß ich Sie hier treffen würde, gnädiges Fräulein," bemerkte der Rittmeister. „Erst heute Morgen hier angelangt, war ich gerade im Begriff, mich nach der Adresse Ihres Herrn Vaters zu erkundigen. Es geht ihm doch gut?"

„So ziemlich," erwiderte Honora, über deren Gesicht ein Schatten flog. „Wir konnten nicht vermuthen, Sie hier zu treffen, weil wir Sie noch mit Ihrem Regiment in Windsor glaubten."

„Mein Regiment steht auch noch in Windsor, aber ich habe meinen Abschied genommen."

„Ihren Abschied genommen!" riefen Honora und Lucie erstaunt.

„Ja, ich war des Dienstes im Frieden müde, und auch in Indien gibt es jetzt nichts zu thun."

„Ich würde sehr gern nach Indien gehen," sagte Honora, auf das Meer hinausblickend.

„Du, Honora? Weshalb?" fragte Lucie verwundert.

„Weil ich England hasse."

„Ich glaubte, Du könntest Frankreich nicht leiden."

„Ich hasse beide Länder gleich sehr. Was nützt uns diese große, weite Welt, wenn wir immer an einem Orte ausharren, uns immer in demselben Ideenkreise bewegen, immer mit denselben Leuten verkehren müssen. Ich ginge am liebsten als barmherzige Schwester nach Afrika, hielte mich Papa nicht hier zurück, den zu verlassen ich nicht über mich gewinnen kann."

Stephan von Ingram fragte sich wieder, wie er dieses Mädchen beurtheilen solle. Was bedeutete diese weltschmerzliche Stimmung der neunzehnjährigen Erbin, diese Anwandlung von Verzweiflung, dieser Ausbruch von Bitterkeit?

„Sie werden doch Papa besuchen, Herr Rittmeister?" unterbrach Honora den jungen Mann in seinem Grübeln, ihn mit ihrem strahlendsten Lächeln ansehend.

Der Rittmeister versicherte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als Herrn Hamden seine Aufwartung machen zu dürfen, und erbat sich die Erlaubniß, die beiden Damen zu ihm zu begleiten.

Von diesem Tage an wurde der Officier ein beständiger Gast in dem Hause des Bankiers. Er spielte mit Lucie Schach, und wenn sie sang, begleitete er sie am Clavier; er sprach mit ihr über die neuesten Bücher, unterließ dabei aber niemals, Honora zu beobachten und sich über ihre stete Ruhelosigkeit zu wundern.

Mit schweigender Befriedigung betrachtete Frau von Walter die mit jedem Tage wachsende Vertraulichkeit zwischen der sanften Lucie und dem ernsten Rittmeister. Sie hatte anfangs gefürchtet, Ingram sei ein Verehrer Honoras, doch das Benehmen dieser Beiden verscheuchte sehr bald jede derartige Besorgniß. Nichts konnte herzlicher sein, als Honoras Wesen Ingram gegenüber, aber im Ganzen schien auch er ihr so gleichgiltig, wie außer ihrem Vater alle anderen Menschen. War es möglich, daß die vornehme Erscheinung und die bezaubernde Liebenswürdigkeit des jungen Edelmannes gar keinen Eindruck auf die hochmüthige Bankierstochter machten? Wie Frau von Walter, beschäftigte diese Frage auch Lucie, und auch sie fand keine ihr genügende Antwort.

Mochten auch Frau von Walters kurzsichtige blaue Augen in Lucie den Magnet erblicken, der den Rittmeister in das Hamden'sche Haus zog, Lucie selbst wußte es besser. Sie erkannte es mit grausamer Klarheit, daß es nicht so war, daß Ingram ihre schöne Cousine liebte, und zu gleicher Zeit hatte sie das unbestimmte Gefühl, er würde es vorgezogen haben, ihr, dem bescheidenen Mädchen, seine Neigung zu schenken, kämpfe aber vergebens gegen seine Leidenschaft, die immer größere Macht über ihn gewann.

Und so war es in der That. Je mehr er sich von der Thorheit einer solchen Liebe zu überzeugen versuchte, um so glühender liebte er Honora.

„Wie könnte ich sie nach Ingram bringen und sie meinen Eltern vorstellen?" fragte er sich, und bei diesem Gedanken war es ihm, als ob das alte düstere Schloß in Cornwall im Widerschein ihrer Schönheit märchenhaft aufleuchtete, ihr Liebreiz seinen Vater bezauberte, seine Mutter entzückte, sah er sie über das Moor reiten und Aller Augen ihr in Bewunderung folgen.

Wer weiß, wie lange Stephan von Ingram noch weiter gegen seine Liebe angekämpft haben würde, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das allem Schwanken ein Ende machte. Dieses Ereigniß war das plötzliche Auftauchen eines Nebenbuhlers.

An einem freundlichen November-Nachmittag begleitete er Honora und Lucie zum Strand, als ihnen an der Fahrstraße ein Wagen begegnete; ein reckenhaft gebauter Mann entstieg demselben und stürmte auf Ingram los.

„Wer hätte gedacht, daß ich Dich hier treffen würde, Ingram! Ich hörte, Du wärest in Indien, Mensch!" rief er.

Der Rittmeister stellte den Damen Herrn von Mellis als seinen alten Freund und Schulkameraden vor. In fassungsloser Bewunderung starrte der Fremde Honora an.

„Was führt Dich nach Brighton, Mellis?" fragte der Rittmeister mit kaum unterdrücktem Aerger.

„Die Jagd, mein Lieber. Ich bin im Bedford-Hotel abgestiegen. Möchtest Du Dich nicht an der Jagd betheiligen? Ich habe mehrere Pferde mitgebracht und stelle Dir eins zur Verfügung. Um elf Uhr versammelt sich die Gesellschaft an der Landstraße."

In Stephan von Ingram begann sich eine eifersüchtige Angst zu regen. Dieser Jagdschwärmer war vielleicht ein Mann, dessen Gesellschaft Honora gefallen würde, aber sich umwendend, des jungen Mädchens Gesichtsausdruck zu prüfen, war er angenehm überrascht, zu bemerken, daß Honoras Blicke zerstreut in die Ferne schweiften und sie offenbar die Anwesenheit des Freiherrn Anton von Mellis von Schloß Mellis völlig vergessen hatte.

Trotz seiner dreißig Jahre hatte Anton von Mellis sich eine so übersprudelnde, fast knabenhafte Heiterkeit bewahrt, als wäre er noch ein Schüler der unteren Klassen eines Gymnasiums. Der Rittmeister würde gern hundert Pfund darum gegeben haben, den ewig lachenden Freund mit dem hübschen, offenen Gesicht und der stattlichen Gestalt wieder los zu werden.

Noch weniger angenehm war es Ingram, daß die Gesellschaft im Weiterschreiten mit Rupert Hamden zusammentraf, der sich verpflichtet glaubte, den Freund des Rittmeisters zu Tisch zu laden. In wenigen Minuten hatte Mellis sich in die Gunst der beiden jungen Mädchen einzuschmeicheln gewußt, und ehe sie noch das Haus des Bankiers erreichten, verkehrte er mit Honora zwangloser, als der Erbe der Herrschaft Ingramm nach einer Bekanntschaft von zwei Monaten. Dieser Mellis schien ein Geschöpf, das zum Glück geboren war und überall Freude und Wohlsein verbreitete.

Auf seinem Gut unterhielt Mellis ein ganzes Heer von alten Dienern, die ihn vergötterten und tyrannisirten. Stephan von Ingram beklagte sich, daß alle Welt ihn verehre, aber keine Seele ihn liebe, Anton von Mellis hätte sich vielleicht über das Gegentheil beklagen können, wenn es ihm jemals eingefallen wäre, über solche Dinge nachzudenken. Seine Mutter hatte er verloren, als er noch nicht ein Jahr alt, und noch ehe er volljährig war, den Vater, so daß er in seinem Thun und Lassen nie von jemand eingeengt worden war, und er durfte es sich wohl zur Ehre rechnen, daß er trotz alledem in seinem dreißigsten Jahr auf eine makellose Kindheit und Jugend zurückblicken konnte.

6. Capitel.

Die kleine Tafelrunde im Hause Rupert Hamdens war eine sehr heitere, und als der Rittmeister und sein Freund heimwärts wanderten, versicherte Anton von Mellis, sich noch nie im Leben so vortrefflich unterhalten zu haben, eine Behauptung, die mit einigem Vorbehalt aufzunehmen war, denn der junge Edelmann pflegte diese Versicherung in jeder Woche wenigstens dreimal abzugeben.

„Ich glaube wirklich, daß ich als Junggeselle sterben werde, Stephan," rief Mellis, „wenn die schöne Honora sich meiner nicht erbarmt und mich heirathet. Erst seit wenigen Stunden habe ich das Glück sie zu kennen, und schon bin ich bis über die Ohren in sie verliebt."

Ingram knirschte schweigend mit den Zähnen.

„So hilft es denn nichts, gegen das Schicksal anzukämpfen," dachte er. „Der Zauber dieses Mädchens unterjocht auch andere. Während ich überlege und mich bemühe, die Leidenschaft, die in mir brennt, zu ersticken, erscheint ein so hirnloser Mensch, wie mein Freund Mellis, um den Preis zu erringen."

Vor der Thür seines Gasthofs verabschiedete er sich von Mellis und begab sich unverzüglich in sein Zimmer, setzte sich an das offene Fenster und blickte hinaus auf das mondüberglänzte Meer. Mit dem festen Entschluß, am nächsten Tage um Honora Hamden anzuhalten, ging er zu Bett.

Weshalb sollte er zögern?

Schon hundert Mal hatte er sich diese Frage vorgelegt und sie nie beantworten können, und doch hatte er gezögert. Es war ihm unmöglich, von der unbestimmten Vorstellung loszukommen, daß es im Leben dieses Mädchens ein Geheimniß gebe, einen dunklen Flecken in der Vergangenheit, der seinen Schatten auf die Gegenwart warf. Und doch, wie sollte das zugehen? Honora war erst neunzehn Jahre alt, und er hatte die Geschichte dieser kurzen Spanne Zeit von Anfang bis Ende wieder und wieder von der arglosen Lucie gehört, die er so geschickt auszuforschen verstanden hatte. Bis zu ihrem achtzehnten Jahre war sie im Vaterhause erzogen worden und dann in eine Pariser Erziehungsanstalt gekommen.

Ingramm lachte selbst über seine Zweifel und sein thörichtes Zögern.

„Ja, morgen werde ich Honora meinen Antrag machen," wiederholte sich der Rittmeister. Wäre er aufrichtig gegen sich selbst gewesen, so würde er hinzugefügt haben: „Oder Anton von Mellis hält übermorgen um sie an."

Am anderen Morgen gegen zwölf Uhr erschien Ingram vor dem Hamdenschen Hause, doch fand er vor dem Thorweg bereits Mellis im Geplauder mit Honoras Reitknecht, der die Pferde zum Ausreiten für die Damen vorgeführt hatte.

„Ich werde Fräulein Honora und Fräulein Lucie Hamden auf ihrem Spazierritt begleiten, Ingram," sagte Mellis; „wenn Du mitkommen willst, kannst Du Dich meines Grauschimmels bedienen. Sanders kann das Thier schnell herholen."

„Nein, ich danke Dir, ich habe meine eigenen Pferde hier, aber wenn Du so freundlich sein willst, Sanders nach meinem Stall zu schicken, meinen Reitknecht zu beauftragen, er solle mit meinem Braunen hierherkommen, werde ich Dir sehr dankbar sein."

Fünf Minuten später gesellten sich Honora und Lucie zu ihnen. Ingram beeilte sich, in Honoras Nähe zu kommen, um an ihrer Seite zu reiten, aber Anton von Mellis war schon zur Stelle und galoppirte mit ihr den Hügel abwärts. Dem Rittmeister fiel nun die Pflicht zu, Lucie, die eine sehr ängstliche Reiterin war, seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Nie zeigte sich Lucie weniger vortheilhaft, als wenn sie zu Pferde saß. Die bleiche Heilige mit dem goldenen Haar schien dem Rittmeister im Damensattel gar nicht am Platz. Er rief sich die Erinnerung an seinen Morgenbesuch in Erlenwald ins Gedächtniß zurück und vergegenwärtigte sich, wie sehr er sie damals bewundert und wie genau sie seinem Ideal entsprochen hatte.

„Wenn sie sich doch nur in mich verliebt hätte," dachte er. „Ich würde dann nicht einen Augenblick gezögert haben, meinen blonden Engel zu heirathen, ohne mich im Geringsten um die schwarzäugige Erbin zu kümmern."

Er zürnte sich selbst und war beinahe geneigt, auch Lucie zu grollen, daß sie ihn nicht aus Honoras Netzen befreite. Er ahnte nicht, was in dem Herzen des armen Mädchens vorging. Lucie war ihm nur ein hübsches Mädchen ohne Gemüth, das sich schon auf das hübsche Kleid freute, welches es zur Hochzeit der reichen Cousine tragen würde.

Auch an diesem Tage waren der Rittmeister und Anton von Mellis bei dem Bankier zu Tisch geladen, und Ingram nahm sich fest vor, noch vor dem Abend die Sache zur Entscheidung zu bringen. Er war in einer Aufregung, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Honora sah in ihrem weißen Seidenkleide und dem Goldreifen im dunklen Haar wie eine Märchenkönigin aus. Anton von Mellis, behende wie immer, hatte den Vorzug, sie zu Tisch zu führen. Wie Ingram das hübsche Gesicht, die blauen Augen und die weißen Zähne des treuherzigen Landedelmannes haßte, als er das Paar beobachtete. Wieder war eine goldene Gelegenheit verloren, dachte der unzufriedene Rittmeister, vergessend, daß er Honora nicht gut bei Tisch, während die Champagnerpfropfen knallten und Diener die Tafel umkreisten, die verhängnißvolle Frage vorlegen konnte. Der gewünschte Augenblick kam einige Stunden später, und Ingram hatte keine Entschuldigung mehr, noch länger zu zögern.

Der Novemberabend war milde, und die Fenster des Salons standen weit offen. Es war wohlthuend, aus dem von dem heißen Gaslicht durchglühten Raum auf das vom Mond überstrahlte Meer zu blicken, auf dem sich hier und da ein weißschimmerndes Segel vom dunkeln Nachthimmel abhob. Anton von Mellis unterhielt sich sehr lebhaft mit Rupert Hamden, und Honora trat mit verdrießlichem Gähnen auf den Balkon, Lucie saß in einer Ecke des Salons und blätterte in einem Bilderalbum. Ingram folgte Honora, und Lucie wußte ebenso gut wie der Rittmeister selbst, was nun geschehen würde.

Honora lehnte an einen eisernen Pfeiler und blickte über die schon stille Stadt auf das Meer.

„Sie scheinen recht ermüdet, gnädiges Fräulein," begann er, in seiner Erregung keine bessere Anrede findend.

„Ach ja, ich bin etwas ermüdet," gab Honora zu.

Das war nicht sehr ermuthigend, doch alles Andere vergessend, gestand er ihr seine Liebe, erzählte er ihr, wie er mit seiner Leidenschaft gerungen und sie ihn überwältigt habe, daß er sie liebe, wie er nie geglaubt, ein Wesen auf Erden lieben zu können, und daß er jetzt von ihren Lippen sein Urtheil erwarte.

Einige Augenblicke schwieg sie. Ihr Profil war ihm in dem hellen Mondlicht deutlich erkennbar, und er konnte genau sehen, wie schmerzlich ihr Mund zuckte. Langsam, halb erstickt, rangen sich ihr die Worte aus der Kehle. Sie lehnte seinen Antrag ab.

In nicht mißzuverstehender Weise und mit einer Entschiedenheit, die jede Hoffnung ausschloß, war er verschmäht worden, er, Stephan von Ingram, von Schloß Ingram, aus uraltem sächsischen Geschlecht, von der Tochter eines Bankiers in der Lombardstraße.

„Darf ich es wagen, zu fragen, ob eine frühere Neigung zu einem Würdigeren," stammelte er, nach Fassung ringend.

„O nein, nein, nein!"

Diese Antwort verblüffte ihn fast noch mehr als die Ablehnung.

„Und doch ist Ihre Entscheidung unwiderruflich?"

„Ganz unwiderruflich."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie belästige, aber — aber vielleicht hat Ihr Herr Vater eine glänzendere Verbindung für Sie in Aussicht genommen."

Leises Schluchzen unterbrach ihn, als Honora jetzt das abgewendete Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Nein, nein, gewiß nicht. Eine glänzendere Verbindung, ach nein, an die denkt mein armer Vater nicht."

„Sie werden es kaum befremdlich finden, daß ich Sie mit solchen Fragen quäle. Es ist zu schmerzlich für mich, zu hören, daß Ihr Herz noch frei ist und mir dennoch jede Hoffnung für die Zukunft abgesprochen werden soll."

Honora schwieg beharrlich.

„Ich sehe, daß ich meinem Traum von Glück und Freude entsagen muß. Gute Nacht, gnädiges Fräulein."

Honora wendete sich nicht nach ihm um, als er den Balcon verließ. Fröstelnd hüllte sie sich enger in ihren Abendmantel. Schwere Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Ich muß Ihnen gute Nacht und ein herzliches Lebewohl zu gleicher Zeit wünschen," sagte der Rittmeister, Lucie die Hand reichend. „Ich verlasse morgen früh Brighton."

„So plötzlich, Herr Rittmeister?"

„Es war immer meine Absicht, den Winter in der Fremde zu verleben. Haben Sie mir vielleicht einen Auftrag nach Kairo mitzugeben, gnädiges Fräulein?"

Ingram sah so unglücklich aus, daß Lucie ihn beinahe bemitleidete, trotz der wilden Freude, die in ihrem Herzen aufstieg. Ihre sanften, blauen Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken an die ihm widerfahrene Demüthigung, denn offenbar hatte Honora ihm einen Korb gegeben. Der Rittmeister drückte ihr freundlich die Hand. Er las Mitleid in ihrem zärtlichen Blick, konnte aber den tieferen Sinn ihrer warmen Theilnahme nicht errathen.

„Ich bitte Sie, mich Ihrem Herrn Onkel zu empfehlen," sagte er. „Gute Nacht, Lucie, auf Wiedersehen! In einem Jahre, vielleicht noch etwas später, hoffe ich Sie wiederzusehen."

Aber der Rittmeister trat seine Reise nach Egypten am nächsten Tage noch nicht an. Er unternahm einen langen Spaziergang, und um 4 Uhr im Nebel heimkehrend, traf er in der Nähe des Bahnhofs mit Anton von Mellis zusammen.

Starr vor Verwunderung sahen die beiden Freunde einander an.

„Wo in aller Welt willst Du hin, Mellis?" fragte Ingram.

„Ich reise mit dem ersten Zuge, der von Brighton abgeht, nach Hause."

„Du hast um Honora angehalten, mein lieber Mellis?"

„Es — es — ist nicht hübsch von ihr, daß sie es Dir sagte," stammelte Mellis erröthend.

„Honora Hamden hat mir nicht ein Wort davon gesagt. Ich komme eben von Shoreham, und Du scheinst erst vor wenigen Minuten das Haus des Bankiers verlassen zu haben. Du hast der jungen Dame Deine Hand angetragen, und sie hat Dich zurückgewiesen."

„Ja, so ist es!" seufzte Mellis.

Ingram fühlte sich getröstet, in dem Gedanken, in seinem Leid Genossen zu haben, kehrte ruhigeren Gemüths in seinen Gasthof zurück und stärkte sich mit Speis' und Trank. Er machte sich Vorwürfe, die liebenswürdige Gastfreundschaft des Bankiers mit schnödem Undank belohnt zu haben, und nahm sich vor, sich am nächsten Tage persönlich von dem alten Herrn zu verabschieden.

Als er im Hamden'schen Hause erschien, sagte ihm der Diener, der alte Herr befinde sich in seinem Zimmer.

„Sie brauchen mich nicht erst anzumelden," erwiderte ihm Ingram, „ich weiß den Weg allein."

Die Thür stand offen, aber nicht der Bankier war anwesend, sondern seine Tochter. Sie rührte sich nicht, als er sich ihr näherte, auch gab sie keine Antwort, als er ihren Namen stotterte. Ihr Gesicht war so bleich wie das einer Todten, und ihre Hände hingen ihr schlaff zur Seite nieder. Ein Zeitungsblatt lag ihr zu Füßen. Allein im Zimmer sitzend, war sie ohnmächtig geworden, und Niemand war bei ihr, sie in's Bewußtsein zurückzurufen.

Der Rittmeister schleuderte die Blumen aus der auf dem Tisch stehenden Vase, benetzte Honoras Gesicht mit dem Wasser und rollte ihren Sessel dicht an das offene Fenster, so daß ein frischer Luftstrom sie umfluthete. Nach kaum einer Minute begann sie heftig zu zittern, schlug die Augen und drückte die Hände auf den Kopf, als wollte sie sich auf etwas besinnen.

„Stephan," rief sie endlich, „Stephan!"

Sie, die ihn vor fünfunddreißig Stunden kalt zurückgewiesen und jede Hoffnung in ihm erstickt hatte, nannte ihn jetzt bei seinem Vornahmen.

„Honora," sagte er, „ich glaubte, ich wäre gekommen, mich von Ihrem Herrn Vater zu verabschieden, aber ich betrog mich selbst, ich kam, um Sie noch einmal zu fragen, ob Ihre Entscheidung vor vorgestern Abend unwiderruflich ist."

„Gott weiß es, daß es mir ernst damit war, als ich diesen Entschluß äußerte."

„Aber er war es nicht?"

„Wünschen Sie, daß ich ihn zurücknehme?"

„Ob ich es wünsche?"

„Wenn Sie es wünschen, will ich ihn zurücknehmen, denn Sie sind ein ehrenhafter, guter Mensch, und ich liebe Sie von ganzem Herzen," erwiderte Honora, ihm die Hand auf den Mund legend, als wollte sie sagen: „Schone mich heute, wenn Du mich liebst," und schlüpfte aus dem Zimmer.

Der Rittmeister warf sich in den Sessel, in dem Honora geruht hatte, und hob in seinem freudigen Rausch wie geistesabwesend das Zeitungsblatt auf, das ihr zu Füßen gelegen. Es war das schmutzige, nach Tabakrauch und Branntwein riechende Exemplar einer Sportzeitung. Es war in ungeübter Schrift adressirt:

„Freilein Hamten
Ehrlenwald. Kent."

Die Wirthschafterin in Erlenwald hatte Honora das Blatt nach Brighton nachgeschickt.

Neugierig überflog Ingram die erste Seite des Blattes. Sie enthielt fast nur Anzeigen, doch in einer Spalte entdeckte er einen Artikel mit der Ueberschrift: „Schrecklicher Unfall in Deutschland, Ein englischer Jockey ums Leben gekommen".

Der Bericht meldete, daß bei einem Wettrennen in Baden ein ungarisches Pferd gestürzt war und der englische Jockey Georg Lambert bei dieser Gelegenheit den Tod gefunden hatte.

7. Capitel.

Rupert Hamden empfing die Mittheilung von der Wahl, die seine Tochter getroffen hatte, mit Befriedigung und Stolz. Es schien, als wäre ihm eine schwere Last vom Herzen genommen und ein finsterer Schatten aus dem Leben von Vater und Tochter geschwunden.

Der Bankier kehrte mit seiner Familie und dem künftigen Schwiegersohn nach Erlenwald zurück. Der Rittmeister sollte das Weihnachtsfest dort verleben. Andreas und Lothar Hamden waren wie alljährlich Anfangs Dezember mit den Ihrigen in Schloß Erlenwald eingetroffen.

Luciens Wangen hatten viel von ihrem zarten Roth verloren, als sie nach Erlenwald zurückkam, dagegen war Honora seit dem Tage, an dem sie Stephan von Ingram ihr Jawort gegeben hatte, zu neuer, noch wunderbarerer Schönheit erblüht. Eine stolze Sicherheit verlieh ihren großen schwarzen Augen neuen Glanz und ihrem frohen Lachen eine neue Musik. Sie glich einem prächtigen, ungestüm rauschenden Wasserfall, immer tosend, brausend, blendend, schäumend, immer entzückend und hinreißend.

Es war Stephan von Ingrams Verhängniß, Honora zu lieben, die fast in keinem Zuge dem Ideal glich, das ihm einst vorgeschwebt hatte.

So schrieb der Rittmeister seiner Mutter, daß er, mit Honora Hamden verlobt, die Tochter des Bankiers seinen Eltern in Kurzem vorstellen werde. Die Baronin antwortete dem Sohne mit warmer Theilnahme und legte auch einen sehr herzlichen Brief für Honora bei.

Und wohin begab sich der arme Mellis? Schloß Mellis und sein herrlicher Park waren ihm verleidet. Honora Hamden sollte nicht die Seine werden, und mit dieser leidvollen Ueberzeugung fühlte er sich nirgends heimisch; das Leben hatte allen Sonnenschein für ihn verloren. Er übersiedelte nach Paris, aber auch hier verfolgte ihn Honoras Bild, und inmitten all' der Lustbarkeiten der französischen Hauptstadt fühlte er sich vereinsamt und unglücklich.

Die Gesellschaft in Erlenwald war immer heiter und vergnügt. Der Mittelpunkt aller Festlichkeiten war Honora, die von Groß und Klein vergöttert und bewundert wurde, eine Bemerkung, die das Herz Stephan von Ingrams mit großer Genugthuung erfüllte. Er stand nicht allein in seiner Liebe zu der Herrlichen, und es konnte keine so entsetzliche Thorheit sein, ein Wesen zu lieben, das von allen angebetet wurde, die es kannten.

Liebte Honora ihren Bräutigam? Erwiderte sie seine leidenschaftliche Hingebung, seine blinde Vergötterung? Sie bewunderte und verehrte ihn und war stolz auf seinen fleckenlosen Charakter, zeigte sich immer beflissen, ihm zu gefallen, und ordnete sich freudig allen seinen Geschmacksrichtungen unter. Lucie war die beständige Gefährtin und Vertraute der Liebenden. Es war eine schwere Aufgabe für sie, die Verlobten über ihre glückvolle Zukunft plaudern zu hören, aber niemals verrieth sie durch Wort oder Blick wie wahnsinnig sie den Rittmeister liebte. Ohne ernste Beschäftigung, nährte sie ihre hoffnungslose Leidenschaft und erwartete in einem frühen Tod den Erlöser von allem Liebesgram.

Die Hochzeit der Verlobten sollte schon im Mai stattfinden, das Ziel der Hochzeitsreise Paris sein. Frau von Walter fürchtete, sie werde jetzt Schloß Erlenwald verlassen und sich ein anderes Heim suchen müssen, aber Honora beruhigte die Geängstigte und bat sie, auch ferner als Beratherin an ihrer Seite zu bleiben.

Auf dem Heimwege von einer ihrer der Wohlthätigkeit gewidmeten Rundfahrten begegnete Honora und ihren beiden ständigen Begleitern Ingram und Lucie ein Abenteuer, das dem Rittmeister sehr peinlich war. Der Nachmittag war kalt und unfreundlich. Leichte Schneeflocken wirbelten zur Erde nieder und dunkle Wolken verfinsterten den Himmel. Als der Wagen vor dem Parkthor hielt, erhob sich ein Mann von einer Bank am Wege und drängte sich an das Gefährt heran.

Es war ein breitschultriger Mensch in schäbiger kurzer Jacke, mit breitrandigem Filzhut, in dessen Mund eine kurze Thonpfeife steckte. Ein häßlicher Köter hatte sich zugleich mit seinem Herrn von der Bank aufgerichtet.

Der Fremde war jener widerwärtige Hundehändler, der Honora vor drei Monaten in London belästigt hatte.

Honora berührte ihre Pferde mit der Peitsche; aber die feurigen Thiere, die an dem Menschen vorüber in den Park stürmen wollten, wurden von dem Fremden mit gewaltiger Faust an den Köpfen gepackt und zum Stehen gebracht.

Mit einem Satz sprang der Rittmeister vom Wagen und hielt den Mann am Kragen fest.

„Lassen Sie den Zügel los," befahl er, den Rohrstock erhebend. „Wie dürfen Sie es wagen, die Pferde dieser Dame zu berühren?"

„Weil ich sie zu sprechen wünsche. Und nun lassen Sie hübsch meinen Rock los."

Der Hund des Fremden schnappte nach den Beinen Ingrams, aber der junge Mann versetzte dem Köter einen so derben Schlag mit seinem Stock, daß er sich heulend zurückzog.

„Sie sind ein unverschämter Halunke, und ich hätte große Lust —"

„Sie selbst würden vielleicht auch unverschämt sein, wenn Sie hungrig wären," jammerte der Fremde. „Der Winter ist für einen armen Menschen, der gerne arbeitet und sich sein Brot redlich verdienen möchte, eine sehr schlimme Sache. Nirgends kriegt man ein Unterkommen oder einen Bissen Brot. Ich will nur mit der jungen Dame sprechen. Sie kennt mich ganz gut."

„Mit welcher jungen Dame?"

„Mit Fräulein Hamden, der Tochter des Bankiers."

Sie standen etwas abseits vom Wagen. Honora hatte sich von ihrem Sitz erhoben und Lucie die Zügel zugeworfen. Bleich und athemlos blickte sie auf die beiden Männer, sichtlich in großer Angst vor dem Ausgang dieser Begegnung.

Ingram ließ den Kragen des Mannes los und kehrte zu Honora zurück. „Kennst Du den Menschen, Honora?" fragte er.

„Ja."

„Wahrscheinlich einer Deiner Almosenempfänger?"

„Ja. Sage ihm nichts mehr. Er ist ein ungeschliffener Mensch, aber nicht schlecht. Bleibe bei Lucie, während ich mit ihm spreche."

Ungestüm in allen ihren Bewegungen, sprang sie aus dem Wagen und war bei dem Manne, ehe Ingram sie daran verhindern konnte.

Der Hund, der wieder zu seinem Herrn zurückgekrochen war, kam ihr schweifwedelnd entgegen. Der Landstreicher nahm seinen Hut vom Kopf und begrüßte sie ehrerbietig.

„Sie hätten ohne allen diesen Lärm mit einem armen Teufel, wie ich, sprechen können," sagte er im Tone tiefer Kränkung.

Honora sah ihn entrüstet an.

„Weshalb überfallen Sie mich hier?" fragte sie. „Weshalb schrieben Sie mir nicht lieber?"

„Weil das Schreiben niemals so gut ist, wie das Reden, und man an solche Damen wie Sie verflucht schwer rankommen kann. Wenn der Brief nun Ihrem Alten in die Hände gefallen wäre? Das würde 'ne hübsche Geschichte gegeben haben, obgleich er mir sicher eine Fünfpfundnote oder vielleicht noch mehr geschenkt hätte, wenn ich zu ihm ins Haus gegangen wäre, um etwas von ihm zu verlangen."

Honoras Augen sprühten Feuer, als sie sich dem Menschen zuwendete.

„Wenn Sie sich je herausnehmen würden, meinen Vater zu belästigen," rief sie, „sollte es Ihnen theuer zu stehen kommen, Harrison; nicht, daß ich etwa fürchtete, was Sie zu sagen haben könnten, aber ich will um keinen Preis dulden, daß Sie ihn mit Ihren Zudringlichkeiten quälen. Er hat ohnehin schon genug gelitten. Ich will es nicht."

Bei diesen Worten stampfte sie mit dem Fuße auf den festgefrorenen Boden. Ingram bemerkte es und wunderte sich über ihre zornige Geberde. Er

wäre gern zu Honora geeilt, um sie gegen den sonderbaren Bittsteller in Schutz zu nehmen, aber die Pferde waren zu unruhig, als daß er der furchtsamen Lucie die Zügel anvertrauen konnte.

„Sie brauchen sich nicht so zu ereifern," erwiderte Harrison. „Ich will Ihnen gewiß keinen Verdruß machen und verlange nur, daß Sie sich ein bischen freigebig gegen einen armen Teufel zeigen, der in diesem scheußlichen Wetter nichts verdienen kann. Wenns mir nicht gar so schlecht ginge, wäre ich Ihnen wahrhaftig nicht nahe gekommen, aber ich weiß, Sie werden nicht knauserig sein."

„Gott im Himmel, wenn alles Geld, das ich besitze oder jemals besitzen werde, die Geschichte auslöschen könnte, die Sie zu Ihren Erpressungen ermuthigt, würde ich es freudig durch meine Finger rinnen lassen, als ob es Wasser wäre."

„Es war doch nur Gutmüthigkeit von mir, Ihnen das Blatt zu schicken," rief Harrison, einen dürren Zweig vom nächsten Baum pflückend und daran kauend.

Honora und der Fremde waren langsam weiter gegangen und jetzt in geringer Entfernung von dem Wagen.

Stephan von Ingram zitterte in fieberhafter Ungeduld.

„Kennen Sie den Menschen, mit dem Honora spricht, Lucie?"

„Nein, ich glaube nicht, daß er nach Beckenham gehört."

„Wenn ich Ihnen das Blatt nicht geschickt hätte, würden Sie vielleicht garnichts davon erfahren haben, nicht?" sagte der Fremde.

„Das ist schon möglich," erwiderte Honora, ihr Portemonnaie aus der Tasche ziehend, das Harrison mit funkelnden Augen betrachtete.

„Sie fragen mich garnicht nach den besonderen Umständen," sagte er.

„Nein, was sollte mir daran liegen, sie zu kennen?"

„Natürlich sind sie Ihnen gleichgiltig," kicherte Harrison. „Sie wissen schon genug, und mehr als das könnte ich Ihnen auch garnicht erzählen."

Honora schüttete die Goldstücke aus ihrem Goldtäschchen zuerst in die eigene flache Hand und ließ dann den Goldregen in Harrisons schmutzige Hände niederrieseln. Der mächtige Stamm einer Eiche schützte sie vor der Beobachtung Ingrams und Luciens.

„Sie haben keinerlei Ansprüche an mich," unterbrach Honora den Hundehändler in seinen Dankesäußerungen, „und ich verbitte mir Ihre Brandschatzungen auf Grund jener Ereignisse aus meiner Vergangenheit, die zu Ihrer Kenntniß gelangt sind. Merken Sie sich ein für alle Mal, daß ich Sie nicht fürchte, und ich Sie nur unterstütze, weil ich meinen Vater nicht belästigt haben will. Geben Sie mir Ihre Adresse, unter der Sie eine Sendung immer erreicht, und ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit eine kleine Geldsumme übermitteln, die Sie in den Stand setzt, ein ehrliches Leben zu führen. Also nochmals, schicken Sie mir Ihre Adresse, und kommen Sie nicht wieder nach Erlenwald."

Honora kehrte zu dem Wagen zurück und nahm Ingram die Zügel ab. Das Gefährt flog an Harrison vorüber, der mit dem Hut in der Hand stehen blieb, bis die Gesellschaft seinen Blicken entschwunden war. Der Rittmeister verharrte in düsterem Schweigen, bis der Wagen vor dem Herrenhaus hielt und er den beiden Damen beim Aussteigen geholfen hatte.

„Honora," rief er, als seine Braut sich in ihr Zimmer zu begeben im Begriff war, „ein Wort, ehe Du Dich zurückziehst."

Er öffnete die Thür eines kleinen Salons und trat zurück, um Honora vorangehen zu lassen. Honora warf sich in einen vor dem Kamin stehenden Sessel und starrte in das Feuer.

„Ich möchte Dich nach jenem Menschen fragen, Honora," sagte der Rittmeister in nervöser Aufregung mit der geschnitzten Holzumrahmung des Sessels spielend, auf den er sich stützte.

„Nach welchem Menschen?" rief Honora mit herausforderndem Trotz.

„Nach dem Menschen, mit dem Du eben in der Allee gesprochen hast. Wer ist er, und was wollte er von Dir? Glaube mir, Honora, daß ich mich nicht um die Welt in Deine Angelegenheiten mischen oder Dir vorschreiben möchte, wem Du Deine Wohlthaten zuwenden sollst, doch jener verdächtig aussehende Mensch scheint mir nicht die Person, die Deiner Unterstützungen würdig wäre."

„Gewiß nicht. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß ich manche Leute unterstütze, die mit Fug und Recht ins Arbeitshaus gehörten, aber wenn ich erst lange nach ihrer Würdigkeit fragen wollte, würden die Unglücklichen Hungers gestorben sein, während ich meine Erkundigungen einzöge; es ist deshalb vielleicht besser, wenn ich einige Schillinge an ein unglückliches Geschöpf wegwerfe, das darbt, ohne sich über seine Würdigkeit ausweisen zu können."

„Aber, wer ist jener Mensch, Honora?"

„Ein Hundehändler."

„Und was wollte er von Dir?"

„Was alle Bittsteller wollen, Geld und immer Geld."

„Ist der unheimliche Geselle aus dieser Gegend?"

„Nein."

„Aber wie bist Du denn zu seiner Bekanntschaft gekommen?"

Honora sah ihren Bräutigam einen Augenblick fest und furchtlos an, mit einem nachdenklichen Ausdruck in ihrem beweglichen Gesicht, als wenn sie mit sich über etwas zu Rathe ginge. Plötzlich erhob sie sich und schritt der Thür zu. Auf der Schwelle blieb sie stehen.

„Dieses Kreuzverhör ist nicht sehr angenehm, Herr Rittmeister," sagte sie. „Wenn es mir beliebt, jemand, der mich darum bittet, eine Geldunterstützung zu gewähren, möchte ich dafür von niemand, auch von Ihnen nicht, zur Rechenschaft gezogen werden."

„Honora!"

Der zärtlich vorwurfsvolle Ton traf sie ins Herz.

„Du mußt mir glauben, Stephan, daß mir Deine Liebe zu theuer ist, um sie durch Worte oder Thaten auf's Spiel zu setzen."

8. Capitel.

Anton von Mellis war der französischen Hauptstadt herzlich müde geworden. Das Leben, das Honora Hamden mit ihm zu theilen abgelehnt, hatte jeden Reiz für ihn verloren. Von der Wiege an bis zu seinem dreißigsten Jahr von armen Verwandten, Schmarotzern und Dienern verwöhnt und umschmeichelt, erschien es ihm als eine Grausamkeit des Schicksals, daß ihm die Holdselige versagt wurde, die er mit so glühender Liebe zur Frau begehrte. Das Ende vom Liede war, daß Anton von Mellis eines Abends den Befehl gab, seine Sachen zu packen, und am nächsten Morgen nach England abreiste, aber nicht, um seinen Stammsitz aufzusuchen, sondern sich nach Beckenham zu begeben. Rupert Hamden, der von dem Heirathantrag des jungen Edelmannes nichts wußte, hatte ihn sehr dringend nach Erlenwald eingeladen. Weshalb sollte er diese Einladung nicht annehmen, dem gastfreien Bankier nicht wenigstens einen Vormittagsbesuch machen, ohne Honora zu sehen, und dann erst nach Yorkshire zurückkehren?

Von Ingrams Glück hatte er noch keine Kenntniß, und der Gedanke, daß es dem Rittmeister nicht besser gegangen war, als ihm, hatte ihm in seiner freiwilligen Verbannung nicht geringen Trost gewährt.

Er wurde in das Billardzimmer geführt, wo Honora an einem kleinen Tische mit ihrer Zeichnung beschäftigt war und Stephan von Ingram, neben ihr stehend, ihre Zeichenstifte spitzte. Die kleine Gruppe verrieth ihm, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Er stieß einen Seufzer aus, der laut genug war, daß Lucie und ihre Mutter, die am anderen Ende des Saales saßen, ihn hören konnten. In seiner Bestürzung warf er sich in einen Sessel, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Lucie half ihm aus der Verlegenheit, indem sie ihn zu ihrer Mutter führte, um ihn vorzustellen.

Rupert Hamden wollte nichts davon hören, daß Mellis sobald wieder abreise.

„Sie müssen die Weihnachtsfeiertage bei uns verleben," sagte er, „und vor Neujahr dürfen Sie nicht daran denken, uns zu verlassen. In diesen Wochen habe ich alle meine Verwandten um mich. Ihr Freund Ingram bleibt gleichfalls bei uns, und ich würde es als eine bittere Kränkung empfinden, wenn Sie es ablehnen, sich unserem kleinen Kreise anzuschließen.

Anton von Mellis mußte wohl oder übel einwilligen, in Erlenwald zu bleiben. In der Dämmerstunde suchte er den Rittmeister in seinem Zimmer auf und machte ihm Vorwürfe über seine Verrätherei.

Ingram that sein Möglichstes, den Freund zu trösten.

„Es giebt mehr sehr hübsche Mädchen in der Welt," sagte er, nachdem Anton ihm sein Herz ausgeschüttet hatte, „viele sehr reizende und schätzenswerthe Geschöpfe, die sich glücklich fühlen würden, Deine Neigung zu gewinnen."

„Ach, was kümmern mich alle anderen Mädchen, ich liebe nur die Eine, die Einzige mit den schwarzen Gluthaugen und der königlichen Gestalt, ich liebe sie, Ingram, und Du sagtest mir, sie hätte Dir einen Korb gegeben, und Du wolltest mit dem nächsten Zuge von Brighton abreisen, Du hast es aber nicht gethan, sondern Dich wieder an sie herangeschlängelt und Deinen Antrag wiederholt. Das war, bei Gott, kein ehrliches Spiel!"

Ingram hatte es nicht leicht, den Freund zu überzeugen, daß Honora nach eigener freier Wahl entschieden hatte.

Honora wurde durch die Anwesenheit des zurückgewiesenen Freiers in große Verlegenheit gesetzt. Sein Kummer rührte ihr warmes Herz, und sie zog ihn wiederholt in's Gespräch, aber der unglückliche, junge Mann wechselte die Farbe, stammelte einige zusammenhanglose Worte und floh die Nähe der Angebeteten.

Doch sehr bald fand Anton von Mellis für seine Kümmernisse eine theilnehmende Zuhörerin in Lucie. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Erlenwald vertraute er ihr sein Leid, als ob er geahnt, daß sie ein ähnliches zu tragen hatte.

„Wahrscheinlich wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß Ihre Cousine mir einen Korb gegeben hat, ich glaube, um dieselbe Zeit hat sie auch den Rittmeister zurückgewiesen," sagte er, „und nach meiner Ansicht hat er nicht gehandelt, wie es einem Ehrenmann zukam."

Stephan von Ingram, ihr Halbgott, kein Ehrenmann! Nein, Niemand hatte das Recht, so von ihm zu sprechen! Mit zornglühenden Wangen sagte sie ihm, Ingram sei vollkommen im Recht gewesen, zu thun, was er gethan habe.

Wie die meisten Menschen mit ungeschultem Denkvermögen besaß Anton von Mellis eine ziemlich rasche Auffassungsgabe, die durch einen gewissen, an's Wunderbare grenzenden hellseherischen Blick erhöht wurde. Die wenigen Worte, mit welchen Lucie seine eifersüchtige Anklage beantwortet hatte, verriethen ihm das Geheimniß des armen Mädchens. Lucie liebte Ingram so hoffnungslos, wie Mellis die schöne Honora liebte.

Wie bewunderte er das zarte Mädchen, das die schwere Prüfung mit so klagloser Geduld ertrug. Es war ihm ein Trost, Lucie zu beobachten und aus jenen Zeichen und Merkmalen, die selbst dem Auge der Mutter entgangen waren, die traurige Geschichte ihrer unerwiderten Liebe zu lesen.

Anton von Mellis war viel zu gutmüthig und selbstlos, um sich für immer seiner Verzweiflung zu überlassen, und in den Weihnachtsfeiertagen machte er sich bei all' den festlichen Veranstaltungen für die junge Welt, namentlich für die Kinder, außerordentlich nützlich.

Nachdem Kinder und Erwachsene sich ziemlich spät in der Nacht zurückgezogen hatten und der Rittmeister und Mellis allein zurückgeblieben waren, gingen die beiden Männer in dem nur noch matt erleuchteten Speisesaale in vertraulichem Gespräche auf und ab. Die Weihnachtsstimmung gestattete einen unfreundlichen Verkehr nicht.

„Wenn Du Dich doch nur in die Andere verliebt hättest, Ingram," sagte Mellis, dem alten Schulkameraden die Hand auf den Arm legend und ihm wehmüthig in's Auge blickend, „dann würde ich Dich wie einen Bruder angesehen haben. Sie paßt besser für Dich, zwanzigtausend Mal besser als ihre Cousine, Du hättest sie heirathen sollen, schon des Anstands halber, als ehrlicher Mensch, denn mit Deinen Aufmerksamkeiten hast Du die Arme bloßgestellt. Frau von Walter, die Gesellschaftsdame, meinte das auch. Ja, Du hättest sie von Rechts wegen heirathen sollen."

„Wen hätte ich heirathen sollen?" rief Ingram, sich erregt der Hand des Freundes entwindend. „Wen meinst Du?"

„Das süßeste Kind der Welt, außer der Einen, das lieblichste Mädchen auf Erden, die Eine immer ausgenommen, Lucie Hamden."

„Lucie Hamden!"

„Ja, Lucie, das süßeste Geschöpf."

„Wer sagt, daß ich Lucie Hamden hätte heirathen müssen?"

„Sie sagt es, nein, nein, das meine ich nicht! Ich meine," erwiderte Mellis, seine Stimme zum Flüsterton dämpfend, „daß Lucie Hamden Dich liebt! Natürlich hat sie mir das nicht mit Worten angedeutet, dennoch weiß ich bestimmt, daß sie Dich liebt, ja, Ingram, das Mädchen liebt Dich und hat Dich von Anfang an geliebt. Ich bin kein Narr, Freund, und gebe Dir mein Ehrenwort, daß Lucie Dich liebt."

„Nein, Du bist kein Narr, bist nicht verrückt, aber schlimmer als das Alles, Du bist betrunken, Mellis!"

Verächtlich kehrte er dem Armen den Rücken und verließ das Zimmer.

„Das ist der Lohn für eine edle That," brummte Mellis, sich das lockige Haar zerwühlend und sich ärgerlich in sein Schlafzimmer zurückziehend.

Ingram ging sehr verstimmt zu Bett. Konnte es wahr sein, daß Lucie ihn liebte, daß Mellis ein Geheimniß durchschaut hatte, welches von ihm, dem viel Klügeren, ihm, dem auf seinen Scharfblick so stolzen Stephan von Ingram, nicht entdeckt worden war. Er erinnerte sich, wie er noch vor ganz kurzer Zeit gewünscht hatte, daß jenes blonde Mädchen sich in ihn verlieben möchte. Hatte er das sanfte Geschöpf wirklich bloßgestellt? Liebte die Holde ihn wirklich? Er lachte über seine leichtgläubige Eitelkeit. Was war er, daß junge Damen sich ohne Weiteres in ihn verlieben sollten? Wie konnte er sich auch nur einen Augenblick von dem sinnlosen Geschwätz Antons beunruhigen lassen?

Am Morgen waren alle diese Vorstellungen aus seiner Seele entschwunden, und er überließ sich ganz dem Glücksgefühl, in Honora die bezauberndste Lebensgefährtin gefunden zu haben.

Der Tag war hell und klar, eine glitzernde Schneedecke breitete sich über die Erde, jede Linie der Bäume hob sich scharf von dem kalten Blau des winterlichen Himmels ab. Der Bankier schlug seinen Gästen einen Morgenspaziergang durch den Park vor. Ingram bot seiner Braut den Arm, nur zu froh, ungestört mit ihr plaudern zu können.

„Wir waren gestern Abend so sehr mit der Kleinen beschäftigt," sagte er, „daß ich ganz vergaß, Dir mitzutheilen, meine Mutter habe mir wieder geschrieben."

Honora sah ihm mit strahlendem Lächeln in die Augen. Sie freute sich immer, etwas von der Baronin zu hören.

„Neuigkeiten enthält der Brief gerade nicht," fuhr Ingram fort, „denn auf unserem stillen Landsitz ereignet sich selten etwas Erwähnenswerthes. Doch ja, eine Neuigkeit, die Dich besonders interessiren wird, enthält der Brief."

„Die mich besonders interessiren wird?"

„Ja. Du erinnerst Dich meiner Cousine Susanne Trevor?"

„Ja —"

„Sie ist von Paris wieder zurück und hat die Lespard'sche Erziehungsanstalt für immer verlassen. Die Weihnachtsfeiertage verlebt sie bei meinen Eltern. Mein Gott, was ist Dir, Honora?"

„Nichts. Weshalb fragst Du, was mir ist?"

„Du bist so erschreckend blaß."

„Das macht wohl die Kälte," erwiderte sie zusammenschauernd. „Erzähle mir noch etwas von Susanne Trevor. Wann ist sie in Ingram angekommen?"

„Sie sollte vorgestern eintreffen. Meine Mutter erwartete sie gerade, als sie mir schrieb."

„Ist Susanne ein besonderer Liebling Deiner Mutter, Stephan?"

„Nein, das kann ich nicht behaupten. Meine Mutter hat sie wohl recht gern, aber Susanne ist ein ziemlich seichtes Geschöpf."

„Also vorgestern wurde Susanne Trevor in Ingram erwartet. Wirst Du heute wieder einen Brief von Deiner Mutter haben?"

„Heute? Nein, meine Mutter schreibt selten öfter als einmal die Woche."

Honora antwortete nicht und verhielt sich während des ganzen Weges sehr schweigsam.

„Du bist entschieden nicht wohl, Honora," bemerkte der Rittmeister, als sie wieder auf der Schloßterrasse angekommen waren.

„Ja, ich fühle mich in der That nicht wohl."

„Was fehlt Dir, Theuerste? Ich werde Deine Tante oder Frau von Walter zu Dir schicken und nach Beckenham gehen, um Dr. Martin zu rufen."

„Mein thörichter Stephan," erwiderte sie, ihm mit einem Blick trauervollen Ernstes in's Auge sehend, erinnerst Du Dich, was Macbeth seinem Arzte sagte? Es giebt Uebel, die kein Mittel heilen kann. Laß mich allein, sehr bald wirst Du alles erfahren."

„Mein Gott, Honora, was soll das bedeuten? Was kann Dein Gemüth bedrücken?"

„Laß mich allein, ich bitte Dich, Stephan."

Honora entwand sich ihm und begab sich in ihr Zimmer.

Mit bleichem, verstörtem Gesicht eilte der Rittmeister zu Lucie.

„Die arme Honora ist krank, Lucie," sagte er. „Ich beschwöre Sie, gehen Sie zu ihr, und sehen Sie nach, was ihr fehlt."

Lucie gehorchte ihm sofort, fand aber Honoras Zimmer verriegelt. Vergebens bat sie, eingelassen zu werden.

„O, geh' fort, Lucie, um des Himmels willen, geh' fort und laß mich allein, wenn Du mich nicht rasend machen willst."

9. Capitel.

Der ganze Tag verstrich für Stephan Ingram in der trübseligsten Weise. Nachdem er ruhelos das ganze Haus durchwandert hatte, suchte er sein Zimmer auf. Die Lampe war bereits angezündet. Auf der grünen Tischdecke seines Schreibtisches sah er einen Brief liegen. Den Rittmeister durchzitterte die bange Ahnung eines bevorstehenden Unglücks, als er den Brief erbrach, den zweiten, den er wenige Stunde nach dem ersten von seiner Mutter empfing.

„Mein lieber Stephan," schrieb sie. „Ich weiß, daß diese Zeilen Dich betrüben werden, dennoch ist es meine Pflicht, Dir zu eröffnen, was mir über Deine Braut zur Kenntniß gelangt ist. Das Ehrgefühl ist der eigentliche Kern Deines Wesens, so sehr Du auch dieses Mädchen geliebt haben magst, wirst Du Dich deshalb durch keine Schwäche Deines Herzens in eine Lage verlocken lassen, die Deiner nicht würdig ist. Das Leben Honora Hambens birgt ein Geheimniß, mein Sohn. Susanne ist gestern hier angekommen, und wie Du Dir denken kannst, war im Laufe des Abends Deine Verlobung der Gegenstand unserer Unterhaltung. Ich erzählte Susi, daß Honora Hamden gleichfalls in der Lespard'schen Anstalt gewesen sei, und fragte sie, ob sie sich des jungen Mädchens erinnere. „Ah," rief sie, „ist das die Honora Hamden, die aus der Anstalt entlief, eine Geschichte, die viel ärgerliches Aufsehen machte?" Und sie erzählte mir, daß im Juni vor einem Jahre ein Herr Hamden seine Tochter Honora zu den Lespards gebracht hatte und das junge Mädchen vierzehn Tage später verschwunden war. Die Geschichte wurde so viel wie möglich vertuscht, was nicht hinderte, daß sehr unangenehme Gerüchte über die Bankierstochter in Umlauf waren. Du hast mir geschrieben, daß Deine Braut erst im vergangenen September nach Erlenwald heimgekehrt ist. Wo war sie in der langen Zwischenzeit?"

Ingram las nicht weiter. Er zerknitterte den Brief und steckte ihn in die Brusttasche seines Rockes.

Es gab also wirklich ein Geheimniß im Leben Honoras. Der Zweifel und der Argwohn, die ihn veranlaßt hatten, gegen seine Liebe zu ihr zu kämpfen, waren nicht unbegründet gewesen. Und wie wahnsinnig hatte er sie geliebt, wie stolz und glücklich war er gewesen, in dem Gedanken ihr seinen Namen geben zu dürfen! Was sollte er thun? Zu Honora gehen und sie fragen, ob dieser Brief Wahrheit enthalte?

Ja, sein Weg lag klar genug vor ihm. Ein Aufruhr von Hoffnung und Freude durchwehte seine Brust. Wie hatte er nur so leicht an ihr zweifeln können, an ihr, deren durchsichtige Seele sich ihm so rückhaltlos enthüllte, von der jedes Wort, jeder Ton die lauterste Wahrheit verkündete. In seinem Verkehr mit ihr hatte er gerade ihre unbedingte Offenheit schätzen gelernt. Was war so Erstaunliches in dem Vorgefallenen? Das verwöhnte Kind des Millionärs hatte sich in dem französischen Institut nicht wohl gefühlt und war entflohen, und der nachsichtige Vater hatte sie anderswo untergebracht und den tollen Streich seines Kindes verschwiegen.

Mit dem Briefe in der Tasche suchte er Honora auf, die er in einem kleinen, nach dem Park gehenden Zimmer am Fenster sitzend fand. Sie war schwarz gekleidet, Gesicht, Hals und Arme hoben sich marmorweiß von der dunklen Farbe ihres Gewandes ab.

„Meine liebe Honora," sagte er, „ich habe überall nach Dir gesucht."

Sie erzitterte bei dem Klang seiner Stimme.

„Wolltest Du mich sprechen?"

„Ja, Theuerste, Du sollst mir etwas erklären. Eine recht kindische Geschichte, aber als Dein zukünftiger Gatte habe ich das Recht, Dich um eine offene Darstellung der Angelegenheit zu bitten."

Ingram, der nur ihr Profil sehen konnte, merkte nichts von der Todespein in ihrem Gesicht.

„Ich habe einen Brief von meiner Mutter," fuhr er fort, „der eine Mittheilung enthält, über die ich mir Auskunft von Dir erbitte. Soll ich Dir den Brief vorlesen, Theuerste?"

„Wenn Du so freundlich sein willst."

Er zog den Brief aus seiner Tasche und las ihn Honora vor, bei jedem Satz erwartend, sie werde ihn unterbrechen, aber sie verharrte in ihrem Schweigen, bis er zu Ende war und auch dann noch sagte sie kein Wort.

„Ist das wahr, Honora?"

„Vollkommen wahr."

„Aber weshalb entflohest Du aus der Pension?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Und wo warst Du vom Juni sechsundachtzig bis zum vorigen September?"

„Auch das kann ich Dir nicht sagen."

„Das kannst Du mir nicht sagen? Es fehlt mehr als ein Jahr in Deinem Leben, und Du kannst mir, Deinem künftigen Gatten nicht sagen, wo Du in diesem Jahre gewesen bist?"

„Nein, Stephan."

„Dann kannst Du niemals meine Frau werden, Honora!"

Ingram glaubte, sie werde in stolzer Entrüstung auffahren und die Erklärung, nach der er sich sehnte, in zürnenden Worten über ihre Lippen strömen, aber sie erhob sich taumelnd aus ihrem Stuhl und warf sich vor ihm auf die Knie. Tiefes Entsetzen bemächtigte sich seiner. War das nicht ein Bekenntniß ihrer Schuld? Aber welcher Schuld? Was war das dunkle Geheimniß in dem kurzen Leben dieses jungen Geschöpfes?

„Stephan," rief sie mit zitternder Stimme, die ihm durch die Seele schnitt, „der Himmel weiß, wie oft ich diese Stunde vorausgesehen und gefürchtet habe. Wäre ich nicht feige gewesen, so würde ich dieser Auseinandersetzung zuvorgekommen sein. Ich hoffte, wenn sie nicht mehr zu vermeiden sein würde, auf Deine Großmuth und Dein Vertrauen rechnen zu dürfen. Wenn Du mir vertrauen, wenn Du mir glauben kannst, Stephan, daß mein Geheimniß kein ganz so schmachvolles ist."

„Kein ganz so schmachvolles! O, Gott, Honora, denkst Du, daß es in diesen Dingen Grade giebt? Zwischen mir und meiner Frau darf kein Geheimniß stehen, und der Tag, an dem auch nur der Schatten eines Geheimnisses zwischen uns aufsteigt, muß uns für immer trennen. Erhebe Dich von Deinen Knieen, Honora, und wenn wir uns auch schon in diesem Augenblick zu trennen gezwungen sein sollten, beschwöre ich Dich, mir zu sagen, daß ich keine Ursache habe, mich zu verachten, weil ich Dich mit einer Innigkeit geliebt, die kaum mehr männlich war.

Honora gehorchte ihm nicht, sondern beugte sich vor ihm noch tiefer zur Erde nieder und begrub ihr Gesicht in den Händen, so daß dem Rittmeister nur die Flechten ihres schwarzen Haares sichtbar blieben.

„Ich war von der Wiege an mutterlos, Stephan," schluchzte sie. „Habe Erbarmen mit mir."

„Erbarmen!" wiederholte Ingram. „Weshalb verlangst Du nicht Gerechtigkeit von mir? Noch eine Frage, Honora. Weiß Dein Vater, weshalb Du die Lespard'sche Pension verließest und wo Du während dieses Jahres gewesen bist?"

„Ja."

„Und Dein Vater billigte den Beweggrund, der Dich bestimmte jene Anstalt in so sonderbarer Weise zu verlassen und auch die Art, in welcher Du jenes Jahr verlebtest? Wenn Du das bejahen kannst, soll es keine weiteren Fragen zwischen uns geben, und ich darf Dich ohne Bedenken zum Traualtar führen."

„Nein, Stephan, das kann ich nicht. Ich bin erst neunzehn, aber im Laufe der beiden letzten Jahre habe ich mehr als genug gethan, meinem armen Vater das Herz zu brechen."

„Dann ist alles aus zwischen uns, Honora. Nach Deinem eigenen Geständniß taugst Du nicht zur Frau eines ehrenhaften Mannes. Die Vergangenheit meiner Gattin muß ein weißes, unbeflecktes Blatt sein, das zu lesen Jedermann gestattet werden darf."

Ingram half dem armen Mädchen, sich aus seiner knieenden Stellung zu erheben, und geleitete es zu dem am Fenster stehenden Sessel zurück.

„In einer halben Stunde werde ich Erlenwald verlassen haben, Fräulein Hamden," sagte er. „Es wird besser sein, Ihren Herrn Vater in dem Glauben zu erhalten, daß die Lösung unseres Verhältnisses durch irgend ein Zerwürfniß unbedeutender Natur von Ihnen herbeigeführt wurde. Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich von London aus in diesem Sinn an Herrn Hamden schreiben."

„Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein, weil diese Darstellung meinem Vater vielen Kummer ersparen würde."

Der Rittmeister verneigte sich und ging.

Im Flur begegnete er Lucie, die in ihrem hellen Seidenkleide wunderhübsch aussah, und er haßte sie beinahe dafür, daß sie ihm so strahlend entgegenkam, während ihm das geisterbleiche Gesicht der armen, bis in den Staub gedemüthigten Honora vorschwebte.

Lucie wich erschrocken zurück, als sie den verstört aussehenden jungen Mann erblickte.

„Was ist vorgefallen, Herr Rittmeister?" fragte sie besorgt.

„Ein Brief meiner Mutter," stammelte Ingram, sich entfernend und in sein Zimmer enteilend.

Ein Druck auf den elektrischen Glockenzug rief den Diener herbei.

„Ich muß mit dem nächsten Schnellzug nach Hause reisen, Georg. Packen Sie meine Sachen und folgen Sie mir, so schnell Sie können, zum Bahnhof."

Im nächsten Augenblick hatte er das Haus verlassen.

10. Capitel.

Das neue Jahr begann in Erlenwald sehr traurig, denn es fand Rupert Hamden am Krankenbett seiner einzigen Tochter.

Nach der plötzlichen Abreise des Rittmeisters war Honora wie gewöhnlich im Gesellschaftszimmer erschienen und hatte sich nur noch lebhafter und geistsprühender gezeigt und ihren kleinen Vettern und Cousinen vorgespielt und ihre Lieblingslieder gesungen. Niemand hatte nach jener inhaltschweren Unterredung eine Veränderung an ihr bemerkt, aber am nächsten Morgen fand die Kammerfrau ihre junge Gebieterin in einem hitzigen Fieber, mit glühenden Wangen und blutunterlaufenen Augen. Zwei Londoner Aerzte wurden nach Erlenwald berufen, und ehe der Abend hereindunkelte, hatten die fremden Gäste das Schloß verlassen, nur Frau Elfriede Hamden und ihre Tochter Lucie waren zurückgeblieben, um bei der Pflege der Kranken behilflich zu sein.

Die Aerzte erklärten, eine augenblickliche Lebensgefahr sei nicht vorhanden, die Kranke bedürfe vor allen Dingen der größten Ruhe. Honora erkannte ihre Tante und Lucie nur selten, aber der Anwesenheit ihres Vaters schien sie sich fast immer bewußt.

Anton von Mellis war nach Croydon übergesiedelt, hatte dort in einem Gasthof Wohnung genommen und kam jeden Tag nach Erlenwald, um sich nach dem Befinden Honoras zu erkundigen.

Stephan von Ingrams Brief war am 27. December in Erlenwald eingetroffen, aber er lag mehrere Tage uneröffnet auf dem Schreibtisch des Bankiers. In der Sorge um seine Tochter hatte Rupert Hamden das Verschwinden seines Schwiegersohnes kaum beachtet. Als er den Brief endlich erbrach, hatten die Worte des Rittmeisters fast keinen Sinn für ihn, nur so viel begriff er, daß das Verhältniß zwischen Ingram und Honora auf den Wunsch der jungen Dame aufgelöst war.

Der Bankier antwortete dem Rittmeister nur in wenigen Zeilen, ihm mittheilend, daß Honoras schwere Erkrankung ihn verhindere, ausführlicher zu sein.

„Honora schwer erkrankt," murmelte der Rittmeister, in tiefster Seele ergriffen,

Hatte er vielleicht Schuld an dem Tode dieses schönen Geschöpfes, das er weit mehr liebte, als sich selbst? Hatte er sie mit seinen grausamen Worten getödtet? Bestand Honoras ganzes Geheimniß nicht am Ende doch nur in einem thörichten Schulmädchenstreich? Nein, Honoras ganzes Benehmen an jenem Abend widersprach einer solchen Auffassung. Was das Geheimniß auch sein mochte, es barg Leben oder Tod für Honora.

Der Rittmeister war ein trauriger Gast in Schloß Ingram. Seine Mutter und seine Cousine Susanne ehrten seinen Schmerz und hielten sich in Angst und Zittern fern von ihm, aber sein Vater schalt, daß der Sohn den ganzen Tag auf seinem Zimmer hocke, statt mit der Jagdflinte auf dem Rücken hinauszuwandern auf das wildreiche Moor.

Ein einziges Mal brachte die Baronin das Gespräch auf Honora Hamden.

„Du hast das junge Mädchen ohne Zweifel um eine Aufklärung gebeten, Stephan," bemerkte sie.

„Ja, Mutter."

„Und das Ergebniß?"

„War die Aufhebung unserer Verlobung. Ich wäre Dir dankbar, Mama, wenn Du diesen Gegenstand nicht mehr berührtest."

Stephan von Ingram hatte schwere Kämpfe mit sich selbst zu bestehen, um nicht der Versuchung zu erliegen, nach Erlenwald zurückzueilen und reumüthig Honoras Verzeihung zu erflehen.

Der März war vorüber, das erste zarte Grün sproßte in Wald und Flur, Veilchen und Himmelsschlüssel erblühten am Fuße der Eichen und Buchen, die ganze Natur freute sich des milden Frühlingswetters, als Honora ihre Augen wieder mit dem alten leuchtenden Blick zu ihrem Vater aufschlug. Sie war genesen und durfte sich wieder unter den Ihrigen zeigen.

Anton von Mellis, der zufällig in Erlenwald war, hatte den Vorzug, Honora, auf seinen Arm gestützt, von der Thür des Krankenzimmers bis zu dem Sopha im Wohnzimmer zu führen.

Während ihrer Krankheit hatte Honora niemals den Namen Stephan von Ingrams erwähnt. Sobald sie sich kräftig genug fühlte, die Anstrengungen einer Reise zu ertragen, empfahlen die Aerzte eine Uebersiedlung nach dem nahen Seebad Leamington. Der Bankier hatte dort ein hübsches, von Gärten umrahmtes Landhaus gemiethet, das an friedlicher Stille nichts zu wünschen übrig ließ. Die arme Honora hatte sehr viel gelitten, und es war ihr eine wonnige Empfindung, langsam die alte Kraft und Frische zurückzugewinnen. Die bitteren Schläge, die auf sie niedergesaust waren, hatten ihre Narben zurückgelassen, aber sie nicht ganz umzuwandeln vermocht.

Lucie und ihre Mutter waren nach Fulham zurückgekehrt. In dem kleinen Landhaus waren nur Rupert Hamden, seine Tochter und ihre Gesellschafterin Frau von Walter zurückgeblieben, doch schon nach 14 Tagen ihres dortigen Aufenthaltes fand sich Anton von Mellis bei ihnen ein. Honora lachte, als sie ihren treuen Verehrer mit der Reisetasche in der Hand ankommen sah. Der Vater strahlte vor Glück, seine Tochter wieder lächeln zu sehen. Er hatte auf seine Fragen von ihr erfahren, daß es zwischen ihr und Stephan von Ingram eine sehr peinliche Scene gegeben, sie hoffe, den Namen des Rittmeisters nie wieder zu hören, und der Bankier beachtete den Wunsch seiner Tochter und der Name Stephan von Ingram wurde nie wieder in ihrer Gegenwart genannt.

Honora war glücklich, ihren Kampf in Ruhe auszukämpfen und ungefragt leiden zu dürfen. Am besten glückte es Anton von Mellis, mit seinem heiteren Geplauder ihre Traurigkeit zu bannen und ihre alte heitere Laune zurückzurufen. Der Bankier, der nichts von dem Korbe wußte, den Mellis in Brighton bekommen hatte, hielt es für seine Pflicht, die Gefühle des jungen Mannes zu ergründen und ihn zu warnen.

In dem purpurnen Licht der untergehenden Sonne im Garten lustwandelnd, eröffnete der alte Herr dem Gast seine Bedenken.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr ich mich freue, Sie hier zu haben," begann er. „Ich habe nie einen Sohn gehabt, aber wenn es Gott gefallen hätte, mir einen zu schenken, könnte ich nur wünschen, daß er ein so prächtiger Mensch gewesen wäre, wie Sie es sind. Ich fühle mich verjüngt in Ihrer Gesellschaft und liebe Sie wie ein Vater seinen Sohn. Sie werden mir deshalb glauben, daß es mir nicht darum zu thun ist, Sie los zu werden."

„Sie glauben aber, daß ich Fräulein Honora lästig bin?"

„Nein, gewiß nicht. Ich bin sogar überzeugt, daß Honora an Ihrer Gesellschaft großes Gefallen findet und Sie behandelt, als ob Sie ihr Bruder wären, aber ich kenne Ihre Gefühle, und was ich fürchte, ist, daß es Ihnen vielleicht nie gelingen werde, in ihrem Herzen eine innigere Zuneigung zu erwecken."

„Gestatten Sie mir, zu bleiben und mein Glück zu versuchen," rief Mellis, in seiner Begeisterung stehen bleibend. „Ist mir eine Täuschung beschieden, so werde ich sie als Mann zu tragen wissen, mich auf meine Güter zurückbegeben und Sie nie wieder behelligen. Ich besitze eine der schönsten Herrschaften in Yorkshire, bin gesund an Leib und Seele, habe nicht weniger gelernt, als die meisten jungen Leute meines Standes, noch nie eine Lüge gesagt, nie eine gemeine Handlung begangen und liebe Ihre Tochter in treuester Ergebenheit. Sie hat mich schon einmal abgewiesen, aber damals überstürzte ich meinen Antrag. Seitdem bin ich klüger geworden und habe meine Zeit abwarten gelernt. Darf ich mein Glück noch einmal versuchen?"

„Ja, Anton."

„Und wünschen Sie mir Erfolg?"

„Ja, von ganzem Herzen."

11. Capitel.

Niemand hätte zarter in seinem Wesen, ehrerbietiger und liebevoller sein können, als Anton von Mellis es gegen den gebeugten, alten Mann war, und Rupert Hamden erwiderte diese treue Hingebung von ganzem Herzen. Der junge Edelmann hatte ahnungslos den einzig richtigen Weg eingeschlagen, einen Anspruch auf Honoras Dankbarkeit zu gewinnen, und seine Liebe zu ihrem Vater war so echt und wahr, wie alles Andere in dieser einfachen Seele.

Anton von Mellis grübelte nicht über die Natur seiner Leidenschaft, wie Ingram es gethan hatte. Er fragte nicht nach der Vergangenheit des Mädchens, das er liebte, noch suchte er das Geheimniß zu erforschen, das Ingrams plötzliche Abreise von Erlenwald umschwebte.

Die Tage in dem stillen, kleinen Seebad vergingen einförmig und friedlich. Honora trug die Last ihres Kummers mit dem schweigenden Muth, der vornehmen Naturen eigen ist. Es kamen Stunden, in welchen Rupert Hamden sich der Hoffnung hinzugeben wagte, daß seine Tochter Stephan Ingram beinahe vergessen habe. Unter allen Umständen hielt er es für rathsam, mit ihr noch nicht nach Erlenwald zurückzukehren, er schlug deshalb seiner Tochter und Frau von Walter einen Ausflug nach der Normandie vor. Honora willigte mit einem zärtlichen Lächeln ein. Sie errieth den Beweggrund des alten Mannes und erkannte seine immer fürsorgliche Liebe, mit der er bemüht war, sie von dem Schauplatz ihres Kummers zu entführen. Mellis, der nicht eingeladen worden war, sich der Gesellschaft anzuschließen, gerieth bei diesem Vorschlag in solches Entzücken, daß es hartherzig gewesen wäre, seine Begleitung abzulehnen.

Er fuhr unverweilt nach London und nahm einen gewandten Courier in seine Dienste und von ihm geführt, zog die Gesellschaft von Ort zu Ort, bis Honoras Wangen sich wieder mit dem Roth der Gesundheit färbten. Anton von Mellis war beständig in ihrer Nähe, und sie gewöhnte sich daran, immer und überall auf seine Aufmerksamkeiten rechnen zu dürfen.

Der September war beinahe zur Hälfte verstrichen, als sie sich wieder heimwärts wendeten. Der beste Theil des Jahres war hingegangen, seit Stephan von Ingram und Honora einander für ewig Lebewohl gesagt hatten. Sie konnten einander im Leben noch oft begegnen, aber die beiden Liebenden, die in dem kleinen Zimmer von Schloß Erlenwald von einander geschieden waren, konnten nie mehr zusammentreffen. Zwischen ihnen lag der Tod und das Grab.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, die Honoras Brust bewegten, als sie, neben Mellis sitzend, von der Höhe, auf welcher die Trümmer von Arques an Tage längst verblichenen Glanzes erinnern, niederschaute. Im Anblick der schönen Landschaft zu ihren Füßen, in der reinen, milden Luft, unter dem tiefen Blau des wolkenlosen Himmels fühlte sie eine wundersame Ruhe in ihre Seele einziehen.

(Fortsetzung folgt.)

— Das Nachdenken der meisten Menschen ist nur ein Nach-Denken.

— Der Protz verträgt die Einsamkeit am allerwenigsten.

— Deutlich. „Hast Du vielleicht eine Cigarre bei Dir?" „Nein, ich rauche nicht mehr, weil ich Dir das Rauchen abgewöhnen will."

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Die Gäste der Abwasserbehörde. — Der Ausschuß der Ausschüsse. — Es muß für unseren Fluß etwas geschehen. — Absonderlichkeiten dieses eigenartigen Wasserweges. — Herr Frost von der Stadtkämmerei. — Er macht Reformvorschläge. — Eine weittragende Neuerung im städtischen Arbeitshaus.

Die Abwasserbehörde—beiläufig ein zwar ehrenvoller, aber nicht eben sehr schöner Name, den man da dieser wohllöblichen Körperschaft beigelegt — hat in der vergangenen Woche wieder einmal ein Komite bewirthet und sich von den Gästen zum Dank für Speis' und Trank versichern lassen, zum drei Tausend vier Hundert und zwei und siebenzigsten Mal, daß das vollbrachte Werk das annähernd größte des Jahrhunderts ist. Chef-Ingenieur Randolph, der bei solchen Gelegenheiten den Cicerone abgeben muß, denn nur er allein hat alle die vielstelligen Zahlen im Kopf, hat zum xten Male aufgezählt, wie viel Millionen Kubikyards Erde — theils weiche Masse, theils Felsgestein — herausgebuddelt werden mußten, zu so und so viel Cents per Yard — ehe das Kanalbett fix und fertig war, und wie heidenmäßig viel Geld es gekostet hat, um den Ackerbürgern von Willow Springs, von Summitt, Lemont, Romeo u. s. w. die Streifen Landes abzunehmen, welche für die Route benöthigt waren; wie viele Hunderttausend Gallonen Wasser per Minute durch die Schleusenthore fließen, wenn man diese aufzieht, und wie viele Gallonen nicht durchfließen, wenn man die Thore sperrt und ferner wie viele Tausend Pferdekräfte an elektrischer Energie sich aus der Strömung des Kanals gewinnen ließen, wenn man rechtzeitig daran gedacht haben würde, die Kanalbehörde von der gesetzgebenden Körperschaft des Staates mit der zur Schaffung entsprechender Anlagen erforderlichen Machtvollkommenheit ausrüsten zu lassen.

Und die Herren vom Komite haben verständnißvoll mit den Köpfen genickt und zu verstehen gegeben, daß sie von mangelhaften Gesetzvorlagen auch etwas zu erzählen wüßten, und haben versprochen, daß, was an ihnen liege, geschehen soll, um den großen Tiefwasserweg vom Michigan See bis zum Golf von Mexico — zu dessen Herstellung schon ein so guter Anfang gemacht worden sei — auf der einen Seite bis nach Lockport und auf der anderen, Dank Capt. Eads, bis hinauf nach New Orleans — zu verwirklichen, wenn nicht im zwanzigsten Jahrhundert, so doch gewiß im einundzwanzigsten.

* * *

Die Drainage-Kommission hat Zeit ihres Bestehens schon manchen Ausschuß bewirthet, und vielfach hätten die Gelder, welche dem „Sanitary District of Chicago" für sothane Zwecke auf die Rechnung gesetzt worden, wohl mit demselben Nutzen irgendwo in den großen Graben geworfen werden können, wo derselbe seine volle vorschriftsmäßige Tiefe hat. In diesem besonderen Falle aber war das etwas Anderes. Handelte es sich doch um einen Theil vom Ausschuß der Ausschüsse, der als „Komite für Flüsse und Häfen" bekannten Kommission des Nationalen Abgeordneten-Hauses, die seit Menschengedenken auch vor den kühnsten Thaten und den größten Zahlen nicht zurückgeschreckt ist. Wenn es dem Unter-Ausschuß dieser Kommission, der uns soeben die Ehre seines Besuches angethan, bei der Kürze der bevorstehenden Sitzung auch nicht mehr möglich sein sollte, das große Tiefwasserweg-Projekt um mehr als ein ganz Weniges zu fördern, so sollte es demselben doch nur wenig Anstrengung kosten, für die lokale Wasserstraße unserer Altstadt, den Chicago Fluß, in die nächste Bewilligungs-Vorlage einen sechsstelligen Posten einzuschieben.

In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit des Nächstliegenden hat man sich denn auch bemüht, dem Unter-Ausschuß des kongreßlichen Ober-Ausschusses diesen Fluß in der richtigen Beleuchtung zu zeigen. Und das verdient der Fluß. Ist er doch, was vielleicht vielen Chicagoern selber nicht bewußt sein mag, eine der größten Merkwürdigkeiten, die es gibt. Oder kann man sonst noch einen Fluß nennen, der an seiner Mündung entspringt? Der bald aufwärts fließt, bald abwärts und dann wieder eine Weile lang überhaupt nicht? — Einige andere Flüsse theilen sich an ihrer Mündung in verschiedene Arme. Unserer ist eigentlich nur aus Armen zusammengesetzt, und fast kann man auch von ihm sagen, was vor der Erfindung der Meteorologie vom Winde behauptet wurde und trotz dieser Erfindung im Grunde genommen doch auch heute noch seine Richtigkeit hat: „es weiß Niemand, von wannen er kommt und wohin er geht."

* * *

Als Handelsstraße betrachtet, übertrifft der Chicago Fluß an Wichtigkeit fast ausnahmslos die größten Flüsse der Erde. Der Amazonen-Strom und der Mississippi, die Wolga, die Donau und der vielbesungene Rhein, sie alle können sich mit ihm nicht vergleichen, wenn man in Dollars und Cents umrechnet, was sich im Laufe eines Jahres auf ihm wiegt. — Und doch ist hier mehr als einmal allen Ernstes davon die Rede gewesen, diesen Staatsfluß zuzuschütten und sein Bett entweder in eine überdachte Einfahrt für Eisenbahnen umzuwandeln oder in städtischen Grundbesitz zum Preise von zehn bis fünfzehn Dollars per Quadratfuß. — Jetzt freilich kann von solchen Anschlägen nicht mehr die Rede sein. Da der Drainagegraben einmal angelegt ist, muß man nothgedrungen auch für seine Speisung sorgen, und die kann in der Hauptsache doch nur mittels des Flusses erfolgen. Und weil der Fluß, wenn er schon da ist, nicht ausschließlich als Einlaßkrahn für den Abwassergraben, sondern auch für Schifffahrtszwecke wird dienen sollen, in Zukunft so gut und noch mehr als jetzt, so wird man sich's etwas kosten lassen müssen und ihn erweitern und vertiefen, wie die Größenverhältnisse der neuerdings auf den See'n zur Verwendung gelangenden Frachtdampfer das erheischen. Mit der Erweiterung freilich wird's hapern, solange der Drainagebehörde nicht die Millionen zum Ankauf des fortzuräumenden Ufergeländes zur Verfügung stehen, und mit der Vertiefung hat's gute Wege, so lange die Union Traction Co. nicht dazu bewogen werden kann, ihre drei Tunnels, die unter dem Fluß hindurchführen, entweder aufzugeben oder tiefer zu legen. — Die gastfreundliche Aufnahme der Kongreß-Mitglieder, die in voriger Woche hier waren, ist von der Hoffnung diktirt worden, daß die Bundes-Regierung sich dazu verstehen werde, die zu diesen Aenderungen nothwendigen Mitteln nebst der Macht zu liefern. Man wird zugeben, daß unter diesen Umständen die Kostenrechnung für die jüngsten Dampferpartien der Abwasserbehörde schon ziemlich hoch ausfallen darf. — Die Stadt Chicago hat nämlich für all' diese neuen Ausgaben, die aus dem so leichten Herzens in Angriff genommenen Drainage-Unternehmen erwachsen, kein Geld. Es fehlt ihr gegenwärtig sogar an Mitteln zur Betreibung der Arbeiten an dem neuen Kloakensystem, das durch den großen Graben bedingt wird, und woher die Millionen kommen sollen, die es erfordern wird, später über den erweiterten Fluß einige Dutzend großer Aufzugsbrücken zu bauen, das wissen bis jetzt auch die gewiegtesten Finanzleute noch nicht zu sagen.

* * *

Der stellvertretende Stadtkämmerer Frost, muthmaßlich durch das Vorgehen des stellvertretenden Bürgermeisters dazu ermuthigt, in der Abwesenheit seines Chefs zu zeigen, daß auch ihm die Staatsweisheit kein fremdes Gebiet ist, hat dieser Tage eine Kundgebung erlassen, worin er darthut, wodurch die Finanznoth des Gemeinwesens verursacht ist und wie derselben, wenigstens zum Theil, abgeholfen werden könne. Herr Frost sagt in seinem Manifest im Grunde genommen nichts Neues. Es war schon seit Langem kein Geheimniß mehr, daß wir in Chicago und in Cook County viel zu viele Verwaltungsbehörden haben, und daß diese Behörden und ihre Heerhaufen von Angestellten viel zu wenig leisten. Neu ist nur, daß ein städtischer Angestellter sich bemüßigt findet, dieser Umstände öffentlich Erwähnung zu thun, und in der Stadthalle ist man denn auch in der That sehr entrüstet über Herrn Frost und wirft demselben einen betrüblichen Mangel an Korpsgeist vor. Herr Frost sagt, die Stadt erhalte durchgängig nur einen Dollar werth Arbeit für einen Dollar und fünfzig Cents, die sie zahle. Mit anderen Worten, der kühne Beamte ist der Ansicht, daß der Herr Bürgermeister eigentlich nicht $7000 Jahresgehalt beziehen sollte, sondern nur etwa $5000; daß der Korporationsanwalt, statt monatlich gegen $800 Salär zu ziehen, auch mit etwa $550 hinlänglich bezahlt wäre; daß der Polizeichef von seinem $6000 betragenden Sold gut und gerne $2000 im Stadtschatz lassen könnte, u. s. w., bis herunter zu den Bauinspektoren, die nichts inspiziren, und bis zu Seitenweg-Kommissären, welche die einzigen in der Stadt sind, denen der mangelhafte und halsbrecherische Zustand vieler Seitenstege oft Monde lang entgeht.

Herr Frost ist der Ansicht, daß man die County-, Stadt-, Park-, Drainage- und Township-Verwaltung zusammen und etwa die Hälfte des bisherigen Gesammtpersonals auf das schadhafte Pflaster unserer guten Stadt werfen sollte. Die Politiker befürchten, daß sehr kalte Tage für sie kommen würden, wenn dieser frostige Wunsch in Erfüllung ginge.

* * *

Im städtischen Arbeitshaus ist seit Kurzem mit Gutheißung des Superintendenten Sloan eine Neuerung von vielleicht weittragender Bedeutung eingeführt worden. Einer der Wärter — von Geburt und Erziehung ein Deutscher, und zwar ein militärischer deutscher Drillmeister — bildet nämlich die Insassen der Strafanstalt nach Feierabend zu Soldaten aus, d.h. er läßt sie exerzieren und mit Besenstielen allerlei Gefechtsübungen machen. — Wenn das Experiment glückt, d. h. wenn die solchermaßen kampffähig gemachten Gefangenen sich nicht eines schönen Tages ihre Errungenschaft zunutze machen und sich über den Leib des Drillmeisters hinweg mit ihren Besenstielen den Weg zur Freiheit bahnen, dann wird man die neue Einrichtung wahrscheinlich in allen Strafanstalten der Republik einführen und diese so in Vorschulen für die Bundesarmee umwandeln. Damit würde dann der Grund zu der seit vielen Jahren schon beständig wiederholten Klage beseitigt sein, daß es in den Vereinigten Staaten so schwer falle, ein stehendes Heer zu unterhalten, einer Klage, die sonst noch viel lauter ertönen würde, als früher, wenn erst einmal in Friedenszeiten — wozu ja jetzt gute Aussicht vorhanden scheint — ein stehendes Heer von 200,000 Mann oder so wird unterhalten werden sollen, statt der bisherigen „Bundes-Polizeimannschaft" von nur 27,000 Köpfen. —ss.

Ein dunkles Kapitel der Weltgeschichte.

Vor rund einem Jahre veröffentlichte die französische Kunstzeitschrift „La Plume" in einer Reihe von Heften unter dem Titel "La question Louis XVII." eine große Anzahl meist ungedruckter Dokumente und Bilder, um den Nachweis zu führen, daß der unglückliche Sohn Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette nicht, wie die Geschichtschreiber behaupten, am 8. Juni 1795 im Gefängniß des Temple gestorben, sondern thatsächlich mit dem später aufgetauchten Prätendenten Naundorff identisch gewesen sei. Die Herausgabe dieser Veröffentlichungen hatten die Leiter der „Plume" Otto Friedrichs anvertraut, einem französischen Gelehrten deutscher Herkunft, welcher seit zwanzig Jahren all' sein Wissen und Können der Aufhellung dieses dunklen historischen Kapitels mit unermüdlichem Eifer widmet.

Im Jahre 1810 tauchte in Berlin ein Mann von etwa 25 Jahren auf, der sich auf der Polizei, vor dem Rathe Le Coq, als „Uhrmacher Naundorff aus Weimar" auswies, zugleich aber — so hat er selbst später behauptet, erklärte, diese Papiere seien ihm unterwegs von einem Unbekannten ausgehändigt worden, in Wirklichkeit sei er der Dauphin von Frankreich. Zum Beweise hierfür habe er dem Beamten zwei Dokumente, die man ihm gleichfalls mitgegeben, überreicht und um deren Prüfung gebeten. Er erhielt nun von der Berliner Polizei ein Zeugniß, auf Grund dessen ihn Spandau als Bürger aufnahm.

Schon an diesem ersten Punkte setzt die kritische Forschung der Anhänger Naundorffs zu seinen Gunsten ein. Es erscheint ihnen merkwürdig — und wohl nicht mit Unrecht — daß zu jener Zeit, in welcher die Fremdenkontrolle eine außerordentlich scharfe, die Aufnahme in einen Bürgerverband sehr erschwert war, die Berliner Polizei Jemand ein derartiges empfehlendes Attest ausgestellt hätte, ohne irgendwelche Erkundigungen über ihn eingezogen zu haben. Die auf den Namen Naundorff lautenden Papiere können unmöglich ausreichender Art gewesen sein, denn thatsächlich hat es Niemand dieses Namens zu jener Zeit in Weimar gegeben! Dies steht fest und ist wohl geeignet, von vornherein stutzig zu machen. Auch die später ganz willkürlich aufgestellte Behauptung, Naundorff sei in Potsdam geboren gewesen, läßt sich nicht aufrecht erhalten.

Naundorff siedelt sich also in Spandau an und führt dort das fleißige und ruhige Leben eines friedlichen Bürgers. Er betreibt das Uhrmachergewerbe, verheirathet sich, hat Kinder. Die Papiere über seine Herkunft liegen immer noch auf der Berliner Polizei — so sagt er später — und werden ihm, trotz seines Ersuchens, nicht herausgegeben. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser durch nichts erwiesenen Angabe, so würde es nicht so unwahrscheinlich sein, daß — deren Wahrheit vorausgesetzt — die Berliner Polizei wirklich den Abkömmling der Bourbonen zu ruhigem Verhalten angewiesen und ihm die Herausgabe der Werkzeuge verweigert habe, mittels welcher er ein sehr unbequemer Gast werden konnte. War doch Preußen damals in Napoleons Gewalt, herrschten doch in Berlin und Spandau französische Kommandanten.

Von Spandau wendet er sich nach Brandenburg, später nach Crossen. Hier wird er in zwei Prozesse — wegen Brandstiftung und Falschmünzerei — verwickelt, von diesen Anschuldigungen indeß völlig freigesprochen, dagegen zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt, weil er sich — es ist das erste Mal, daß man ihn öffentlich fragt, wer er ist — für den Dauphin von Frankreich ausgibt. Nach verbüßter Strafe wendet er sich nach Frankreich, nimmt laut seine Rechte in Anspruch, sucht — ein Schwindler hätte dies kaum gethan — die noch lebenden Diener seiner Eltern, namentlich seine Gouvernante, auf, welche sich alle für ihn erklären, und setzt alles in Bewegung, um von seiner Schwester, der Herzogin von Angoulême, empfangen zu werden. Er macht sich anheischig, ihr in fünf Minuten zu beweisen, daß er ihr Bruder sei, andernfalls solle sie ihn sofort verhaften lassen. Die Regierung Ludwig Philipps weist ihn aus, und er stirbt schließlich am 10. August 1845 in Delft. Die holländische Regierung hat erlaubt, daß er auf seiner Grabtafel als „Ludwig XVII., König von Frankreich und Navarra" bezeichnet wurde, und seinen Kindern die Führung des Namens "de Bourbon" gestattet.

Das ist, in flüchtigen Umrissen, die Biographie des Prätendenten. Zweimal haben seine Nachkommen sich vergeblich an die französischen Gerichte gewandt, um die Verurtheilung des Grafen von Chambord (Enkels Karl X.) zur Herausgabe des Familien-Vermögens der älteren Linie der Bourbonen zu erlangen. Das zweite Mal, 1874, übernahm Jules Favre unentgeltlich die Führung ihrer Sache. Aber der Augenblick war schlecht gewählt, denn die am Ruder befindliche Regierung stand damals bekanntlich mit dem Grafen von Chambord in Verhandlungen, um ihn auf den Thron zu setzen, und so war das Spiel von Anfang an verloren.

Jetzt würden die Verhältnisse anders liegen. Die Republik hätte kein Interesse daran, den Enkel Naundorffs, der als Weinhändler in Paris lebt, an dem Nachweis zu verhindern, daß sein Großvater thatsächlich der Dauphin von Frankreich war. Der Enkel einer Spandauer Handwerkertochter wird schwerlich politische Bedeutung gewinnen; ganz abgesehen davon, daß er dazu nicht den mindesten Ehrgeiz verspürt. Würde er aber heute den Erben des Grafen von Chambord (dem Herzog von Parma und dessen Bruder, dem Grafen von Bardi) den Prozeß machen, so könnte ihm wohl bei unparteiischer Prozeßleitung ein Sieg erwachsen. Aber dazu gehören Kapitalien, die der Weinhändler de Bourbon nicht hat. So muß sich die historische Forschung damit begnügen, daß, wenn einmal dieses dunkle Kapitel der Weltgeschichte völlig aufgeklärt sein wird, das Ergebniß bestenfalls nicht viel mehr als die Berichtigung eines Datums in den Lehrbüchern und Konversations-Lexikas bedeuten wird.

Otto Friedrichs hat seine Nachforschung natürlich auch auf Spandau und Berlin ausgedehnt, aber leider in den preußischen Staatsarchiven, wie er sagt, nicht das erhoffte Entgegenkommen gefunden. Es ist ihm indessen doch gelungen, manche gegnerische Behauptung zu widerlegen, und das von ihm gesammelte Material scheint nachzuweisen, daß dieser Naundorff kein Schwindler war, sondern sich ehrlich für den hielt, den er sich nannte. Der Aufklärung am meisten bedürftig wäre natürlich die Frage, wo Ludwig XVII., falls er und Naundorff wirklich ein und derselbe waren, in der Zeit von 1795, seiner Errettung aus dem Temple, bis 1810, seiner Ankunft in Berlin, sich befand. Otto Friedrichs hat nun einige bedeutsame Argumente dafür gefunden, daß seine Angaben, er sei in Frankreich gefangen gehalten gewesen, der Wahrheit entsprechen, und wird bald mit diesen hervortreten. Bestreitet doch bereits kein moderner französischer Geschichtschreiber die Thatsache, daß der junge Dauphin nicht im Gefängniß gestorben ist, sondern ein anderes Kind an seiner Stelle untergeschoben wurde. Das Leben des angeblichen Uhrmachers aus Weimar, der, wie Otto Friedrichs noch aus dem Munde alter Spandauer hörte, das Deutsche mit ausländischem Accente, Französisch aber fließend sprach, ist voll von Räthseln. Aber in der That, sie alle lösen sich auf, sobald man, wie in eine mathematische Gleichung den Werth der Unbekannten, die Identität Ludwigs XVII. und Naundorffs als Wahrheit einsetzt. Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß jede andere Lösung unmöglich ist.

Mit seinen Schriften und Vorträgen hat Otto Friedrichs der Sache, zu deren Vorkämpfer er sich aufgeworfen hat, viele Anhänger erworben, sich natürlich auch viele Feinde zugezogen. Zu den ersteren gehört u. a. ein durch seine legitimistischen Prinzipien bekannter, dem preußischen Hofe nahe verwandter deutscher Bundesfürst, der den Sohn des vorgeblichen „Betrügers" sogar zu sich zur Jagd einlud. Das letzte Wort ist natürlich trotz Allem noch nicht gesprochen. Es würde dies, nach der Meinung des französischen Gelehrten, an dem Tage der Fall sein, an welchem man in irgend einem Winkel der Berliner Archive jene Papiere wiederfände, die Naundorff, wie er behauptete, der Berliner Polizei übergab und von deren Existenz und Beweiskraft Otto Friedrichs fest überzeugt ist.

„Gefahr in Sicht" in Indien.

Ein kürzlich erschienener Artikel in der in Lahore publizirten Zeitung „Khalsa", die das offiziell Organ der Sikhs repräsentiren (die Sikhs sind jene kriegerische Rasse, die den Pandschab bewohnt, deren loyale Haltung im Jahre 1857 so wesentlich zur Niederwerfung des Sepoy-Aufstandes beitrug und die noch heutzutage neben den Gurkhas das beste Soldatenmaterial für die indische Armee abgibt), macht in Indien großes Aufsehen. Unter dem Titel „Gefahr voraus" macht der Schreiber folgende geradezu sensationelle Enthüllungen, die geeignet sind, ein grelles Schlaglicht auf die Zustände im Pandschab zu werfen:

„Wir denken, es ist an der Zeit, daß wir die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Unruhen lenken sollen, die im gegenwärtigen Moment in der Bevölkerung gährt und die in gar nicht ferner Zeit ernsthafte Dimensionen annehmen kann. Bisher war es für die Sikhs nicht möglich, das Problem der niederen Kasten zu lösen (die Sikhs gehören einer sehr hohen Kaste an). Wir glauben, daß wir nicht übertreiben, wenn wir sagen, daß dieselben Szenen blutiger Feindseligkeit, die im vorigen Jahre Trichinopoly in Brand setzten, in gar nicht so ferner Zukunft sich im Jullunder-Distrikt wiederholen werden. Die Kaste der Shanars in Trichinopoly und die der Rahtia-Sikhs in den Sikh-Distrikten des Pandschab ist dieselbe. Beides sind niedere Kasten, die die britische Zivilisation mit einem Gefühl für Freiheit erfüllt hat und die nun natürlich suchen, eine höhere Stufe zu erklimmen. Der Weg, den unsere unterdrückten Brüder zu diesem Zwecke eingeschlagen haben, führt zu nichts Gutem. Sie haben sich der Arya Samaj-Bewegung angeschlossen und nicht nur die heiligsten Gefühle der Sikhs auf's schwerste verletzt, sondern sie haben auch versucht, die Dörfer im Jullundor-Distrikt, wo die Aryas theilweise großen Einfluß besitzen, zu terrorisiren. Die Sikhs sind gegenwärtig von den bittersten Gefühlen gegen die Aryas erfüllt, und dies Gefühl der Bitterkeit ist noch im Zunehmen begriffen. Wir haben gehört, daß die Aryas und ihre Freunde entschlossen sind, die Sache dadurch zum Austrag zu bringen, daß den Rahtias das Recht zugestanden werden soll, in den Dörfern aus denselben Brunnen, aus denen Hindus und Mohammedaner schöpfen, das Wasser zu holen. Bereits haben Ruhestörungen stattgefunden, als die Sikhs den Apostaten nicht erlaubten, sich den Brunnen zu nähern. Kurzum, die Zustände haben eine solche Spannung und derartig ernsthafte Dimensionen angenommen, daß wir es für unsere Pflicht halten, unsere Stimme zu erheben, um alle zu warnen, daß der Ansteckungsstoff weiter um sich greifen wird und daß niemand voraussehen kann, welche ernsthafte Folgen das haben wird."

Kommentar ist eigentlich überflüssig, der Artikel droht in kurzen und bündigen Worten mit der Revolution der Sikhs, falls die niederen Kasten in ihren Emanzipationsgelüsten weiter beharren. Niemand, der nicht in Indien gelebt hat, wird verstehen können, warum nicht alle Menschen das Wasser eines und desselben Brunnens benutzen sollen. In Indien aber, namentlich aber unter den Hindus hoher Kaste und den Shiks, gilt das Wasser und der Brunnen für verunreinigt, wenn er von Angehörigen niederer Kasten benutzt wird. Möglich, daß nach Jahrhunderten, wenn sich die Emanzipation der niederen Kasten vollzogen haben wird, die Vorurtheile aussterben werden, inzwischen bestehen sie aber noch in ihrer alten Kraft und die höheren Kasten betrachten jede Verletzung derselben als eine tödtliche Beleidigung.

Auf der anderen Seite hat der demoralisirende Einfluß der englisch-europäischen Zivilisation in den niedrigen, bisher unterdrückten Kasten Selbstständigkeitsgefühle erweckt; die niederen Kasten verlangen die gleichen sozialen Rechte wie die hohen, wogegen letztere sich natürlich auflehnen. Da das englische Gesetz keinen Kastenunterschied kennt, was den niederen Kasten natürlich wohl bekannt ist, so wissen diese wohl, daß sie in ihren Bestrebungen nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen, wohl aber von demselben Gesetz geschützt werden, falls ihre Gegner sich zu thätlichem Widerstand gegen ihre Emanzipationsgelüste hinreißen lassen sollten. Damit ist aber der Keim zu einem unauflöslichen Konflikt gegeben, beide Theile pochen auf ihr scheinbar gutes Recht und die Regierung macht sich diejenige Klasse zum bittersten Feinde, deren Seite sie nicht nimmt. Wie die Dinge im Pandschab gegenwärtig stehen, führt der obige Artikel klar und deutlich aus: es wird zum Konflikte kommen, in dem die Regierung nothwendigerweise auf die Seite der niederen Kasten treten und Diejenigen, die sie mit Gewalt verhindern wollen, eine legal nicht verbotene Handlung auszuführen, bestrafen muß, wenn der Zusammenstoß erfolgt. Damit ist aber die gesammte Sikh-Bevölkerung geradezu in's Gesicht geschlagen und eine bisher treu zur britischen Regierung haltende Klasse auf's Tödtlichste in ihren Gefühlen verletzt. Sollte aber die Regierung in etwas patriarchalischer Weise die angeborenen Vorurtheile der höheren Kasten zu schützen bestrebt sein, so würde sich in der eingeborenen Oppositionspresse ein Geheul über Mißwirthschaft erheben. Man sieht hieraus, wie unendlich schwierig die Verwaltung Indiens ist, wie Dinge, die man in Europa überhaupt nicht kennt, zu schweren Konflikten führen, Konflikten, die in einer offenen Revolte endigen. (Phila. Demokr.)

Originelle Photographien.

In dem Palast für Forstkultur, Jagd und Fischfang auf der Pariser Weltausstellung befinden sich etwa zehn Photographien in großem Format, theils transparent auf Glas, theils gewöhnliche Positive auf Papier, die eine höchst originelle Anwendung der Photographie zeigen.

Sie stammen von einem Amerikaner, Namens Georges Shiras, der nur eine Leidenschaft kennt, die Jagd, aber nicht in der gewöhnlichen Form: er tödtet die Thiere nicht, sondern nimmt sie nur mit seinem Photographenapparat auf's Korn. Seit mehreren Jahren schon treibt er seinen friedlichen Sport, und er hat sich die merkwürdigsten Photographien von Thieren erjagt.

Hier sieht man ein Weibchen, das am Flußufer grast, dort in Vorderansicht ein Weibchen, das quer durch das Schilf kommt, dieses bei Seite schiebt und niedertritt, weiterhin eine Mutter mit ihren Jungen; die erste kehrt dem Beschauer den Rücken zu, die beiden Kleinen stehen im Profil und blicken erstaunt aus dem Schilf heraus. Man sieht auch ein Weibchen, das über einen am Boden liegenden Baumstamm springt und ein Stachelschwein aufschrickt, das eiligst entflieht; das Meisterwerk ist jedoch ein Männchen an der Grenze des Schilfes, dessen Kopf sich mit ebenso stolzer wie wahrer Haltung von dem Hindergrunde abhebt.

Diese Thierphotographien sind in dreifacher Beziehung bemerkenswerth: sie sind absolut natürlich, und sie sind in der Nacht und — von den Thieren selbst aufgenommen.

Shiras hat sich nämlich ein sehr geistreiches automatisches Verfahren der Aufnahme ausgedacht, da es nicht möglich ist, den Thieren mit dem Apparat aufzulauern oder an sie heranzukommen. Zunächst mußte er, was Jägern und Förstern ja nicht schwer fällt, die Orte aufstöbern, an die Thiere häufig kommen, in der Hauptsache also die Stätten, wo sie fressen, saufen und Salz lecken.

Shiras suchte die Plätze, an denen sie während der Nacht blieben, weil diese enger begrenzt sind. Dann aber ist das Tageslicht auch zu unsicher, es kann sehr gut, aber auch sehr schlecht sein. In der Nacht konnte er dagegen mit Magnesium ein stets zuverlässiges Licht erzielen.

An einem geeigneten Orte stellte Shiras also photographische Apparate auf und machte sie am Boden sicher fest. Metallische Fäden wurden im Kraut oder im Schilfe versteckt und an einem Ende an einem im Boden steckenden Holzstück befestigt, während das andere mit einer Magnesiumlampe und dem Apparat, von dem es den Deckel abzieht, verbunden ist. Sobald nun ein Hirsch an den Faden stößt, wird ein elektrischer Strom ausgelöst, der das Magnesium entzündet und den Apparat in Funktion setzt.

Natürlich müssen die Apparate gut eingestellt sein, und es ist gut, gleich mehrere zu plaziren. Ein Blick auf die ausgezeichneten Photographien in der Weltausstellung zeigt die Art und Weise, wie sie erzielt sind. Das Licht kommt nicht von oben, sondern von unten und von der Seite. Die Rückenpartie der Thiere ist daher relativ dunkel, die Weichen und der Bauch dagegen in hellem Licht; daher sind auch die transparenten Bilder auf Glas besser, als die auf Papier. Shiras betreibt seine Liebhaberei, wie bemerkt, schon seit Jahren, und für ein gutes Cliché hat er oft deren hundert erhalten, die aus irgend einem Grunde nicht ganz gelungen waren.

Ein wissentschaftlich gebildeter Fremdenführer.

Ein Mitarbeiter schreibt der „Frankfurter Zeitung": Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Köln hatte ich gerade noch eine Stunde bis zum Abgang meines Zuges nach Belgien übrig und ich benutzte diese, um mir wieder einmal den majestätischen Dom anzusehen, wenn auch nur von außen. Als ich so dastand, gesellte sich ein freundlicher, älterer Mann zu mir, welcher den Habitus und die Insignien eines Dienstmannes trug. Er fragte mich in Vertrauen erweckender Weise: „Darf ich mer wohl erlaube, Ihne der Dom zu zaije?" Obwohl ich „der" Dom schon öfters gesehen hatte, konnte ich dieser freundlichen Offerte nicht widerstehen und willigte ein. Sofort nahm mein Führer eine offenbar für diesen Moment gebräuchliche Stellung ein, er spreizte die Beine etwas auseinander, warf den Kopf zurück, deutete mit der Hand nach oben und sagte mit Bedeutung:

„Dat is also de Dom!"

Dabei sah er mich forschend an und erwartete offenbar den bei Fremden unter diesen Umständen üblichen Ausdruck des Erstaunens und der Ehrfurcht auch auf meinem Gesichte zu finden. Da er sich aber hierin täuschte, wiederholte er, offenbar etwas deprimirt, mit etwas schwächerer Stimme:

„Dat is also, wie jesagt, de Dom."

Um dem armen Kerl das Spiel nicht zu verderben, richtete ich einige Fragen an ihn, indem ich begann:

„Wie hoch ist denn eigentlich der Dom?"

Antwort: „Ja — a — a, dat kanne ich Ihne jenaau nit sage — da obe, wo dat Kreuzche is, da is de höjeste Punkt, ich bin aber selber noch nich obe jewese — et is aber en jewaltige Höhe!"

Ich: „Ist der Dom schon lange gebaut?"

Antwort: „Ja, dat is schon eklig lang her, jenau kann ich Ihne nit sage, wie lang dat her is, aber (mit erhobener Stimme) die Baumeester aus der Zeeit sin nit mehr am Läebe!"

Ich: „Sagen Sie mir doch, was stellen alle diese Standbilder vor, die überall aufgestellt sind?"

Antwort: „Ja wisse se, det weeß eejentlich Niemand jenau. Et jibt Läut, die sage, dat wäre die zwölf Abostel, — et sinnere aber mehr als zwölf (mit plötzlicher Inspiration): — wahrscheinlich sind das die Baumeester aus der Zeeit!"

Ich: „Und sagen Sie mir noch dieses, mein Lieber, was bedeuten eigentlich alle diese Spitzchen und Thürmchen, die überall an dem „jewaltigen" Dom herausstehen?"

Antwort: „Ja — a — a, dat kann ich Ihne nit jenaau sage, dat is aber bei alle Döm so — dat muß so seein!"

Ich: „Sehr richtig! Nicht wahr, das Schiff geht —"

Antwort (unterbrechend): „Ja, wenn Se dat Schiffche nach Müllem noch fange wolle, da müsse Se sich eile und — apperopopo — jleich hier jejenüber jibt es de beste Obdekollonnje in ganz Köln und ich bekomme für meene Bemühunge zweei Mark!"

Ich versicherte dem guten Mann, indem ich ihm seine zwei Mark gab, daß ich nicht nach Mühlheim, sondern nach England fahren wolle, worauf er noch bemerkte: „Ja, wat sonst von reeiche Engeländer hierher jekomme is, das is jetzt Alles nach dem verfluchte Ding da in Affrikka jereeist un mir arme Kerls krieje jar nix mehr zu verdiene!"

Damit verschwand er, und ich ging zum Bahnhof mit dem beruhigenden Bewußtsein, endlich einmal eine gründliche und wissenschaftliche Belehrung über den Kölner Dom empfangen zu haben.

— Gutmüthig. — Köchin (zur Frau Amtsrichter, als die erwartete Beförderung des Herrn Amtsrichters ausblieb): Tröstens S' Ihna, Frau Amtsrichter, schauen S', mei Schatz hat auch fest drauf g'rechnet, daß er G'freiter wird und nix war's!

— Der Herbst des Lebens ist nur dann schön, wenn man da die Früchte des Lebensfrühlings ernten kann.

Der Spatzenkrieg.

Aus Berlin berichtet die „Freisinnige Zeitung": Einen Spatzenkrieg führt seit einger Zeit der Eisenbahnfiskus auf dem Schlesischen Bahnhof. Die Sperlinge haben sich nämlich über dem Bahnsteig A unter der Glasdecke zu Hunderten eingenistet, wodurch sie aber weder dem Bahnpersonal, noch dem Publikum einen besonderen Gefallen erwiesen haben; denn den Herren Spatzen ist es natürlich sehr schnuppe' ob sie die Zeichen ihrer irdischen Vergänglichkeit aus luftiger Höhe auf eine karmoisinrothe Dienstmütze oder auf einen grade stolz vorüberschaukelnden Zylinderhut herniedersausen lassen. Auch das einem solchen Attentat vorausgehende und folgende Triumph-Gezwitscher der gefiederten Gesellen wollte die undankbare Welt durchaus zu widerlichem Gepiepse und Gekreische stempeln. Die Sperlinge sollten also fort. Aber — wie? Hier konnte kein Kammerjäger helfen! Endlich griff man zu einem verzweifelten Mittel: man räucherte die Eindringlinge aus und half gleichzeitig mit dem armdicken Strahl einer großen Feuerspritze noch energisch nach. Dem vereinten Wirken von Feuer und Wasser vermochte schließlich selbst die Pomadigkeit der Sperlinge nicht Stand zu halten, und sie zogen — ein Haus weiter zu den Bahnsteigen B, C und D. Dies war natürlich noch schlimmer! Nach kurzer Zeit mußte die Feuerspritze wieder in Thätigkeit treten, die Sperlinge wurden zum zweiten Male exmittirt und zogen „hohnpiepsend" wieder zurück in ihr altes Domizil, den Bahnsteig A.

Finanzielles.



(Von Albert Weitze.)

Quabbe: Im Großen und Ganzen ist die Weltausstellung doch blos ein mittelmäßiger Erfolg!

Kulicke: Das ist riehmarkäbel, biekohs so männie krauned Hädds haben die Expositschen gewissitet; jetzt will auch noch der Tzahr von Ruschiä und der Kiehdeiw (Khedive) von Jedjipt einen Tripp nach Päris machen!

Lehmann: Und jar der Per-von Schasien, war da vom fernen Asien — Un' kauft for seinen Harem—Presenter ein mit Baarem. —

Charlie (der Wirth): Lehmann, mir graut vor Dir! Also auch noch Dichter!

Lehm.: Un' ob! Ick bewerbe mir bekanntlich in diesem Jahre um den „Schillerpreis".

Charlie: Na, bis Du den einsackst, könntest Du vielleicht als humoristischer Dichter beim Chef Kipley seinen „Daily Bulletin" Beschäftigung finden!

Grieshuber: Der Chef Kipley ist kein großer Freund von der Dichtung; dem wird bereits von seinen Untergebenen zuviel vorgedichtet! Der Zweck des „Daily Bulletin" ist der, daß er darin seinen Polizisten die Wahrheit und zwar gründlich sagen will.

Lehm.: Det läßt sich doch ooch in poetischer Form befummeln, natürlich müßte bet mit eine feineAnspielung uff die Police-Knippel, mit Knippel-Verse, wo bekanntlich davon ihren Namen haben, geschehen! Man muß ordentlich fiehlen, wie der Knippel dran fährt, so z. B. den Verweis, wo er in'n Ufftrag von die Civil-Service-Kommission den Hunt jejeben hat, würde ick so verarbeiten: — Jottverdammte Schweinerei! — So wat nennt sich Polizei! — Kerls, 6 Fuß und löwenstark — Bummeln 'rum in Hyde Park — Thuen nix und sehen nix — Nicht einmal die blinde Pigs — Nicht, wie Bier un Branntewein — Man vertilgt im „blinden Schwein!" Und die Bürger aus dem Ort, schreiben an mich fort und fort! Und die Zivil-Kommission, spuckt datselbeFeier schon! — Eurer Sünden Maß is vull, Nichts nutzt mehr Euch Euer Pull — Wird ein Schwein noch ufgespürt, werd't Ihr All' infam kassirt.

Alle (außer dem Wirth): Bravo! Hoch Lehmann! Der Lehmann ist ein Dichter!

Lehm. (sehr geschmeichelt): Danke erjebenst allerseits. Det war noch jar Nischt! — Die neie Verordnung, wonach die Coppers die Jungens, wo uff die Cars ruffspringen, arresten sollen, würde ick mit 'n antiken Verschmaaß verskandaliren oder skandiren, oder wie det heeßt. Paßt uff:

Jreise, o Schutzmann, den Bub', den zeitungsverkoofenden, welcher
Schnöden Jewinnes zulieb ruffspringt auf die sausende Streetcar,
Schrecken jaget er ein, der Verwejene, alternden Jungfrau'n,
Und wat det Schlimmste noch is, er betrieft den Kondukter um's Fahrjeld!

Charlie (der Wirth): Das thut's Lehmann! Vollständig! Sonst wenn das noch ein Bischen weitergeht, greift Dich die anjedichtete Polizei auf und bringt Dich nach dem Detention Hospital. Das ist ein dichter Platz für so 'nen Dichter.

Gr.: Aber keine 140 Dollar finden sie bei ihm. Wie ist die Geschichte doch abgelaufen? Hat sich das Geld wieder gefunden, das dem Arrestanten „aufjehoben wurde, oder hat's die Polizei ersetzt!"

Qu.: Die beiden Sergeanten, denen das Geld unglücklicherweise auf eine unerklärliche Art abhanden gekommen ist, haben es ersetzen müssen! Außerdem ist ihre Entlassung von der Untersuchungsbehörde beantragt worden. Daraus können Sie zur Genüge ersehen, meine Herren, mit welch' eiserner Strenge auch die geringsten Versehen unserer Polizei geahndet werden!

Kul.: Das is onlie for Schoh, biekohs, wenn die publik Indignäschen heih rönnt, feiern sie ein Koppel von die Häbblieber der Räskels, wo das Käsch von krähsie Piephels embesseln, oder wo Farmers in die Elle pullen und ihnen durch die Pockets gehen, wie der Polizist Breden es jemacht hat an'n Heimarkt.

Qu.: Die Sache liegt wohl so: Der Polizist hat den Farmer für einen Verbrecher gehalten und.......

Gr.: Ja, ja, darin sind die Herrn von der Polizei groß, jeden Menschen für einen Verbrecher zu halten. Die vierzehn, blutdürstigen Mafia-Italiener, die von Europa hier anlangten, um ihren Schwur zu erfüllen, „Jeder Einzelne wollte seinen Dolch dem Präsidenten ins Herz bohren", — haben sich als ganz unschuldige Dagos entpuppt, die Bannanas verkaufen, Zigarrenstummel suchen und den Affen tanzen lassen wollen. —

Leh.: Det stimmt. Ick habe schon oft so in meinem Innern jesagt: Die janze Attentäterei nitzt keenen Menschen nich', wie die Polizei. — Der Jemordete hat nischt davon und der Mörder ooch nischt, blos die Polizei schlägt ein Kapital für sich daraus un jenießt, um mit dem Dichter zu sprechen, „während sie mit Rache sucht, jemiethlich dieses Frevels Frucht." —

Quab.: Bei unsere Geheimpolizei ist aber die Anspielung auf das Herausschlagen eines Kapitals verfehlt. Ihr Chef hat in dieser Woche einen Ukas erlassen, nach dem kein Geheimpolizist auch nur einen Cent für geleistete Dienste annehmen darf.

Gr.: Ja, verbieten kann man viel, aber obs 'was hilft, das ist eine andere Frage. Der Superintendent vom Lincoln Park hat am letzten Samstag den Arbeitern auch untersagt, Kalkpfeifen zu rauchen und gestern hab' ich fünf dieser Leute mit den kurzen Stummeln im Park angetroffen!

Quab.: Ja, warum sollen sie denn nicht?

Gr.: Das weiß Niemand!

Leh.: Ick jlobe, der jute Mann hat 'n Spleen. Bei die Hitze —

Kul.: In meine Opinien ist der Riesen mähbieh, biekos der Schmohk könnte die Komplektschen von die Monkies speulen!

Lehm.: Kulicke, Du bist een Schlaukopp. Dir hätten se sollen mit die Philippinen-Kommission nach Manila schicken! Die leisten ooch „Eenijes".

Gr.: Ja, man sollte glauben, das wären Ehrenbürger von der Stadt Schilda. In allem Ernst berichten sie, daß sie jetzt auf den Inseln die „Civil Service" unter den Eingeborenen einführen wollen.

Qu.: Ist das nicht der beste Beweis, daß die Inseln beruhigt sind?

Lehm.: Det stimmt. Die Leutchen leben dort im tiefsten Frieden. Jrade wie die Chinesen!

Qu.: Sie brauchen die Sache gar nicht in's Lächerliche ziehen; was China anbetrifft, ist unsere Regierung gar nicht abgeneigt, in ehrenvoller Weise die Sache beizulegen. Natürlich müssen bei etwaigem Friedensschlusse bedeutende Kriegsentschädigungen . . .

Gr.: Dummheiten! Von Frieden schließen und Kriegsentschädigungen und so weiter jetzt schon zu reden! Damit die gelben Schufte Respekt kriegen, sollten sie erst ordentlich versohlt werden.

Lehm.: Det jeht nich! Det is 'n Ding der Unmöjlichkeit!

Gr.: Na, wieso? Nach und nach kriegen die vereinigten Mächte doch genug Truppen heran; der Waldersee geht hin . . .

Lehm.: Aber versohlen können die Mächte ihnen doch nich; die Chinesen loofen ja uff Filzschuhen 'rum!

Alle: Au! Au! Au! —

Lehm.: Nich wahr? Bei die Hitze noch Filzschuhe! Au! Meine Backe! Det brennt an die Fieße.

Gr.: Halt' doch ein mit Deinen Kindereien! — Also ich wünschte, die Chinesen würden fürchterlich gestraft. — Wenn unsere Regierung sich so zaghaft zeigt, da sind doch die Deutschen, die Russen, die Engländer . . .

Qu.: Den Engländern sind die Hände gebunden. Was wollen sie thun? Sie haben nur die Wahl, entweder mit den Buren unter leichten Bedingungen Frieden zu schließen und ihre Truppen nach China zu werfen, oder . . .

Lehm.: Wer die Wahl hat, hat die Qual — die Engländer haben sogar die Transwahl.

Gr.: Dry up! Du Fool!

Qu. (forfahrend): . . . oder sie müssen in China die untergeordnete Rolle, wie bisher, weiter spielen. Die Japaner, die mit unseren braven Truppen die meisten Kastanien aus dem Feuer geholt haben, werden durch russische Eifersucht gehindert werden, ihre glänzenden Siege weiter zu verfolgen.

Lehm.: Ja, die Russen, det is 'ne eifersüchtije Sorte. Die firchten, det 'n Splitterchen bei die Abhackung von den China-Boom die Japaner in't Ooje fliejen könnte und haben doch schon seit Anno Tobak immer den Balkan selbst in't Ooje jehabt.

Gr.: Wo Du Quasselfritze bist, kann man kein vernünftiges Gespräch führen. Du bist ja der reinste Akronit.

Lehm.: Wat! Akronit? — Det jibt's ja jar nich! Du meenst wohl Akonit oder Aquavit?

Gr.: Nein, Akronit. Das ist die neueste Bezeichnung für „Störenfried".

Kul.: Biekos die Piehpels in Akron sind södsch Rebbells.

Qu.: Akron und Canton sind die hauptsächlichsten Städte in dem Bezirk, den unser verehrter Präsident früher als Congreßmann vertreten! —

Kul.: Die Riehpräsentäschen von die unsicheren Cantonisten und die riehbelliös Akroniten mag ihm auch die Eidiä suggestet haben, die Riehpräsentäschen von die weild Piehpels auf die Philippin-Eiländs, wie die Sulus, vor die Welt als Präsident auf sich zu nehmen.

Charlie (der Wirth): Na, Du mußt es ja wissen. Wie wär's aber mit der „Eidiä", wenn Ihr endlich anfingt zu spielen?

Gr.: Loß dafür! — Charlie, na, dann bring' die Karten!

Für die Küche.

— Straßburger Gänseleber-Pastete. Je weißer und fetter die Lebern, desto besser wird die Pastete. Auf eine derselben von mittlerer Größe nehme man 2 große Gänselebern, 1 Pfund mageres Schweinefleisch, 1 Pfund Schweinefett (Blume) und 1 Pfund Trüffeln. Die Lebern werden in Stücke geschnitten, die Trüffeln gereinigt, mit Salz und weißem Pfeffer bestreut und in die Leber gesteckt. Dann macht man von dem Schweinefleisch und Fett nebst den Abfällen der Lebern, alles möglichst fein gehackt und mit Pfeffer und Salz gewürzt, eine Farce, streicht sie durch ein Sieb, damit sie ganz fein werde, und legt nun die mit Salz bestreuten Lebern abwechselnd mit Farce und Trüffeln in einen Pastetentopf recht fest eingeschichtet. Darauf wird die Pastete 2—2½ Stunden in einem mäßig heißen Ofen gebacken, und wenn man sie länger aufzubewahren wünscht, mit weiß ausgelassenem Schweinefett übergossen.

— Beefsteak-Pudding. Man legt ein Puddinggeschirr mit einem einfachen Teig von fein gehacktem Nierenfett und Mehl, mit Wasser angemengt, aus, den man nur einmal in der Dicke eines Zolles ausrollt; schneidet ein Pfund Roundsteak in kleine Stücke, die man mit Mehl, Salz und Pfeffer bestreut, hackt eine kleine Zwiebel fein und legt dies in das Geschirr mit dem Teig. Dann gibt man eine Tasse Wasser dazu, deckt es mit einem Stück von dem ausgerollten Teig zu, den man zurückbehalten hat und den man fest um den oberen Rand der Backschüssel drückt. Die Schüssel, in welcher die Speise auf den Tisch gebracht wird (am Besten von gelber oder brauner irdener Waare), stellt man in einer mit Wasser gefüllten Pfanne in den Backofen, gießt Wasser nach, wenn nöthig, und läßt die Speise 2½ Stunde backen.

— Pasteten von Midder (Kalbsmilch). Auf 4—5 Personen rechnet man ein Kalbsmidder. Dieses wird mit kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt, wenn es warm geworden ist, in kaltes Wasser gelegt, die Haut abgezogen, mit einigen Schalotten in Butter gebraten, fein gehackt, mit etwas in kalter Bouillon oder Wasser ausgedrücktem Weißbrot, 3 Eiern, wovon die Hälfte des Eiweißes zuSchaum geschlagen wird, Zitronen, einem reichlichen Stück frischer, zu Sahne gerührter Butter und nach Belieben mit einigen gereinigten und gehackten Sardellen gut durchgerührt. Auch kann man einige Austern mit ihrer Brühe hinzufügen. Die Füllung wird vor dem Backen in die Pastetchen gegeben und diese gebacken.

— Schmackhafte Kalbfleisch-Pastetchen. Hierzu hacke man ein Stückchen kalten Kalbsbraten ganz fein, würze es mit Muskat und Salz, rühre es über Feuer mit einem reichlichen Stück Krebsbutter, oder in deren Ermangelung mit frischer Butter und etwas guter Bratenbrühe oder Bouillon zu einer ziemlich dicken Farce, welche man nachdem sie vom Feuer genommen, mit einem Eidotter abrührt. Wenn Krebsbutter fehlt, so kann man zuletzt etwas feingehackte Petersilie hinzurühren; bei Anwendung der ersteren aber bleibt die Petersilie fort. Hiervon wird jedesmal ein Theelöffel voll recht heiß in eingebackene Pastetchen gefüllt.

— Spiegel-Eier mit saurer Sauce. Man richte eine Schüssel mit gebackenen Spiegel-Eiern an und fülle folgende Sauce darüber: Auf 4 Personen etwa 2 Eier, 1 stark gehäufter Theelöffel Mehl, 1 große Obertasse Wasser, Essig nach Geschmack und so viel Zucker, daß der Essig gemildert wird. Dies alles wird bis zum Aufkochen gerührt, ½ Ei dick Butter durchgemischt, über die heißen Eier angerichtet und die Schüssel einige Minuten zugedeckt auf eine heiße Platte gestellt.

— Eier mit Senfsauce. Frische Eier werden weich gekocht, abgeschält, der Länge nach glatt durchgeschnitten, in eine Schüssel, die offene Seite nach oben, gelegt und mit sehr wenig feingemachtem Salz bestreut. Es wird eine Senfsauce darüber gegeben. — Dies Gericht kann Abends warm als Zwischengericht, auch kalt zum Fleisch und Butterbrot gegeben werden.

— Eier in Tomaten-Sauce. Man dämpfe eine halbe Kanne Tomaten, oder 6—8 frische, mit einer feingeschnittenen Zwiebel etwa 10 Minuten. Die frischen bedürfen längere Zeit, salze und pfeffere sie gut. Schlage 6 Eier vorsichtig in eine Schüssel, damit sie ganz bleiben, und gebe sie zu den Tomaten. Hebe das Weiße der Eier sorgfältig mit einer Gabel in die Höhe, bis es fest wird, sodann durchsteche man das Gelbe, daß es sich mit den Tomaten und dem Weißen der Eier vermischt. Es muß ziemlich weiß bleiben. Serviere mit gerösteten Weißbrotschnitten.

— Ersatz für sauren Rahm. An viele Speisen, zum Beispiel Bratensaucen, Suppen und dergleichen braucht man, zur Erhöhung des Wohlgeschmackes, etwas saure Sahne (Rahm); aber nicht immer hat man denselben zur Hand, besonders in der Stadt. Man kann sich da vortrefflich folgendermaßen helfen: Einige Eßlöffel Milch, ein Kaffeelöffelchen voll Essig und ein Schnittchen Butter werden gut verquirlt und ein wenig Mehl dazu gerührt. So entsteht eine sämige Sauce, welche die saure Sahne völlig ersetzt. In Folge guter Erfahrungen ist dieses Hilfsmittelchen jeder Hausfrau vorkommenden Falles nur zu empfehlen, da es sie aus mancher Verlegenheit retten kann.

— Kräuterbutter. Man nimmt einen Eßlöffel feingehackte Petersilie, Schalotten und Kerbel, mischt es mit einem Viertel Pfund frischer, abgeklärter und weichgeriebener Butter, gibt den Saft einer Zitrone und etwas Salz, Pfeffer und Muskatnuß dazu. Diese Butter ist hauptsächlich als Beigabe zu Beefsteaks geeignet.

Die theure Häuslichkeit.

Bei Registrator Sparmanns steht seit einiger Zeit dasBarometer auf veränderlich, und das ist ein höchst ungemüthlicher Ausnahmezustand. Früher strahlte die Sonne am Familienhimmel, die rundliche, gutmüthige Frau Registrator, in ungetrübtem Glanz. Der erste Schatten verdunkelte sie im letzten Winter.

„Es scheint doch, als ob wir einen recht schlechten Griff mit unserer neuen Wohnung gethan haben," bemerkte eines Tages der Herr Registrator, „die Zimmer sind viel kälter als in der andern, sie heizen sich schlecht."

„O nein", widerlegt sein Frauchen mit einem elegischen Seufzer. „Die Feuerung ist nur unvernünftig theuer geworden — wir müssen sparen."

„Aber doch nicht auf Kosten unserer Gesundheit, liebes Kind."

„Nun, dann gib mir bitte fünf Mark Wirthschaftsgeld monatlich mehr zur Anschaffung der Kohlen."

Der Herr Registrator schloß schnell die Lippen und fror weiter. Wenn er am Schreibtisch saß, zog er sich Filzschuhe an und legte eine Reisedecke um die Knie; das schützte wenigstens die Beine vor dem Rheumatismus, der sich dafür in den Schultern festsetzte. Sein jüngster Sprößling erfror sich die Finger, der ältere wurde den Husten den ganzen Winter hindurch nicht los — die Frau Registrator vertilgte unglaubliche Mengen heißen Kaffees, und der Herr Gemahl legte die verweigerten 5 Mark gewissenhaft in Grog und Punsch an.

Um dieselbe Zeit etwa stieg eine neue Wolke drohend am Familienhimmel auf. Die Frau Registrator fing plötzlich an, des Herrn Gemahls langes Lesen am Abend anstößig zu finden. Das sei ungesund und verderbe die Augen; er möge lieber am Mittag, statt zu schlafen, lesen und dafür Abends zeitiger zu Bett gehen. Der Registrator wies ein solches Ansinnen mit Entrüstung zurück, und eines Morgens, als seine liebe Frau wie gewöhnlich vorwurfsvoll konstatirte: „Du hast wieder bis nach 12 Uhr gelesen, das Petroleum in der Lampe ist rein ausgebrannt!" da war er so unvorsichtig, in aller Bescheidenheit etwas von unerwünschter Bevormundung fallen zu lassen.

„Mein lieber Mann", sagte spitz die Frau Registrator, „meinetwegen könntest Du bis zum Morgen lesen, wenn Du nur eine Extrasumme zur Anschaffung von Petroleum demWirthschaftsgelde beifügen wolltest. Das Petroleum ist um 2 bis 3 Pfg. das Liter gestiegen — das summirt!"

Also daher die plötzlich erwachte Besorgniß um des theurenGatten gefährdete Gesundheit! Der Registrator bewilligte schon aus Indignation keinen Zuschuß, und die Folge davon war, daß seine Lampe fortan nur mit einer bis 11 Uhr reichenden Füllung versehen wurde.

Zum April kam ein erneuter Ansturm auf des Gemahls Börse. Das Mädchen hatte als Bedingung für sein ferneres Bleiben eine Lohnerhöhung von 20 Mark jährlich verlangt. „Sie bekommen es ja alle!" Des Registrators Charakter war inzwischen schon so weit verhärtet, daß er in dieser Anzapfung nur eine ganz gemeine List seiner Frau zur Erlangung eines erhöhten Wirthschaftsgeldes witterte, und er erklärte sich kalt lächelnd für insolvent. Die Frau behauptete, bei der allgemeinen Vertheuerung aller Bedürfnisse den erhöhten Lohn nicht zahlen zu können, das alte, eingearbeitete Mädchen wurde entlassen und ein junges unerfahrenes Ding genommen, das alle Tage das Essen anbrenen ließ und bei seinem Wachsthum unheimliche Riesenportionen von allem zu erlangenden Eß- und Trinkbaren verschlang.

Kürzlich bemerkte nun der Herr Registrator am Halse seines Sohnes einen . . . Gummikragen. — Wenn er etwas haßt, so ist es Gummiwäsche.

„Was bedeutet das?" fragt er ahnungsschwer.

„Ja, denke nur", ruft die Gattin im Tone höchster Entrüstung, „nun ist auch noch die Plätterin theurer geworden! — Du mußt Dich jetzt auch ein bischen mit der Wäsche einrichten, lieber Mann, 3 reine Kragen in der Woche sind genug, und wenn Du Deine Manschetten acht Tage auf der einen, die anderen acht Tage auf der anderen. . ."

„Frau", fährt er auf, „bist Du denn vom Geizteufel besessen?"

„Daß ich nicht wüßte", ruft sie mit zuckenden Lippen, „Du hörst ja, alles ist theurer geworden, alles: Feuerung, Petroleum, Lohn, Plätten, Waschen demnächst kommt die Milch an die Reihe, dazu die hohen Fleischpreise etc. . . . Nun, wenn Du erst für das Bier mehr wirst zahlen müssen, dann wirst Du ja selber empfinden, wie das thut!"

Er knickt zusammen, seine Frau hat ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen . . . das Bier . . . das Bier! Er liebt gar zu sehr ein gutes Schöppchen, und wenn auch diesmal noch die versuchte Preiserhöhung des Pilsener gescheitert war, wer steht dafür, daß nicht demnächst ein neues heimtückisches Attentat der „vereinigten" Brauer mit mehr Erfolg in Szene gesetzt werden könnte? . . . Wenn alles theurer wird, muß ja natürlich auch das Bier theurer werden. Das ist eine Schraube ohne Ende! Er stöhnt leise auf: Plättfrau, Petroleummann, Milchmädchen und Kohlenmann sind ihm bis jetzt höchst gleichgiltige Persönlichkeiten gewesen, nun aber hat sie vorahnende Besorgniß plötzlich in den Kreis seiner Beachtung gerückt.

Er beginnt, die Kümmernisse seiner kleinen Frau zu verstehen.

„Du weißt recht gut, daß ich sparsam zu wirthschaften vermag," fährt sie in ihrem Lamento fort, „aber was zu viel ist, ist zu viel — ich kann mit dem Wirthschaftsgeld nicht mehr auskommen" . . . und sie bricht in Thränen aus. „Ich kann es wirklich nicht, ich habe schon auf das Sommerkleid und den neuen Hut verzichtet, aber Du weißt ja, wie das ist, wenn man ein Jahr nichts anschafft, muß man es im nächsten doppelt thun . . . Du mußt mir den Ausgabeetat erhöhen!"

Er ist gerührt und völlig überzeugt, aber das Wirthschaftsgeld erhöhen — er kratzt sich hinter den Ohren. „Ja, liebes Weib, das ist alles recht schön," sagt er ganz sanft und ergeben, „ich würde ja auch von Herzen gern Deinen Wunsch erfüllen, aber mein Gehalt kümmert sich leider nicht im Geringsten um das Sinken und Steigen der Preise — ich erhalte heute nicht mehr, als ich gestern erhielt, und Du weißt ja auch, daß jeder Pfennig genau vertheilt ist."

„Die Behörde muß Euch mehr bezahlen," zürnte sie, „jetzt, da alles theuer ist, könnt Ihr es verlangen. Sind wir Beamten denn schlechter als Töpfer, Tischler, Maurer, die Angestellten der Pferdebahn, die Plätterinnen und Dienstboten? Sie alle haben eine Lohnerhöhung erhalten."

„Ja, liebes Kind, das ist doch etwas ganz anderes, die haben sich eben einfach zusammengethan und eine Lohnerhöhung erzwungen. Sie haben ihre Forderungen gestellt, und da diese zum Theil sehr gerechtfertigt waren und man ohne die Leute auch nicht fertig werden kann, so hat man ihnen ihre Ansprüche erfüllt. Wir Beamten müssen warten, bis die Behörde von selber . . . ."

„Da könnt Ihr lange warten!" unterbricht sie ihn. „Warum thut Ihr Euch nicht auch zusammen, warum stellt Ihr nicht auch Eure gerechtenForderungen? Kann man denn etwa ohne Euch fertig werden?"

Er ist aufgesprungen und hält ihr entsetzt den Mund zu. „Frau, bist Du des Teufels? — Das ist Auffässigkeit, Ungehorsam, Rebellion — Revolution! Das geht gegen den Diensteid! Wir uns zusammen . . . thun?"

Sie macht sich resolut von seiner Hand frei. „Pah, ich habe nichts geschworen, und was könnte uns wohl passiren, wenn . . ."

„Oh — nichts! Wir würden im „Interesse des Dienstes" blos ein bischen nach Kaukehmen oder Tirschtiegel oder Opaleniza versetzt werden."

„Still — still!" ruft sie, sich die Ohren zuhaltend; sie ist ganz blaß vor Schrecken geworden. Seitdem klagt die Frau Registrator nicht mehr.

— Fatale Zerstreutheit. — Bekannter: „Wie, Ihre Schwiegermutter ist schon wieder hier? Vor drei Tagen ist sie doch erst nach Hause gefahren!" — Professor: „Denken Sie sich mein Pech: in der Zerstreutheit habe ich ihr nämlich eine — Rückfahrkarte gelöst!"

— Berichtigung. — Richter: „Sie sollen einer internationalen Gaunerbande angehören mit dem Hauptsitze in Brüssel?" — Gauner: „Bitte, Herr Rath, in London; in Brüssel haben wir nur eine Filiale."

Der Sonntag als Attentatstag.

Anläßlich des Attentats auf König Humbert weist ein französisches Blatt darauf hin, daß alle Attentate der letzten Jahre im Hochsommer und alle an einem Sonntag begangen worden sind. Carnot, Canovas del Castillo, die Kaiserin von Oesterreich und König Humbert wurden an Sonntagen ermordet. Das ist allerdings ein merkwürdiger Zufall, aber es dürften sich kaum besondere Schlüsse daraus ziehen lassen.

— Man kann ein Dutzend Duzfreunde und doch keinen Freund besitzen.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Der Direktor der Berlin-Neuendorfer Aktien-Spinnerei, Emil Langmann, ist nach kurzer Krankheit zu Neuendorf bei Potsdam im 57. Lebensjahre gestorben. — Wegen Verdachts des betrügerischen Bankerotts ist der in Zahlungsstockung gerathene Schweine-Engros-Schlächtermeister Hermann Graf verhaftet worden. — In Untersuchungshaft genommen ist wegen Betruges und Unterschlagung der frühere Inhaber und Direktor der Reflektorenfabrik Otto Schumann, G. m. b. H., in der Reichenbergerstraße 160, Paul Adolph. — Bei der Firma Duisberg & Co., Bijouteriewaaren-Fabrik, Köpenickerstraße 133, hat ein vierfaches Arbeiter-Jubiläum stattgefunden. Fräulein Marie Greulich, August Stein, Wilhelm Rackete und Gustav Ewald sind seit 25 Jahren ohne Unterbrechung in der Fabrik thätig gewesen. Vom Chef der Firma sowie vom Personal wurden die Jubilare mit reichen Geld- und Werthgeschenken bedacht. — Unglückliche Liebe war die Ursache, die die 28 Jahre alte Schneiderin Marie Juhze aus der Schönleinstraße 21 veranlaßte, ihrem Dasein durch einen Sprung in's Wasser ein Ende zu machen. — Verschmähte Liebe drückte dem Tischler Adolph Schneeweiß den Revolver in die Hand, mit welchem er die 16jährige Tochter Elise des Grünkramhändlers Gottlieb Gleißert in der Friedrichstraße 77, infolge ihrer Ablehnung, sich mit ihm zu verloben, an der Hüfte, den herbeieilenden Vater am Halse verletzte, und sich selbst den Tod gab. — Ueberfahren und getödtet wurde die 6jährige Tochter des Pförtners Gielow, Spandauerstraße 7, von einem Omnibus. — Beim Abwaschen des Schornsteins der im Bau befindlichen Volksbadeanstalt, Bärwaldstraße 64, brach ein Theil des anscheinend nicht genügend befestigten Gerüstes zusammen, so daß die darauf beschäftigten Maurer Wenzel Reminger und Josef Brich aus der Höhe von etwa 15 Metern herabstürzten und schwer verletzt wurden. Reminger, ein Oesterreicher, verschied nach wenigen Minuten. — Beim Baden ertrunken ist der 16 Jahre alte Arbeitsbursche Franz Graf aus der Adolfstraße 22, der in einer Luxuspapierfabrik beschäftigt war.

Arnswalde. Unter dem Verdachte der Hochstapelei wurde der frühere Hotelbedienstete Max Stahnke aus Berlin verhaftet. Er hatte sich unter dem Namen eines Rittergutsbesitzers v. Puttkamer in einem hiesigen Hotel einlogirt.

Charlottenburg. Gymnasialdirektor a. D. Arnold Reuscher ist im 72. Lebensjahre hier gestorben. Er leitete bis vor wenigen Jahren das Gymnasium in Stolp in Pommern.

Großbeeren. Im 71. Lebensjahre starb der Gemeindevorsteher Gutsbesitzer Paul. Er hat viele Jahre lang an der Spitze der Gemeinde gestanden, um deren Aufblühen er sich sehr verdient gemacht hat.

Potsdam. Erhängt hat sich in einem Zimmer des Eisenbahn-Hotels der schon ältere Reisende Schmiedel aus Berlin.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Im Warger See ertranken bei einem Ausfluge des Gesangvereins „Kornblume" der Glasermeister Duschinsky und sein Sohn.

Lyck. Wegen betrügerischen Bankerotts erhielt der Kaufmann Isidor Salinger aus Röffel 2 und wegen Betrugs der mitangeklagte Geschäftsgehilfe Sally Isaak 1½ Jahre Gefängniß.

Mehlsack. Dem Schuhmachergesellen Franz Hippler hat der Regierungspräsident für die bei der Rettung eines Mädchens beim Brande des Kaufmann Rohn'schen Hauses bewiesene Entschlossenheit eine Geldprämie von 30 Mark bewilligt. — Schneidermeister Triebel beging sein 50jähriges Bürgerjubiläum.

Tilsit. Das verstorbene Fräulein Maurischat hat der Stadt ihr Vermögen im Betrage von etwa 75,000 Mark vermacht. — Besitzer Ludwig Stöllger und seine Ehefrau Elske, geb. Josupeit, waren angeklagt, den Versuch gemacht zu haben, den Altsitzer Josupeit, den Vater der Frau Stöllger, durch Arsenik zu vergiften, um die Belastung des Grundstücks mit dem Altentheil aufzuheben. Das Urtheil lautete auf je 10 Jahre Zuchthaus. — In Concurs gerieth Kaufmann Karl Feldkeller.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Sein 50jähriges Dienstjubiläum beging der im 65. Lebensjahr stehende Verwalter der Hauptkasse der Marienburg-Mlawkaer Eisenbahn, Heinrich. — Ueber den Eigenthümer Reinhold v. Domroese aus Glabau, der wegen starker Verschuldung sein Besitzthum in Brand gesteckt hatte, um sich die Versicherungssumme zu verschaffen, wurde eine 4jährige Zuchthausstrafe verhängt.

Briesen. In zorniger Aufwallung über Rohheiten, welche seine Tochter durch ihren Ehemann, den trunksüchtigen Arbeiter Sandowski, zu erdulden hatte, erstach Schuhmacher Saß seinen Schwiegersohn.

Dt. Krone. Der Sohn des Hausdieners Mielke hatte sich eine Patrone zu verschaffen gewußt. Plötzlich explodirte das Geschoß in der Hand des Knaben und brachte ihm eine schwere Verletzung bei.

Graudenz. Als die Urheber der Waldbrände, die in der letzten Zeit im Graudenzer Stadtwalde entstanden und erheblichen Schaden anrichteten, ermittelte der Schutzmann Schiffner die Schulknaben Dombrowski und Paul Hochhäuser.

Thorn. Der aus Delitzsch gebürtige Unterofficier Karl Neunachbar von der 2. Compagnie des Infanterie-Regiments 21 hat seinen Truppentheil ohne Urlaub verlassen und wird als fahnenflüchtig verfolgt.

Provinz Pommern.

Stettin. Der Oberstaatsanwalt für die Provinz Pommern, Geh. Ober-Justizrath Dr. Dalcke, ist im 72. Lebensjahre gestorben. — In dem Hinterraum des Möbelmagazins von Kircher, Schuhstraße 29, kam ein Feuer zum Ausbruch, das, obgleich es bald gelöscht werden konnte, doch erheblichen Schaden anrichtete.

Bütow. In der Nähe des neuerbauten Bahnhofes spielten der achtjährige Heinrich Albrecht und dessen zwölfjährige Schwester, indem sie auf eine Lowry kletterten. Plötzlich kam die Lowry in's Rollen, der achtjährige Knabe fiel herunter und brach das Genick.

Lupow. Mehrere Nebengebäude des Besitzers Leopold Neumann fielen einem Brande zum Opfer.

Repzin. Während der 18jährige Sohn des Rentengutsantheil-Besitzers Bretzke, auf den Zugbaum des Roßwerks gestützt, hinter einem Pferde herging, schlug dasselbe aus und traf den jungen Mann so unglücklich an den Kopf, daß die Ueberführung in das Krankenhaus zu Schivelbein vorgenommen werden mußte.

Rügenwalde. In Krolowerstrand brannte das Gehöft der Fischhändlerin Wittwe Riehn, bestehend aus Wohnhaus, Stallung, Scheune, Thorzimmer und Torfschuppen, nieder, ebenso ein Stallgebäude der Wittwe Scheil.

Züllchow. Als die neunjährige Johanna Kraut mit einer Glasflasche, von Jungen gejagt, über die Straße lief, fiel sie so unglücklich, daß das Glas der zertrümmerten Flasche ihr tief in die Brust drang. Das Kind schwebt in Lebensgefahr.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Die goldene Ehejubiläumsmedaille überreichte der Hauptpastor Schmidt dem Fabrikmeister Meyer, der mit seiner Gattin die goldene Hochzeit feierte. Beide Eheleute erfreuen sich großr Rüstigkeit. — Beim Spielen fiel der 9jährige Sohn des Revisionsassistenten Lindner in die Elbe. Der Knabe konnte zwar noch lebend aus dem Wasser gezogen werden, doch verstarb er bald darauf an den Folgen des Unfalls.

Lockstedt. Vom Commando der 2. Abtheilung des Holstein. Feldartillerie-Regiments No. 24 wird Kanonier Fritz Rebschläger, der im Alter von 22 Jahren steht und aus Stettin gebürtig ist, wegen Verdachts der Fahnenflucht steckbrieflich verfolgt.

Neumünster. Der 11jährige Sohn des Schneidermeisters Johannes Reimers rettete seine in die Aue gefallene kleine Schwester vom Tode des Ertrinkens.

Schenefeld. Auf dem Sophienthaler Moor wurde der Arbeiter J. Andersen vom Blitz erschlagen.

Todendorf. Dem Säger Willhöfft brannte das Wohnhaus nieder.

Provinz Schlesien.

Kattowitz. Der auf der Falvahütte beschäftigte Werkarbeiter Zock ermordete aus Eifersucht seine Ehefrau durch Axtschläge auf den Kopf. Der Mörder hat sich selbst gestellt.

Kauffung. Für 40jährige treue Dienste hat die Kaiserin der Bezirkshebamme Ernestine Gebauer eine goldene Broche verliehen. — Schwere Verletzungen erlitt das 4jährige Kind des Arbeiters Neumann, das von einem Radfahrer umgerannt wurde.

Klein-Kreidel. Bei der Heuernte wurde die Magd Anna Still von einer Kreuzotter in den Fuß gebissen. Es trat darauf Blutvergiftung ein, so daß die Bedauernswerthe in's Krankenhaus überführt werden mußte, wo sie schwer darnieder liegt.

Kosel. Die große Papierfabrik von Gebrüder Gregor & Co. ist in Flammen aufgegangen; nur das Kesselhaus und die Maschinenanlagen konnten gerettet werden.

Glogau. Musketier Sebaßka von der 2. Compagnie des Infanterie-Regiments No. 58 ist wegen des in der Nacht zum 19. Mai d. J. an der 32jährigen Dienstmagd Apollonia Wosniak begangenen Mordes vom hiesigen Kriegsgericht zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.

Görlitz. Bahnwärter Berndt aus Rauschwalde gerieth unter einen Schnellzug und fand den Tod. Der Bedauernswerthe hinterläßt Frau und sieben Kinder.

Provinz Posen.

Ostrow. Nach dreitägiger Verhandlung verurtheilte das Schwurgericht den Gutsbesitzer Dolata wegen Mordes zum Tode. Dolata hatte am zweiten Osterfeiertage den Knecht Ponitka, der gegen ihn in einem Processe als Zeuge auftreten sollte, betrunken gemacht, ihn mit Spiritus begossen und dann angezündet, so daß Ponitka einen qualvollen Tod fand. — Der frühere Vollziehungsbeamte Fiedler am Amtsgericht in Adelnau erhielt wegen Unterschlagung amtlicher Gelder drei Monate Gefängniß.

Popowo. In der Scheune des Wirthschaftsbesitzers Eduard Helmchen brach Feuer aus, welches sich in kurzer Zeit auf ein Stallgebäude und das Wohnhaus verbreitete. Sämmtliche Gebäude brannten nieder. Das Vieh ist gerettet.

Tirschtiegel. Eigenthümer Engelmann aus Lewitzhauland stürzte beim Anziehen der Pferde von seinem mit Möbeln schwer beladenen Wagen. Die Räder quetschten ihm den Brustkasten; außerdem erlitt er eine Gehirnerschütterung und noch andere schwere Verletzungen, so daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Kowalewo. Nach jahrelangen Bemühungen gelang es dem Gutsbesitzer Gay hierselbst, den berüchtigtsten Wilddieb unserer Gegend, Janiak aus Ran-Dorf, beim Wildern auf dem Raner Jagdgelände abzufassen. Bei der Festnahme fand zwischen Gay und dem Janiak ein heftiger Kampf um Janiaks Gewehr statt; da Hülfe herbeikam, wurde der Wilderer gezwungen, die mit zwei Postenpatronen geladene Centralfeuerdoppelflinte herauszugeben.

Meseritz. Ertrunken ist der 27jährige Sohn des Besitzers Klemt in Hochwalde.

Provinz Sachsen.

Erfurt. Der Firma F. L. Seifert (Gartenstraße) feierte das Fest ihres 50-jährigen Bestehens; gleichzeitig konnten zwei Arbeiter der Firma, Karl Voigt und Gustav Kästner, das Jubiläum einer 25-jährigen treuen ununterbrochenen Arbeit im Dienste der Firma begehen. — Wegen Sittlichkeitsvergehens traf den Arbeiter Karl Geßner aus Ilversgehofen eine Zuchthausstrafe von einem Jahr.

Fährendorf. Dem Fischermeister August Birnstiel ist anläßlich eines besonderen Falles jetzt die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden. Der Wackere hat bisher nicht weniger als zwanzig Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet.

Heiligenstadt. Die Brandstifter von Breitenworbis, der 15 Jahre alte verwahrloste Hermann Kachel und der 12 Jahre alte Jacob Mönneckes, wurden zu 3 Jahren und 6 Monaten, bezw. einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

Straßfurt. Im Kohlenschacht Löderburg sind die Arbeiter Otto und Jung verschüttet worden.

Wittenberg. Lehrer Winnigt wurde wegen Sittlichkeitsvergehen, verübt an Zöglingen des Pretz'schen Militärwaisenhauses zu 2½jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Geheime Regierungsrath Wilhelm Keck, Professor an der Technischen Hochschule, ist nach kurzer Krankheit gestorben. — Branddirector Reichel aus Altona wurde zum Director der hiesigen Feuerwehr gewählt.

Aurich. Durch Blitzschlag in Brand gesetzt und eingeäschert wurde die Windmühle des J. Peters zu Riepster-Hammrich; nur die Umfassungsmauern blieben stehen.

Celle. Im benachbarten Altenhagen erschlug der Blitz ein 16-jähriges Mädchen Namens Wichmann, gebürtig aus Celle. Dasselbe war mit zwei anderen Mädchen vom Heumachen gekommen.

Duderstadt. Am Hitzschlag verstarb hier der Postschaffner Schwedhelm aus Berlin, der sich hier mit Familie zur Erholung aufhielt.

Hoya. Der 17-jährige Dienstknecht Hermann Schmidt in Magelsen wurde vom Hitzschlage betroffen und starb kurz darauf.

Osterode. In der Nähe des Dorfes Badenhausen ist die Leiche des Maurers O. Brinkmann aus Badenhausen aufgefunden worden. Der erst im 28. Jahre stehende Mann hatte sich erhängt.

Stade. Der Maurer Heinrich Behrens wurde in Bassenfleth bei der Arbeit vom Blitz erschlagen.

Provinz Westfalen.

Beckum. Im Wortstreite erstach der Tscheche Kutscherer im benachbarten Ennigerloh den 32-jährigen Arbeiter Severin von hier mit einer Mistgabel.

Brilon. Schieferdecker August Ernst stürzte von einem Neubau; der Bedauernswerthe war sofort eine Leiche.

Lüdinghausen. Auf der Ziegelei von C. Muß und Tomsen gerieth der dort beschäftigte jugendliche Arbeiter Meier mit dem linken Fuß unter die Räder eines Lowry. Der Fuß mußte im Krankenhause abgenommen werden.

Recklinghausen. Ueber die hiesige Gegend ging eine Windhose nieder und richtete große Verheerungen an. Zahlreiche Häuser wurden abgedeckt, dicke Bäume geknickt; das anläßlich des Schützenfestes errichtete Schützenzelt wurde vollständig niedergelegt und seine Insassen unter den Trümmern begraben. Zahlreiche Personen wurden verletzt und größtentheils in das Krankenhaus gebracht, wo bereits einer gestorben ist. Die Ortschaft Oer hat ebenfalls sehr gelitten, viele Menschen sind dort verletzt worden.

Rheinprovinz.

Düsseldorf. Hier erschoß der Apotheker Roth aus Aachem in einem Hotel seine Geliebte, eine junge Schauspielerin, dann sich selbst. — Die hiesige Strafkammer verurtheilte den Polizeisergeanten Adolf Wolter aus Gernsheim wegen Amtsmißbrauches zu 75 Mark Geldstrafe.

Duisburg. Verhaftet wurde der frühere Prokurist der Duisburg-Ruhrorter Bank, Karl Rosier, der nach bedeutenden Unterschlagungen flüchtig geworden war.

Elberfeld. Einer der berüchtigtsten und gefährlichsten Einbrecher, der vielfach vorbestrafte Schneider Joh. Hübner von hier, wurde von der hiesigen Strafkammer wegen mehrerer schwerer Einbruchsdiebstähle zu zwölf Jahren Zuchthaus und 300 Mark Geldstrafe verurtheilt.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Hier ist der verdienstvolle hessische Schriftsteller und Dichter Ludwig Mohr im 68. Lebensjahr gestorben. Homburger von Geburt, hing er mit großer Liebe an der hessischen Heimath. Als Erzähler und Balladendichter hat er sich einen geachteten Namen gemacht.

Biedenkopf. Im benachbarten Hatafeld wurde der Schäfer Bäumer vom Blitz getödtet.

Brottende. In dem beim Brande von 1895 verschonten Ortstheil brach in der Wirthschaft „Zum Adler" Großfeuer aus, das drei Anwesen vernichtete.

Fulda. Hülfs-Lademeister Konstantin Krönung ist von einem Güterzuge überfahren und zermalmt worden.

Henthen. Die 23-jährige Marie Voigt aus Küllstedt hatte bei dem Schützenfest dahier eben zu tanzen angefangen, als sie plötzlich von einem Unwohlsein befallen wurde und zusammenstürzte, während ein Blutstrom aus Mund und Nase schoß. Ein Lungenschlag hat dem jungen Leben ein schnelles Ziel gesetzt.

Wetzlar. Zum Bürgermeister wurde an Stelle des in den Ruhestand tretenden Bürgermeisters Moritz der Bürgermeister von Zengen aus Treptow gewählt.

Mitteldeutsche Staaten.

Apolda. Bei Einfahrt einer Leermaschine in den Bahnhof bog sich der Hülfsheizer Otto Kleinschmidt zu weit aus der Maschine heraus, sodaß er mit dem Kopf gegen die Steinbrüstung des Viadukts schlug und schwerverletzt auf den Bahnkörper stürzte.

Greiz. Eine traurige Nachricht erhielt die hiesige Anton Malz'sche Familie. Der auf See befindliche 20jährige Sohn Johannes ist auf der Rückreise von Süd-Amerika (Buenos-Ayres) über Bord gefallen und ertrunken. — Großes Aufsehen erregt der Selbstmord des Bezirksvorstehers des 1. Bezirks Franz Spranger, eines Mannes der sich allseitiger Achtung erfreute und verschiedene Ehrenämter bekleidete.

Gehren. Auf dem Nachhausewege gerieth hier der Fabrikarbeiter Emil Wenzel mit dem Arbeiter Oskar Becker in Streit und versetzte schließlich dem Gegner mit einem sogenannten Genickfänger mehrere Stiche in's Gesicht und in die Schulter. Die Strafkammer in Erfurt bedachte den Messerhelden mit 2 Monaten Gefängniß.

Hohenleuben. Das 15 Jahre alte, in Leipzig geborene und im Hohenleubener Rettungshause erzogene Mädchen Elsa Jacob ist aus dem Dienst des Pfarrers Dietrich unter Mitnahme eines Blechkastens, in dem sich für etwa 40,000 Mark Werthpapiere befanden, verschwunden.

Jena. Professor Paul Lehfeldt, der bekannte Conservator der Kunstdenkmäler Thüringens, ist auf einer Badereise in Kissingen im Alter von 52 Jahren gestorben.

Lucka. Auf dem Rittergute Prödorf hat der Oberschweizer Streibing aus Caaschwitz bei Gera den 18 Jahre alten Schweizer Wolf im Streit erschossen.

Utzberg. Ein gemeingefährlicher Mensch ist der Landwirth Otto Schmidt von hier, der wegen Geisteskrankheit bereits in einer Anstalt zu Jena internirt war. Kürzlich Abends hielt er im Gasthaus zur „Sonne" in Nohra Einkehr, trank vier Glas Bier und skandalirte. Als der Wirth dem Wüthenden nicht mehr verabreichte, drang dieser auf ihn ein, schlug ihn in der Gaststube mit einem Stocke, warf dann die Wirthin zu Boden und mißhandelte auch diese. Nur mit Mühe gelang es, den Wüthenden zu bändigen.

Sachsen.

Dresden. Der ehemalige Staatsanwaltschaftsassessor Dr. Bernhard, der seinen Vorgesetzten, Oberstaatsanwalt Dr. Baer, auf Pistolen gefordert hatte, wurde wegen Aufforderung zum Zweikampf zu drei Monaten Festung verurtheilt. Bernhard hatte sich durch die Form eines ihm vom Oberstaatsanwalt dienstlich gemachten Vorhalts beleidigt gefühlt.

Blumroda. In einem Kornfelde wurde der auf der Wanderschaft befindliche Brauer Max Haase ermordet und beraubt aufgefunden. Er war mit einem Leibriemen strangulirt worden.

Jahna. Dem Maurer Dietze gingen die Pferde durch. Sie rissen den Geschirrführer um und verletzten ihn schwer am Kopfe.

Johanngeorgenstadt. — Seine Frau erstach, wie man annimmt, aus Eifersucht, die Handarbeiter Möckel.

Leipzig. Heinrich Herzog, Stadtrath a. D., beging sein goldenes Ehejubiläum. — Im hiesigen Krankenhaus verstarb der Gußputzer Narmann, der beim Ueberschreiten der Geleise des Güterbahnhofs von einer Maschine überfahren worden war.

Meerane. In Reichenhall, wo er zur Kur weilte, starb der Landtagsabgeordnete des 14. städtischen Wahlkreises, Fabrikbesitzer Stadtrath Eduard Reinhold in seinem 64. Lebensjahre. Viele Jahre hat er im Rathe und im Stadtverordnetencollegium zu Merane erfolgreich mitgearbeitet.

Niedersedlitz. In dem auf dem Hofe des Fabrikgrundstücks der Aktien-Gesellschaft vorm. O. L. Kummer & Co. stehenden Niederlagsgebäude kam Feuer aus, welches das Gebäude mit Inhalt vollständig vernichtete. Es wird Brandstiftung als wahrscheinlich angenommen.

Niederplanitz. Zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängniß verurtheilte das Schwurgericht zu Zwickau den ehemaligen Sparkassenkassirer Bauch von hier wegen Unterschlagung amtlich anvertrauter Gelder.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. In Landau (Pfalz) erschoß sich der aus Darmstadt gebürtige und hier in Stellung befindliche 19 Jahre alte Buchhandlungsgehilfe Jakob Neuroth, Sohn eines Restaurateurs. Ursache: Liebeskummer.

Klein-Auheim. Ueberfahren worden und an den erlittenen Verletzungen gestorben ist das 7 Jahre alte Schulmädchen Christine Horn.

Langen. Erhängt hat sich in ihrem Hause die Ehefrau des pensionirten Bahnbediensteten Stroh.

Oppenheim. Vom hiesigen Schöffengericht ist der Bäckermeister Lahm von Nierstein zu 40 Mark Geldstrafe verurtheilt worden, weil er dem Brodteig trockene Wecke und Kartoffeln zugesetzt hatte.

Pfiffligheim. Selbstmord verübte der 36 Jahre alte Wirth J. Ziegler, indem er sich in seiner Behausung auf ein Bett legte und sich mit einer kleinen Knopflochscheere dreißig Stiche in die Brust beibrachte.

Schönberg. In der von Touristen gern aufgesuchten Herrenmühle, Gasthaus und Müllereibetrieb von Heinrich Spahn, brach Feuer aus. Haus und Mühle mit fast gänzlichem Mobiliar wurden ein Raub der Flammen, die hauptsächlich durch vorhandenen größeren Mehlvorrath gute Nahrung fanden. Die Nebengebäude blieben ziemlich unversehrt. Ueber die Entstehungsursache ist nichts bekannt.

Worms. An Blutvergiftung infolge eines Fliegenstiches verstarb das Söhnchen des Herrn Reisinger.

Bayern.

München. Der Universitätsprofessor Heinrich von Ranke, Director der hiesigen Kinderklinik, stürzte auf Gut Laufzorn bei der Rehjagd ab und wurde mit drei Rippenbrüchen sowie Schulterwunden bewußtlos aufgefunden. — Der Riesenknabe Ludwig Simmelmaier ist hier gestorben. Derselbe war so stark entwickelt, daß er von 4 Männern zu Grabe getragen werden mußte. — Durch Messerstiche verwundete der Schuhmachermeister Bauer seine Frau und deren Liebhaber, den Cigarrenhändler Rudolf Lers, schwer. — Der Hotelkutscher Franz Mack erschoß den Hausmeister Josef Ihle aus Rache. — Das Etablissement des Zimmermeisters Maier, Thalkirchnerstraße 290 a, wurde von einem großen Brande heimgesucht.

Landau a. d. Isar. Hier ist Bierbrauerswittwe Katharina Eibl aus Ganacker von der Brücke aus in die Isar gesprungen und ertrunken. Der Mann war vor Kurzem gestorben. Die Frau war gemüthsleidend.

Lindau. Nachts wurde der Rollwärter Biehl im hiesigen Bahnhof von der Rangirmaschine überfahren und förmlich in Stücke zerrissen. Er scheint in seinem Beobachtungshäuschen eingeschlafen und dann nach dem Erwachen noch schlaftrunken herausgeeilt zu sein.

Mertingen. Auf der Strecke zwischen Donauwörth und Ingolstadt wurde der verheirathete Zimmermann Hutter von Mertingen durch einen Personenzug überfahren und sofort getödtet.

Uttenreuth. Hier geriethen die Steinbrecher Brüder Ganßer so aneinander, daß der ältere seinen Bruder durch mehrere Messerstiche lebensgefährlich verletzte. Aus Gram über seine That erhängte sich der Thäter einige Tage später im Walde bei den Uttenreuther Steinbrüchen.

Württemberg.

Stuttgart. Landesbischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler beging in der klösterlichen Stille von Untermarchthal sein 25jähriges Priesterjubiläum. — Rechtsanwalt Niethammer, der Senior der württembergischen Volkspartei, ist 93 Jahr alt hier gestorben. — Zwei Jahre drei Monate Zuchthaus verwirkte der 30jährige Dienstknecht G. Reitermann aus Sulzbach, der sich unter Vorspiegelung falscher Thatsachen größere Geldsummen zu verschaffen gewußte hatte.

Aichschieß. Ein schweres Unglück traf in Plochingen den 24 Jahre alten ledigen Lokomotivheizer Karl Schindele von hier. Derselbe war eben damit beschäftigt, seine Maschine zu schmieren, als plötzlich und unerwartet eine andere Maschine auf ihn zufuhr und ihm die rechte Hand vollständig vom Arm trennte.

Boll. Der 19 Jahre alte, in der hiesigen Etuisfabrik beschäftigte Arbeiter Otto Albrecht von Pforzheim erschoß sich wegen eines unheilbaren Leidens.

Ellwangen. Oberpräzeptor Blust am hiesigen Gymnasium wurde todt in der Jagst aufgefunden.

Heilbronn. Ueber den 47jährigen Bauern und ehemaligen Gemeindepfleger Karl Lehmann von Cleversulzbach verhängte die Strafkammer wegen Unterschlagung im Amt eine Gefängnißstrafe von 2 Jahren 4 Monaten.

Ludwigsburg. Das 4jährige Töchterchen des Fabrikarbeiters Joseph Stolz fiel in den See des oberen Schloßgartens und ertrank.

Maichingen. Der 55 Jahre alte Feld- und Flurschütz Beuttler schoß nach einer Taube, wobei ihm das Gewehr zersprang und ihn derart am Arm verletzte, daß er alsbald starb.

Schwenningen. Rosine Marquart wurde vom Blitz erschlagen.

Schorndorf. In der hiesigen „Löwenbrauerei" ist unter den Bierbrauern und Bierführern ein Streik ausgebrochen.

Stetten. Beim Kirschenpflücken stürzte der im 46. Lebensjahre stehende, verheirathete D. Mödinger vom Baume und starb nach kurzer Zeit an den erlittenen Verletzungen.

Schnetzenhausen. Nach 27jähriger Thätigkeit hat Schultheiß Schraff sein Amt niedergelegt.

Baden.

Freiburg. Wegen Mordversuchs an ihrem Manne ist die 47jährige Frau des Schlossers G. Els aus Lörrach zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.

Freistett. Zwischen Meprechtshofen und Freistett wurde der taube, 83jährige Landwirth Keck von hier, der zwischen den Schienen gegangen war und das Signal nicht gehört hatte, vom Lokalzug überfahren und verstümmelt.

Haßmersheim. Hier fiel das 2jährige Söhnchen des Briefträgers Hofnagel in den Neckar. Das erst 3jährige Söhnchen des Hauptlehrers Rick stürzte ihm nach und rettete den Spielkameraden vom drohenden Tod.

Heidelberg. Im Cementwerk in Leimen gerieth der 46jährige Obermüller Ph. Weber von Netzbach, Vater von zehn Kindern, in ein sogenanntes Kratzwerk und konnte nur als verstümmelte Leiche wieder herausgezogen werden.

Kleinlaufenburg. Im benachbarten Rhina landete man die Leiche des beim Baden im Neckar verunglückten Oberlehrers Singer.

Lahr. Seit einigen Tagen ist der Schreiber des Rechtsanwalts Metzger, H. Schmich von Doffenheim, unter Hinterlassung seiner Frau und 2 Kinder, verschwunden. Schmich hat seinem Dienstherrn etwa 800 Mk. unterschlagen.

Niefern. In besorgnißerregender Weise herrscht hier abermals der Typhus.

Nordrach. Mit allen Fahrnissen niedergebrannt ist das von zwei Familien bewohnte Leibgedinghaus des Landwirths Josef Vollmer.

Obersäckingen. Feuer zerstörte das gemeinschaftliche Anwesen des J. Hottinger, W. Döbele und A. Schuler.

Offenburg. Maurer Theodor Armbruster aus Fautenbach, welcher im April dem Jagdaufseher Walter, der ihn auf Gemarkung Oensbach beim Wildern ertappt hatte, mittelst Gewehrkolbens schwere Verletzungen beibrachte, erhielt 1 Jahr 2 Mon. Zuchthaus.

Meßkirch. Ihr 40jähriges Jubiläum feierte die Freiwillige Feuerwehr. Das Corps wurde im Juni 1860 gegründet und zählt jetzt 135 Mitglieder. Von den 50 Gründern sind nur noch 17 am Leben, und nur einer davon, Commandant Angebrandt, ist noch aktiv im Dienst.

Rheinpfalz.

Freinsheim. Als der 20 Jahre alte Fabrikarbeiter Peter Fuchs von einigen von der Tanzmusik heimkehrenden Burschen angerempelt wurde, entstand ein Wortwechsel, in dessen Verlauf der 22 Jahre alte Kirschenbrecher Schwarz zum Messer griff und dem Fuchs einen wuchtig geführten Stich in die Brust beibrachte, welcher die Lunge verletzte.

Germersheim. Dem in weitesten Kreisen der Pfalz wegen seines unverwüstlichen Humors bekannten Steuerboten Karl Müller ist vom Prinz-Regenten die Ehrenmünze des Ludwigsordens verliehen und unter ehrender Ansprache durch Bezirksamtsassessor Müller übergeben worden. Steuerbote Müller ist 50 Jahre im Dienst.

Kaiserslautern. Dachdecker David Ripplinger, in der Klosterstraße wohnhaft, stürzte von dem Neubau des Gypsermeisters Kallmayer in der Burgstraße ab. Schwerverletzt wurde der Unglückliche, ein braver, fleißiger Familienvater, von Mitgliedern der freiwilligen Sanitätscolonne in das Krankenhaus verbracht.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Hier wurde unter dem Verdachte des betrügerischen Bankerotts der frühere Mitinhaber des vor einiger Zeit in Mannheim eingegangenen Waarenhauses Heinemann & Dublon, A. Dublon, verhaftet.

Colmar. Aus Noth hat sich der flüchtige Zahlmeister-Aspirant Mertens von der 4. Batterie des Feld-Artillerie-Regiments No. 63 der hiesigen Militärbehörde gestellt. Nach Verübung bedeutender Unterschlagungen hielt Mertens sich in Belgien und dann in Frankreich auf, bis ihm die Geldmittel ausgingen.

Schlettstadt. Ueber einen großen Theil des Oberelsaß ging ein furchtbares Unwetter mit Hagelschlag nieder, das auf den Feldern, an den Obstbäumen und den Reben ungeheuren Schaden anrichtete.

Mecklenburg

Schwerin. Sein 50jähriges Lehrer-Jubiläum beging der Rector der hiesigen katholischen Gemeindeschule, Wilhelm Sander.

Mühlen-Eichsen. Lehrer, Küster und Organist Neumann beging sein 50jähriges Dienstjubiläum. Derselbe war zuerst kurze Zeit zweiter Lehrer in Gooftorf bei Grevesmühlen. Die übrige Zeit ist Neumann in Mühlen-Eichsen thätig gewesen.

Neubrandenburg. Beim Baden ertrank in Demmin der 20jährige Sohn des Bäckermeisters Däblow hier.

Ollendorf. In einem Wasserloche fand das 3jährige Kind des Büdners Dechow den Tod.

Perdöhl. Hier ertränkte sich im Brunnen die Tagelöhnerfrau C. Bartels, wahrscheinlich in einem Anfall von Geistesgestörtheit, da sie an dem Wahn litt, an dem Tode ihres kürzlich verstorbenen Sohnes schuld zu sein.

Prislich. Gestorben ist Maschinenbauer Carl Dreyer im 60. Lebensjahre.

Oldenburg

Lintel. Das einjährige Kind des Schmiedemeisters Heinrich Logemann dahier ist in einer vor der elterlichen Wohnung befindlichen Wasserkühle ertrunken.

Overwarfe. Während eines starken Gewitters traf ein Blitz das Wohnhaus des Landmanns Chr. Dierßen, welches alsbald in Flammen stand. Auch die Scheune wurde vom Feuer ergriffen und beide Gebäude brannten in ganz kurzer Zeit mit dem Inhalt vollständig nieder.

Freie Städte.

Hamburg. Unter allgemeiner Betheiligung erfolgte hier die Beerdigung des auf einer Partie auf den Schneeberg bei Wien verunglückten Chormeisters des Hamburger Stadttheaters, Joseph Bann. Derselbe war in der Nähe des „Klosterwappens" abgestürzt. — Der in der Kielerstraße wohnende Küper Binger gerieth bei der Catharinenkirche unter einen Straßenbahnwagen; die Verletzungen hatten nach kurzer Zeit den Tod des Bedauernswerthen zur Folge. — Durch Feuer ist in der Holzbearbeitungsfabrik von Bossen und Burchardt, Grevenweg 135, großer Schaden entstanden. Das 50 Meter lange, einstöckige Gebäude brannte gänzlich nieder. — Auf der Straße sank Arbeiter Hester infolge Hitzschlags plötzlich um; er schlug dabei mit dem Kopf derartig gegen das Steinpflaster, daß nach kurzer Zeit der Tod eintrat.

Schweiz.

Affoltern b. Z. In Folge eines Schlaganfalls starb Alt-Friedensrichter Bader, gewesener Löwenwirth. Der Verstorbene hatte den Sonderbundsfeldzug als Scharfschütze mitgemacht.

Alpnach. In Ragaz starb ganz unerwartet Arnold Britschgi-Lüthold, Sohn des Reg.-Rath M. Britschgi, Besitzer des Hotels Schweizerhof dortselbst. Britschgi stand erst im 32. Lebensjahre, verheirathete sich vor einiger Zeit mit einer Tochter des „Schulherr" Lüthold und übernahm alsdann das genannte Hotel „Schweizerhof".

Bern. Im benachbarten Worblaufen ertrank der 19 Jahre alte Hans Nußbaum beim Baden.

Biberstein. Hier verunglückte der Hausierer Zobrist von Rupperswyl, indem er über eine Stiege herunterstürzte und dabei schwere, klaffende Wunden am Hinterkopfe und wahrscheinlich auch noch innere Verletzungen davontrug.

Bremgarten. Landwirth Isaak Kammermann fiel von einer Laube herunter und wurde leblos vom Platze getragen.

Burg-Aawangen. Der hier wohnhafte 59jährige Fabrikarbeiter Andreas Holenstein von Mosnang, Kt. St. Gallen, wollte oberhalb der Anmühle ein Fuder sogenanntes Lesholz holen und stürzte bei diesem Anlasse so unglücklich vom Wagen herunter, daß der Tod sofort eintrat.

Wildegg. Der 19jährige Schmid, Gehilfe bei der Nordostbahn, ist beim Baden in der Aare ertrunken.

Kiesen. Der Krämer Johann Graf von Opplingen ist hier ertrunken.

La Chaux-de-Fonds. Der angetrunkene Gottfried Hämmerli tödtete seine Geliebte. Der Thäter wurde verhaftet.

Payerne. Nach viertägigen Verhandlungen wurde vom Schwurgericht der als Säufer berüchtigte Ch. Alex. Masson der vorbedachten Ermordung seiner eigenen Schwester, Frau Lavanchy, schuldig erklärt. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu 20 Jahren Zuchthaus.

Sachseln. Der Thierarzt Halter ließ sein Pferd bei Schmied Röthlin im Dorfe beschlagen. Die Frau des Röthlin wehrte dem Pferde die Bremsen, wurde dabei aber von dem plötzlich ausschlagenden Pferde so unglücklich auf die Brust getroffen, daß der Tod fast unmittelbar nachher eintrat.

Sarnen. Ein 12 Jahre alter Sohn des Bildhauers Lussi ist in der Ah ertrunken.

St. Margarethen. Beim Baden im Rhein ertrank der 13jährige Sohn des Schuhmachers Hasler.

Utzenstorf. Hier fiel der 60 Jahre alte Schneider Johann Glauser von einem Wagen; ein Rad ging ihm über den Unterleib, was derartige Verletzungen zur Folge hatte, daß er bald darauf starb.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der Großindustrielle Commercialrath Ernst Wahliß ist in seiner Wohnung, VI., Alleegasse No. 21, im Alter von 63 Jahren gestorben. — Der nationalökonomische Schriftsteller Max Wirth ist im Alter von 78 Jahren gestorben. — Der Forstmeister des kaiserlichen Oberjägermeister-Amtes Eduard Paul hat sich auf einem Pürschgang wegen eines unheilbaren Leidens durch einen Schuß in den Kopf getödtet. — Der 17jährige Realschüler Woegerer, der Sohn einer sehr bekannten Wiener Familie, kam von Krems, wo er studirte, nach Wien, und erschoß sich, ohne die Eltern aufzusuchen. Das Motiv der That wird auf ein schlechtes Schulzeugniß zurückgeführt. — Die Näherin Anna Pelikan, Meidling, Dunklergasse No. 5, hat wegen häuslicher Zerwürfnisse Laugenessenz getrunken und wurde schwerverletzt in das Elisabethspital gebracht.

Brünn. Bei Mödritz warf sich der 31jährige Schneidergehilfe Johann Münz in selbstmörderischer Absicht dem von Brünn gegen Wien fahrenden Eilzuge entgegen und ward getödtet. Noth soll ihn zu dem Selbstmorde veranlaßt haben.

Witkowitz. An Brandwunden starb das von seiner Tante zufällig mit heißem Kaffee übergossene 14 Monate alte Söhnchen des Arbeiters Stanislaus Lorsch.

Zuckmantel. Hier ist das dreijährige Töchterchen des Zimmermalers Albert König durch die durchgehenden Pferde des Mühlbesitzers Kunze in Niedergrund zu Boden gerissen und durch Hufschläge getödtet worden.

Baden. Gestorben ist hier der ehemalige Gemeinderath und prakt. Arzt Dr. Johann Nep. Kerneicher, 75 Jahre alt.

Innsbruck. Dem früheren Vorsteher von St. Anton am Arlberg, Alois Schwarzhaus, ist es gelungen aus einem Adlerhorst einen prächtigen, ziemlich großen jungen Steinadler auszunehmen, der sich jetzt in der Pflege des genannten Jägers recht wohl befindet.

Luxemburg.

Dalheim. Der Strohdecker Jacob Lenert aus hiesiger Ortschaft, ein 70jähriger Greis, stürzte von der Scheune des Arbeiters Fehlen und erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er starb.

Esch a. d. Alz. Der aus Schönecken (Preußen) gebürtige 36 Jahre alte Bergmann Nikolas Weis wurde in einer Gallerie der Gesellschaft „Aachener Hüttenverein" von einer stürzenden Steinmasse erschlagen.

Helmsingen. Der 24jährige Peter Rebing aus hiesiger Ortschaft ertrank beim Baden in der Alzette.

Ulflingen. Feuer brach aus in der Brennerei Alff-Faber. Wohnhaus und Brennerei, sowie ein nebenanstehendes, Herrn Schröder von Wilwerdingen gehörendes Wohnhaus, wurden eingeäschert. Der Schaden ist sehr bedeutend, aber durch Versicherung gedeckt.

Die Mode.

Alljährlich, wenn die Sommersaison ihren Höhepunkt überschritten hat, werden allerhand Speculationen über mehr oder minder sensationelle Neuerungen auf dem Gebiete der Mode laut und nicht wenige Schreckgespenster in der Form längst vergessener Ungeheuerlichkeiten tauchen in nebelhaften Umrissen auf. Aber die meisten Prophezeiungen auf diesem Gebiete sind durchaus nicht ernst zu nehmen, denn auch im Reiche der Mode gibt es eine Zeit der sauren Gurken und diese muß doch, zum Nutz und Frommen der neuheitslüsternen Modedame, angemessen ausgefüllt werden. Wirklich Neues in Sommertoiletten dürfte auch die ge-



schäftigste Phantasie kaum mehr schaffen, vielmehr sind es nur neue Combinationen und Zusammenstellungen schon bekannter Formen und Dessins, auf welche die Aufmerksamkeit der Damenwelt hingelenkt wird. Eine Anzahl geschmackvoller Toiletten, in denen das Beste der heurigen Sommermode zur Verwendung gelangt sind, sind nachstehend in Wort und Bild dargestellt.

In geschmackvoller Weise ist das aus elfenbeinweißerSerge bestehende Kleid, Figur 1, mit orangefarbenem Sammetband und rosa und gelb gestreifter, chinesischer Seide ausgestattet. Gelbe Steppstichstreifen umgeben den Rock, der mit einem, große Schlingen bildenden Streifenbesatz aus Seide mit schwarzem Paspel geschmückt ist. Die



Taille ist ebenfalls mit Stepperei versehen, mit gestreifter Seide, sowie mit Paspel umrandet und seitlich mitGoldknöpfen geschmückt. Die gestreifte Seide ist auch zu den eingesetztenEpaulettentheilen und zu den Manschetten der mit Stepperei versehenen Aermel verwendet. Mattrosa Chiffon füllt den kleinen Ausschnitt, während der Stehkragen und der Gürtel aus Sammetband gewählt sind.

Die pfauenblaue Voile des einfachen Prinzeßkleides, Figur 2, wird wirkungsvoll belebt durch ein kurzes Jäckchen aus schöner, gelblicher Guipüre, die auch den obern Theil der engen, mit einer Spitze auf die Hand fallenden Aermel bekleidet. PfauenblauesSammetband deckt, durch Bronzeschnallen geleitet und zu kurzen Schlingen geordnet, den linksseitigen Schluß des Klei-



des, das vorn zu beiden Seiten mit je zwei, von dem Jäckchen ausgehenden, mit Sammetband durchzogenen Spitzenbordüren garnirt ist. Unter den hintern Jäckchentheilen verschwindet die den Rückentheilen aufgesetzte breite Tollfalte.

BlaugestickteBordüren schmücken das einfache Kleid aus weißem Satin, Figur 3. Sie grenzen an dem Rock eine Vorderbahn ab und umranden das Jäckchen, die Revers und die Aermel, auf denen sie außerdem unterhalb des Ellenbogens endende, sich oben epaulettartig verbreiternde Patten bilden. Neben den Bordüren ist der Stoff blau durchsteppt. Das Jäckchen schließt mit einem Stehumlegekragen ab und wird durch ein Blusenchemisett aus Batist vervollständigt, das in einem Ledergürtel mit schöner Bronzeschnalle verschwindet.

Außerordentlich reich wirkt die Verzierung aus Smockfalten und Bogensäumchen, welche die kleidsame Blusentaille aus taubengrauem Taffet, Figur 4, schmücken. Ueber den vordern, viermal carreauartig in Smockfalten genähten Blusentheil, der links übergehakt wird, legt sich die aus schmalen, in



Bogensäumchen genähten Taffetstreifen und à jour eingefügten Guipüreeinsätzen gebildete Passe, die mit Spitze begrenzt ist. Hinten hat die Taille eine spitze Passe, vorn bauscht sie sich leicht über einem Gürtel aus Goldband mit Metallschloß.

Wunderhübsch ist das Kleid, Figur 5, aus kastanienbraunem Tuchstoff mit kleinen, beigefarbigen Punkten, das aus einem schlichten Rock mit einer Tollfalte und einer glatten Taille be-



steht. Diese ist hinten mit drei aufgesteppten Streifen von gleichem Stoff verziert und endet, ebenso wie vorn in einem kleinen ausgerundeten Schooß. Vorn öffnet sich dieselbe mit einem, in der hintern Mitte abgerundeten Reverskragen von gleichem Stoff, der am Rande mit hellem Tuch besetzt ist. Einsatz und Kragen bestehen aus in Säume genähtem und mit sich kreuzenden, schwarzen Sammetbändern verzierten, beigefarbenen Tuch. Rund geschnittene, aufgesteppte Stoffstreifen, deren Anfang und Ende durch längslaufende Streifen verdeckt und mit kleinen Schmuckknöpfen verziert sind, bilden die vordere Taillengarnitur.

Abgeblitzt.



„. . . E' Mann mit solche Schulden kriegt nix mei' Tochter!"

„Aber, Herr Baruch, bedenken Sie meinen uralten Adel!"

„Wie heißt uralter Adel—ich handl' nix mehr mit alte Sach'n!"

Zweierlei.



Wie Herr Trinkle ausschaut, wenn das Bier „Anstich"



und „an Stich" — hat.

— Doppelsinnig. Zeitungsberichterstatter: „Ich wollteSie freundlichst bitten, mir eine Besichtigung der Gefängnißräume zu gestatten; ich beabsichtige, einen Artikel darüber zu schreiben." — Gefängniß-Director: „Das Gefängniß steht für Sie offen."

— Ein netter Neffe. Onkel: „Sehe ich Dich endlich wieder einmal, — ich glaube, Du wußtest gar nicht, daß ich noch lebe?" — Neffe: „Doch, Onkel, ich habe erst kürzlich im Adreßbuch nachgeschaut, ob Du noch drin stehst!"

Nach Peking.

Das deutsche ostasiatische Expeditionscorps setzt sich zusammen aus zwei Infanterie-Brigaden (1. und 2. ostasiatische) zu je zwei Regimentern (1., 2., 3. und 4. ostasiatisches) mit je zwei Bataillonen zu je vier Compagnien, einem Reiterregiment von drei Schwadronen, einem Feldartillerie-Regiment zu vier Batterien, einer leichten Munitions-Colonne, einer halben leichten Feldhaubitz-Munitions-Colonne, einer Batterie schwerer Artillerie des Feldheeres, einem Pionier-Bataillon, einer Corpstelegraphen-Abtheilung, einer Eisenbahn-Compagnie, einer Sanitäts-Compagnie, vier Munitions-Colonnen für Infanterie und Artillerie, zwei Proviantcolonnen, einer Feldbäckerei-Colonne und vier Feldlazarethen. Hierzu treten noch folgende Etappen-Formationen: ein Etappen-Commando, ein Pferde-Depot, eine Etappen-Munitionscolonne, Kriegslazareth-Personal, ein Bekleidungs-Depot, Train-Aufsichtspersonal und das Personal für das Lazarethschiff des Expeditionscorps.



Infanterist.

Die Bewaffnung besteht für Infanterie, Pioniere und Verkehrstruppen aus dem Gewehr 98, für Reiter und Fußmannschaften derFeldartillerie aus dem Carabiner 98. Das neue Gewehr Modell 1898 ist etwas kürzer als das bisher im Gebrauch stehende Modell 1888; was es aber an Länge verloren hat, gewinnt es an Treffsicherheit und Schießschnelligkeit. Der Verschluß des neuen Modells umfaßt in einem Magazin sieben scharfe Patronen, während das seitherige nur fünf enthält. Auch das bazugehörige Seitengewehr wurde der Umwandlung unterzogen, es ist fast zweimal so groß als das jetzige kleine Bajonnet. Die Uniform besteht aus einem braungefärbten Drillichanzug mit Strohhut für den Sommer sowie dunkelblauer Litewka und Helm für den Winter; das Unterzeug ist von Tricot gefertigt. Die sogen. Khakianzüge werden im deutschen Heer bei dieserGelegenheit zumersten mal getragen; sie unterscheiden sich wesentlich von den bei der afrikanischen Schutztruppe gebräuchlichen Uniform schon durch die Farbe, dann aber auch durch ihre große Bequemlichkeit. Der Tropenhelm, mit



Cavalleristen.

dem die deutschen Seebataillone bei ihrer Einschiffung nach Ostasien ausgerüstet worden sind, hat sich als unpraktisch erwiesen, weshalb er den Truppen des ostasiatischen Expeditionscorps nicht mitgegeben, sondern durch einen leichten Strohhut ersetzt worden ist. Die Mannschaften der Seebataillone klagten darüber, daß sie der Tropenhelm beim Schießen in liegender Stellung im Genick drücke. Auch schlug sich in Wilhelmshaven, als die Seebataillone in Parade standen, bei dem Commando „Achtung! Präsentirt das Gewehr!" eineAnzahl Leute die ungefügige Kopfbedeckung beim Anfassen derWaffe herunter. Als Abzeichen trägt die Infanterie weiße Schulterklappen mit den rothen Nummern 1 bis 4, ponceaurothe Kragen an Litewka und Mantel, das Reiterregiment und die Stabswache graue Litewka, ponceaurothe Schulterklappen und Kragenpatten, dunkelgrüne Feldmütze mit ponceaurothem



Lieutenant.

Besatz, Helm des 1. Garde-Dragoner-Regiments, die Feldartillerie ponceaurothe Schulterklappen mit der Granate der Linien-Feldartillerie und Helm der Schießschule, Pioniere und Verkehrstruppen tragen citronengelbe, die Trainformationen hellblaue, die Sanitätsmannschaften dunkelblaue Schulterklappen. Das ostasiatische Expeditionscorps ist mit Generalstabsoffizieren und Adjutanten weit reichlicher versehen als sonst eine selbstständige Division. So hatte im Feldzug 1870—71 die 17. Infanterie-Division (13 Bataillone, 12 Schwadronen und 6 Batterien) nur einen Generalstabsofficier und zwei Adjutanten, während dem Commandeur des ostasiatischen Expeditionscorps (8 Bataillone, 3 Schwadronen, 4 Batterien) ein Chef des Generalstabes und 4 Generalstabsofficiere sowie 5 Adjutanten zugewiesen sind. Unter Berücksichtigung aller besonderen Verhältnisse auf dem chinesischen Kriegsschauplatz ist diese Maßregel als höchst zweckmäßig zu bezeichnen.

Volksleben in China.

Der Chinese ist — darüber herrscht kein Zweifel — ungemein betriebsam und genügsam; der gelbe Kuli, der wie ein Thier arbeitet und sich infolge seiner Bedürfnißlosigkeit mit einem sehr geringen Entgelt für seine Leistung zufrieden geben kann, ist mit unseren klassenbewußten Arbeitern nicht zu vergleichen. Das chinesische Volk konnte sicherlich im Handel und Industrie auf dem Weltmarkt den Europäern und Amerikanern ein äußerst gefährlicher Concurrent werden, wenn es nicht noch immer — den Zopf trüge. Die Rückständigkeit seiner Anschauungen hindert den Chinesen, sich die Fortschritte der modernen Cultur zu eigen zu machen und selbst fortzuschreiten. Dabei besitzt er, so sehr er auch an seinem Zopf hängt, so starr er an den Ueberlieferungen der Vergangenheit festhält, so fremdenfeindlich er in seinem Innern ist, die größte Anpassungsfähigkeit. Er mag den Europäer, wenn er nicht gerade ein vortheilhaftes Geschäft mit ihm macht, zu allen Teufeln wünschen, aber wo ihn sein Beruf mit dem Fremden inBerührung bringt, ist er von ausgesuchter Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Nirgends wird man



Schuhmacher.

besser bedient als von Chinesen in den Hotels chinesischer Städte. Das macht das Reisen und den Aufenthalt in China angenehm, dessen Land und Leute, dessen Sitten und Gebräuche uns so seltsam anmuthen. Der Chinese ist vor allem Geschäftsmann, als Kleinhändler schlägt er mit Leichtigkeit den europäischen Ansiedler in den Städten mit Fremdencolonien. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitzt der Eigenthümer selbst mit seinem Gehilfen im Laden, um seine Kunden eifrig zu bedienen. Abends aber und Nachts geht er auch seinem Vergnügen nach; die Opiumkneipe, das Theehaus, das Caféconcert, das Theater werden viel und gern besucht. Diese Stätten sind dem Chinesen unentbehrlich, aber er macht sie äußerlich nicht besonders kenntlich; monumentale Bauten sind in China in der Regel nur Pagoden, Tempel und Pfandhäuser, die allerdings nicht nur als Leihanstalten, sondern auch als Waarenlager und Speicher dienen. Dabei verstehen sich dieChinesen, wenn es darauf ankommt, auch sehr wohl aufs Bauen. So befindet sich auf einem mitten aus dem Jangtsekiang herausragenden steilen Felsen, der wegen seiner einsamen und verlassenen Lage das „kleine Waisenkind" genannt wird, ein buddhististisches Kloster. Die Weltabgeschiedenheit des Platzes reizte die frommen Männer, die ganz in Buddhas Lehre aufgehn wollten, und so entstand das Haus — man begreift heute noch nicht wie — an einem Punkt, der überhaupt Menschen kaum zugänglich erscheint.



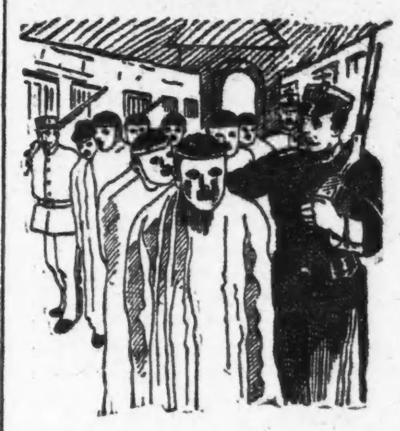
Brettschneider.

Ungemein zahlreich sind im Land die Tempel, denn außer Buddha giebt es noch viele buddhistische Götter, und besonders hervorragende Menschen werden nach ihrem Tod in die Zahl der Unsterblichen versetzt, die über der Sterblichen Wohl und Wehe wachen. Auf diese Weise ist auch der Philosoph Confucius zu der Ehre gekommen, daß ihm Tempel errichtet wurden. Allerdings sind diese Tempel nicht lediglich Gotteshäuser in unserem Sinn, in ihnen werden auch Waaren verkauft, hin und wieder eröffnen die für Trinkgeld sehr empfänglichen Priester sogar darin einen Hotelbetrieb, und allgemein werden ihre Gartenanlagen, in denen häufig auch zur Erhöhung des landschaftlichen Reizes Teiche angelegt sind, zum Lustwandeln, zur Erholung in frischer Luft benutzt.

— Ein Unterschied. Professor: „Es scheint, daß Sie meine Frage in Verlegenheit setzt?" — Student: „Ach nein, Herr Professor, nur die Antwort."

Ewiges Schweigen.

In einem Gefangenhause in der Umgebung von Lissabon in Portugal sind die unglücklichsten Menschen der Erde untergebracht, in einem Gefängniß des ewigen Schweigens. Sie sind eigentlich zu lebenslänglicher Verbannung in den Strafcolonien Portugals verurtheilt; aber bevor sie dahin abgehen, müssen sie acht Jahre in der Lissaboner Zwingburg arbeiten, in einem Gefängniß, das an Härte und Grausamkeit alles Bekannte übertrifft. Es ist zweifelhaft, ob jemals einer von den Sträflingen die acht Jahre Zwangsarbeit überlebt hat. Meist gehen sie am Ende des zweiten oder höchstens des dritten Jahres zu Grunde. Das Gefängniß ist nach dem Zellensystem erbaut, ein fünfstöckiger Rundbau, in dessen Ra-



Gefangene und Aufseher.

dien die Zellen untergebracht sind. Darin leben die Gefangenen — durchschnittlich 500 an der Zahl — zu ewigem Schweigen verurtheilt. Nicht einmal einander zu sehen, mit einander einen Blick zu wechseln ist ihnen gestattet. Das verhindern die mit Gesichtsmasken versehenen Mäntel, in die sie gehüllt sind, wenn sie, was täglich durch eine Stunde geschieht, zur körperlichen Bewegung ausgeführt werden. Wehe Demjenigen, der es versuchen würde, sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Nebenmanne verständigen zu wollen. Das scharfe Knacken des Gewehrhahnes mahnt ihn sofort, daß dies bei Todesstrafe verboten ist.

Verblümt.



„. . . Und Sie haben nie daran gedacht, gnädige Frau sich wieder zu verheirathen?"

„Ach, Herr Baron, der Roman meines Lebens ist dahin!"

dacht, gnädige Frau, sich wieder zu erleben?"

Nach der Verhandlung.



„Dös Schwör'n hab' i dick; da stehst all'weil mit oan Hax'n im Zuchthaus."

Gefährlich.



Advokat: „Nach dem, was Sie mir erzählen, ist Ihre Frau im Unrechte!"

Herr: „Bitte, Herr Doctor, ihr das gefälligst selbst zu sagen!"

Am Ziel.



Vater: „Nun, Franz, mit deinen Wissenschaften sieht es aber ganz bedenklich aus; du kommst ja jeden Tag um einen oder zwei hinunter."

Franz: „Das kommt von jetzt ab nicht mehr vor, Papa!"

Vater: „Nun, das soll mich freuen; so sicher ist das aber wohl nicht?"

Franz: „Doch Papa; ich bin heute der Letzte geworden!"

Schmierenkränze.



— „Nun, wie ist denn Ihr Benefiz ausgefallen?"

Schmierenschauspieler: „Großartig! Am Schlusse stand ich reichbekränzt da."

Boshaft.



Junge Frau: „Meinen Mann habe ich auf einem Wohlthätigkeitsbazar kennen gelernt!"

Freundin: „Da hat er dich wohl nur aus Mitleid geheirathet?"

Ein Kenner.



Handwerksbursche, der sich eine Schnapsflasche füllen ließ:

„Wat, Kümmel soll det sin? Det Janze riecht ja wie'n in Spiritus uffgelöster Friseur!"

Poesie und Prosa.

Neffe (enthusiastisch): „. . . Onkel, Du bist doch der Brunnen, aus dem ich immer wieder Muth und Thatkraft schöpfe!"

Onkel: „Willst Du pumpen!?"

Der gescheidte Dackl.



Schwerer Beruf.



„Was sind Sie?"

„Privatier und Heirathsvermittler für meine acht erwachsenen Töchter!"

Der „Gamsbart."

Es war ein schöner Herbstabend. Die Stammgäste saßen beim „Lamm" im Garten und lauschten andächtig auf die Worte des Apothekers Pülverlein, der vier Wochen verreist war und die unglaublichsten Abenteuer in den Alpen erlebt hatte. Allerdings ließ das sichere Behagen, mit dem er bisher erzählt, etwas nach, seitdem Oberförster Treffmayer erschienen war; denn dieser ließ, was Abenteuer galt, neben seinen eigenen Erlebnissen nichts aufkommen und drückte Jeden, der auch einmal etwas „Aufschnitt" serviren wollte, erbarmungslos an die Wand.

Treffmayer hatte sich schon einige Male unternehmend den langen Bart gestrichen und die Pfeife aus dem Munde genommen, als ob er reden wollte. Aber immer wieder war er von diesem Vorsatz abgekommen und hatte nur leicht den Kopf geschüttelt. Das erhöhte aber gerade Pülverleins Unsicherheit, so daß er endlich seinen Bericht abbrach und schwieg.

Jetzt war der rechte Augenblick gekommen.

„Na," sagte der Oberförster mit einem boshaften Lächeln, „und einen schönen Gamsbart haben Sie da auf Ihrem Hut! Wohl auch selbst erbeutet?"

Der Apotheker war etwas erblaßt. „Aber natürlich!" murmelte er verlegen.

„Mein Herr!" rief da Treffmayer mit einer Bärenstimme und schlug auf den Tisch. „Der Gamsbart ist falsch!"

Er sah triumphirend im Kreise herum, wo seine Worte Sensation hervorriefen. Man machte unwillige, höhnische Bemerkungen und blickte Pülverlein herausfordernd an. Dieser sah: wenn er sich jetzt nicht sofort glänzend rechtfertigte, war er ein für alle Mal verloren.

Nun hatte Pülverlein die glückliche Gabe der Geistesgegenwart im kritischen Augenblick; er pflegte da — wie seine Freunde sagten — kalt zu werden wie eine Hundsschnauze. So nahm er auch jetzt mit einem Lächeln der Erinnerung den Hut vom Kopfe und fuhr liebkosend über den geschmähtenGamsbart.

„Selbstverständlich ist er falsch!" sagte er dabei. „Belaure da eines Tages im Hochgebirge Gemsenrudel und pürsche mich ganz dicht 'ran! Plötzlich Gemsenwache gepfiffen — Rudel über mich weg — erwische aber feisten Bock am Bart — da, denken Sie sich, läßt mir der Kerl den Bart in der Hand und entflieht: Trug nicht das eitle Vieh einen falschen Gamsbart! — Das da ist er! Infam — was?"

Ein donnerndes Hoch durchbrauste den Garten. Nur der Oberförster spuckte ärgerlich zur Seite.

Liebesbälle.

Der englische Weltreisende Fred Carey, der kürzlich den fast gänzlich unbekanntenSüden Chinas durchstreift hat, erzählt viel Amüsantes von den jungen Leuten jener fernen Gegend an der Grenze von Birma. Zu den beliebtesten Belustigungen der dortigen Dorfschönen gehört es, mit kleinen Bällen aus Baumwollsamen zu werfen, die sie „Liebesbälle" nennen. Beim Passiren der Dörfer wurde Carey häufig von diesen Wurfgeschossen aus zarter Hand getroffen, doch lag es keineswegs in der Absicht der übermüthigen Ballwerferinnen, dem Ausländer damit irgend eine Botschaft zu übermitteln. Während der großen Feste, die überall im Reiche der Mitte das neue Jahr einleiten, spielen diese Bälle aber eine wichtige Rolle. Bei diesen Gelegenheiten ist das Werfen eines Liebesballes eine höchst bedeutsame Sache. Jede heirathslustige Maid giebt wohl acht, daß sie mit dem weichen Geschoß nur den einen Jüngling trifft, dessen Weib sie gern werden möchte. Auf diese Weise darf sie, ohne sich etwas zu vergeben, ihm zeigen, daß sie ihn allen Anderen vorziehen würde. Bemüht sich der junge Mann, den Ball zu fangen, so ist das das sicherste Zeichen dafür, daß er der Werferin in Liebe zugethan ist. Läßt der Getroffene die bunte Kugel aber gleichgültig zu Boden fallen, dann weiß das Mädchen, daß es auf die Erfüllung seines Herzenswunsches nicht rechnen darf. Gewöhnlich sieht die Betreffende sich in diesem Falle gleich nach einem anderen Heirathscandidaten um, der die ihm zu Theil werdende Auszeichnung besser zu würdigen versteht. Zu jeder anderen Zeit außer Neujahr wird das Liebesballwerfen nur als ein zu harmlosem Flirt Gelegenheit gebendes Spiel betrieben, dessen Hauptregel darin besteht, daß die Person, welcher der Ball zufliegt, beim Nichtfangen ein Pfand an die zahlen muß, die ihn geworfen hat.

Knoten und Meile.

„Der Ausdruck „Knoten" schließt nicht den Begriff der Stunde ein. Die Registrirung derSchiffsgeschwindigkeit erfolgt vielmehr mittelst eines Instruments, des Logs, das anzeigt, wie viele Knoten (ein Knoten gleich 120. Theil einer Seemeile) das Schiff in einer halben Minute (120. Theil einer Stunde) zurückgelegt hat. Daraus ergibt sich: Soviele Knoten in einer halben Minute, soviele Seemeilen in einer Stunde. Die Einrichtung des Logs ist derart, daß eine Leine durch Knoten in Abschnitte von je 2027 Yards eingetheilt ist, deren Länge also einer Seemeile entspricht, während die englische Meile nur 1760 Yards mißt.

— Gemüthlich. „Donnerwetter, heute schwimmt ja in der Sauce ein Haar!" — Köchin: „Na, muß es denn immer in der Suppe sein?"

— Von ihrem Standpunkt. Doctor: „Ich sag' Ihnen, Fräulein, Doctor zu werden, ist wohl schwer!" — Fräulein (seufzend): „Ach, und Frau Doctor zu werden, noch viel schwerer!"

Kleine Hexe.

(Von Margarete Beutler.)

Und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt, und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt. Und kleine Hexe, kleine Hexe — darin liegt etwas wie Militärmusik, etwas, was das Blut hüpfen und die Augen tanzen macht; etwas, was die Finger ein bischen krümmt, als ob sie ein Vorbeihuschendes fangen wollen, etwas, wie es in Großvaters Johannisbeerwein steckt — etwas, das sich wild berauschend und doch eigenthümlich schwer auf's Denken legt.

Und es hat Niemand zu ihr kleine Hexe gesagt, und sie wüßte gar nicht, wie das ist, wenn nicht, wenn nicht ...

Um ein Uhr hatte sie heute erst gehen können — da waren noch einige Federn nothwendig zu kräuseln gewesen. Nun ja, nach dem feuchten Wetter der letzten Tage!

Sie war abgemattet und hungrig. Aber als sie dann an das niedrige, von dem vielen Regen recht blinde Fenster trat, um ihren Hut aufzusetzen, da blitzte da oben in einem Fenster des vierten Stockes ein seltsames Leuchten. Und da lachte sie. Sie war wohl eine kleine Schwärmerin, denn sie lachte, weil sie wußte, daß das Leuchten da oben von der Sonne kam, und sie lachte, weil sie ahnte, daß es am Nachmittag etwas heller in dem kleinen Parterrestübchen sein würde. Es kräuselte sich noch einmal so schnell, wenn man weiß, daß es eine Sonne gibt, da oben, die gewiß recht voll zu uns hineinschauen möchte, wenn der Hof nicht gar so eng und die Häuser nicht gar zu hoch wären.

Da am Fenster sah Trude auch, daß das Band an ihrem Hute schon recht fahl war. Vielleicht, daß man es umkehrte!

Oder ob sie das rothseidene Schürzenband herumgeben soll? Die Schürze hat sie zwar von Hanne Krüger zum Geburtstag bekommen, aber die ist ja viel zu schade zum Umbinden. Für wen soll sie sich wohl zu Hause solche feine Schürze umbinden — Mutter geht flicken — die Tante wäscht .... Gertrud warf noch einen Blick auf das flimmernde Leuchten da oben, dann ging sie hinaus über den winzigen Hof, wo der Kommis aus dem ersten Stock Tabaksballen ablud.

Der Kommis ließ sie nie vorbei, ohne mit der Zunge zu schnalzen. Er hat sehr schwarze, listige Augenbrauen — mein Gott, so ein häßlicher Mensch! Was der sich einbildet! — — Im Flur des Vorderhauses zog sie den einen braunen Zwirnhandschuh an. Sie zieht immer nur einen Handschuh an — sie hat eine hübsche, weiße Hand, und wenn sie den dunklen Rock so ein bischen hebt und den kleinen Finger ein wenig zurückbiegt ....

Sie stand allein in dem Hausflur. Er war finster und traurig wie diese alte Miethskaserne.

An der Wand vor ihr hing ein kurzer Schlauch mit einem Holztrichter — das war ein Sprachrohr, das irgend ein Vizewirth einmal angelegt hatte, um in seine Wohnung hinauf zu sprechen.

Wie ein Kichern ging es durch Trudes Gedanken: einmal etwas hineinrufen — dann fortlaufen — ganz flink!

Ihr Mund spitzte sich und sie nahm den Schlauch in die Hand.

Aber da bebte sie etwas, da zitterte etwas von oben herunter. Da waren Töne — Worte — — sie legte mechanisch das Ohr an den Trichter und preßte die linke Hand fest an die Brust.

Da, da — nun trafen die Töne, die Worte ihr Ohr — — aber — aber das war ja ganz deutlich! — „J du — klei—ne H—hexe“ und dann ein trillerndes, unverschämtes Lachen wie unterdrücktes Schreien aus Mädchenmund.

Eine kalte, fremde Hand strich über Gertruds Körper. Sie wagt nicht zu athmen — — Da oben die Sonne, sie sieht sie vor sich — — Das kann nur der dicke Vizewirth und das rothhaarige Stubenmädchen, dem der Tabakkommis neulich einen Klaps gegeben hat — sie hat das ganz deutlich gesehen! — — Und die Vizewirthin ist ausgegangen — die beiden sind in seiner Arbeitsstube .. Einmal ist sie oben gewesen und hat die Miethe von der Modistin heraufgetragen — dicht am Sprachrohr steht das Ledersopha — —

Ihr Arm sank schlaff herab — dann jagt sie aus dem dunklen Flur hinaus über die Straße, über die Brücke.

Sie sah die Sonne nicht, die aus dem Wasser freundlich zu ihr reden wollet, sie hob ihren Rock nicht und bog ihren hübschen, kleinen Finger nicht rückwärts. Ihre Hände zerrissen beinahe den braunen Zwirnhandschuh — ihre Augen suchten etwas Neues, Fernes, Häßliches ...

Und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt, und kleine Hexe — kleine Hexe — darin liegt etwas wie Militärmusik, etwas, was das Blut hüpfen und die Augen tanzen macht, etwas, was die Finger krümmt, als ob sie etwas haschen wollen, das vorbeikommen wird, das vorbeikommen muß.

— — — — — — — — — — —

Am Nachmittag war es wirklich heller in dem dumpfen Hofstübchen. Aber das bemerkte Gertrud nicht. Sie nahm sich schweigend ihre Federn vor — große, schwarze, glänzende Federn, die sich kühl und weich zwischen die Finger legen.

Große, schwarze, glänzende Federn!

Und wie die Fiederchen beben, als ob ein geheimnißvolles Leben in ihnen wäre!

Es ist Leben in ihnen — die Fiederchen sind schwarze, wilde Musikanten.

Was spielen sie?

Tolle bunte Weisen: Geigen trillern wie unterdrücktes Schreien aus Mädchenmund und irgend eine Flöte schäkert: „J du — kleine Hexe — klei—ne H—hexe!“

Die schwarzen, glänzenden Federn! Wenn sie über den Hutrand nicken, so weich, so biegsam — wenn sie sich um einen braunen, breiten Haarknoten schmiegen — — und dann — dann das graue Kleid dazu — ein weißer Unterrock —

Gertruds Nasenflügel zittern, sie liebkost die weichen, schwarzen, glänzenden Federn.

Die tollen Musikanten haben ihre Sache gut gemacht.

Morgen ist Sonntag — wenn die Kommerzienräthin heut' nicht mehr um die Federn schickt, morgen thut sie es sicher nicht. Morgen — Sonntag — nicht!

Und nur einen Tag auf dem Hute die schwarze, wallende Pracht zu haben, einen einzigen Sonntagsnachmittag! Was schadet das der Kommerzienräthin, die Kästen voll Federn und Blumen zu Hause hat.

Am Montag werden die schwarzen Federn wieder in ihrer rothen Pappschachtel in dem dunklen Parterrestübchen liegen. Einen Kasten voll Federn und Blumen möchte Gertrud haben — besonders Blumen. Rosaseidene, zarte Rosen oder purpurne Sammetrosen und ganz stille, traurige, weiße Rosen — oder sonnengelbe, leuchtende Rosen — — aber am liebsten doch zarte, rosa Seidenrosen mit mattgrünen Blättern.

Und dann möchte Gertrud vor einem Spiegel stehen, der so groß ist, daß sie sich ganz und gar darin sehen kann. In einer weißen Mullbluse möchte sie davor stehen — — aber nein, solche Blusen sind nicht genug ausgeschnitten, in ihrem Einsegnungshemde möchte sie vor dem Spiegel stehen — das hat nur ganz schmale, gehäkelte Spangen über den Schultern und eine breite, durchsichtige Passe, die mit einem grünen Bändchen geschlossen wird.

In ihrem Einsegnungshemde möchte sie vor dem Spiegel stehen und sich die braunen Haare über die Schultern fließen lassen. Und dann die zarten, rosa Seidenrosen in die Haare hinein — und überall Rosen — an der Passe Rosen und auf den Schultern Rosen.

Aber nicht allein möchte Gertrud dastehen, es müßten irgendwo in der Nähe fremde, dunkle, bewundernde Augen sein, die ihre Mädchenschönheit in sich tränken.

Sie kennt wohl keine solchen Augen?

Die Männer, die sie kennt, haben kühle, graue Augen — kühle blaue Augen — kühle braune Augen — Geschäftsaugen — Alltagsaugen — meistens unter Gläsern —

Aber?

Aber ..

Der schwarze Kommis — —

Die Augen konnten so aussehen — graulich beinahe in ihrer wilden Bewunderung — aber berauschend wäre das, berauschend wie die Musik der schwarzen Fiederchen und wie Großvaters Johannisbeerwein — — — —

— — — — — — — — — — — —

Und dann ist die Luft so närrisch warm, und Alles sieht so sonntäglich aus, und der schwarze Kommis ist so spaßig.

Und er ist absolut nicht häßlich! —

Das ist viel schneller gegangen, als Gertrud gedacht hat.

Als sie gestern Abend an ihm vorbeiging, hat er wieder geschnalzt, und sie hat gelacht. Da ist er zu ihr in den Hausflur getreten und hat ihren Arm an sich gedrückt und gesagt: „Na, wie ist es, wollen wir nicht morgen ein bischen zusammen ausgehen?“ — Und seine schwarzen, seltsamen Augen hat sie dicht vor sich gesehen. Nein — solche Augen — solche Augen!

Und nun im Walde ist die Luft so närrisch warm — und das Moos ist so närrisch weich — und die Vögel haben solche possierliche Stimmen — und der schwarze Kommis drückt ihren Arm und erzählt so verdrehte Geschichten.

Aber etwas fehlt noch — etwas fehlt noch — das muß Gertrud noch hören — das Wort, das so mächtig macht, weil es ein Zauberwort ist. Sie kann nicht anders — sie kann nicht dafür — sie muß es hören, muß — muß — muß — —

Und plötzlich liegt sie vor dem schwarzen Kommis auf den Knien und drückt ihre schmächtigen Arme um seinen Leib und stammelt mit durstigen, lachenden Augen: „Du — Du — sage mal — sage doch mal „kleine Hexe“ zu mir!“

Da lacht der schwarze Kommis, daß die Finken aufhören zu pfeifen und umklammert und schüttelt ihre kleine Gestalt und zischelt: „Kleine Hexe — kleine Hexe — Hexe — Hexe — — wenn Du weiter nichts willst“ ...

Ach, das ist wie Johannisbeerwein, so wild berauschend — — aber man kann nicht mehr denken — gar nicht mehr denken. — —

Die Frage an das Schicksal.

Von L. Berg.

Die Frauenabtheilung im städtischen Krankenhaus. Die Fensterläden sind bis auf einen schmalen Spalt geschlossen. Die Thüren nach dem Korridor stehen weit offen. Ein leiser Luftzug weht durch den großen kahlen Raum und fächelt ein wenig Kühlung. Unruhig werfen sich die Kranken in ihren heißen Betten hin und her. Die meisten sehen roth und fiebrig aus, und das Haar klebt an ihren Schläfen.

Die diensthabende Schwester geht an den Betten vorüber.

„Nun Marie, wie viel Grad hast Du denn heute? — Du hast den Thermometer wieder nicht ordentlich gehalten — ich habe Dir doch so oft gesagt, ganz fest den Arm darauf zu drücken. Herr Doktor wird wieder schelten.“

Marie, ein Kind von 14 Jahren, die an schwerem Rheumatismus leidet, sieht die Schwester verständnißlos, beinahe feindselig an.

Diese wendet sich zu einer anderen Kranken.

„Und Sie, Hannchen, wie geht es Ihnen? Ist die Eisblase noch ordentlich gefüllt, und rutscht sie auch nicht vom Knie herunter?“

„Sie ist noch gut“, erwidert die Gefragte müde.

„Wie war denn die Nacht?“

„Danke, ganz gut,“ wiederholt sie apathisch.

„Hannchen hat immerzu gestöhnt, die ganze Nacht durch,“ sagt die Kranke im Nebenbett eifrig, „ich habe kaum schlafen können, sie sagt, sie habe fürchterliche Schmerzen.“

Hannchen liegt regungslos da.

„Und dann hat sie mir gesagt, der Herr Doktor Bertram hätten gesagt, es wäre hoffnungslos — sie würde wohl nicht wieder—“

„Aber Auguste, sein Sie doch still, sie hört doch Alles.“

Hannchen rührt sich nicht.

Die Schwester geht weiter.

„Hanne,“ ruft Auguste leise, „seien Sie doch nicht so trübselig—“

Die Angeredete wendet den Kopf herum — ein blasses, junges Gesicht mit großen, dunkelumränderten Augen und schmalen, eingefallenen Wangen. Sie kann höchstens 20 Jahre alt sein.

„Sehen Sie, Sie müssen doch essen, wenn Ihnen was gebracht wird,“ fährt Auguste eifrig fort, „wenn Sie immer nichts essen wollen, dann kommen Ihre Kräfte doch nicht wieder — und vorhin sagte meine Tante, ihr Schwesterkind hätte auch so was am Bein gehabt und sie hätten ihn geschnitten und gesägt, und der läuft jetzt Schlittschuh und fährt Rad wie nur einer — —“

Hannchens Augen leuchten auf — etwas wie ein Hoffnungsschimmer belebt ihr schmales Gesicht.

„Ich will ja Alles thun, was die Doktoren wollen,“ sagt sie leise, „ich habe die zehn Wochen doch ganz geduldig gelegen. — Ich möchte ja so gern wieder gesund werden!“

* * *

Einige Tage später.

Die Aerzte haben Hanchens Bein untersucht und sind einstimmig zu dem Resultat gekommen: Entweder sie läßt es sich oberhalb des Knies abnehmen, oder sie geht daran zu Grunde. — Mit möglichster Schonung ist ihr die furchtbare Thatsache beigebracht worden.

Sie schien es kaum zu begreifen, äußerte weder Entsetzen noch Furcht — ihr Verstand schien es einfach nicht fassen zu können. Allmählich dämmerte ihr die furchtbare Wahrheit. Sie, die als Dienstmädchen oft mehr hatte laufen müssen als zwei gesunde Beine schaffen konnten — sie sollte ein Bein verlieren? Abgeschnitten — abgesägt — mit ihren zwanzig jungen Jahren—um sich dann vielleicht 50 Jahre als elender Krüppel durch das Leben zu schleppen — nein, tausendmal lieber sterben — — !

Ihre ganze Jugendkraft und Lebenslust bäumte sich gegen die Verstümmelung auf.

Lieber sterben—!

Sterben? Hinab in die schwarze Nacht, auf die kein Tag folgt? Niemehr die Sonne scheinen, Blätter und Blumen wachsen und blühen sehen — nie mehr bei der Mutter sitzen auf der kleinen Bank, wo der wilde Wein rankt, und auf der Chaussee warten, bis Karl aus dem Dienst vom Postamt kommt — keine Hochzeit, keine Zukunft, nichts, gar nichts? — Nein, nicht sterben, niemals. — —

Ob aber Karl, wenn sie weiter lebt mit einem Bein, ob er sie dann noch ebenso lieb haben wird, sie auch noch heirathen will, oder ob sie dann nur Last, nur Unglück sein würde?

Sie stöhnt entsetzt auf und zerrt an ihrer Decke.

„Thut es wieder so weh?“ fragt Auguste.

„Ich weiß, was ich thue“, sagte Hannchen plötzlich bestimmt, „ich frage Karl.“

„Was wollen Sie Ihren Karl fragen?“

„Ob ich mir das Bein abnehmen lassen oder lieber sterben soll. Ich will thun, was er sagt. Wenn ich ihm eine Last bin, will ich lieber sterben.“

„Schwester Helene“, wendete sie sich an die eben eintretende Schwester.

„Ja, Hannchen.“

„Sagen Sie doch meiner Mutter, oder schreiben Sie ihr, ich möchte Karl sehen. Sein Dienst ist heute um sieben Uhr aus, ich möchte ihn was fragen, er kann ganz gut abkommen.“

„Da muß ich erst die Schwester Oberin fragen, ob das außer der Besuchsstunde geht.“

„Er muß kommen, Schwester Helene, die Doktoren haben gesagt, ich bin vielleicht morgen — todt — — Mutter weiß auch noch nichts —!“

Während der nächsten Stunden lag die Kranke theilnahmslos da und wartete. Endlich kam Karl. Karl ist Postschaffner, ein fleißiger, tüchtiger Mensch, dessen Gesicht den Kummer um die kranke Braut verräth.

„Tag, Karl“, ruft Hannchen mit einem Lächeln, wie man es seit Wochen nicht auf ihrem Gesicht gesehen hatte, und reicht ihm die Hand.

„Tag, Hannchen,“ erwidert er mühsam, etwas verlegen, „wie geht es Dir denn?“

„Mir? — Nicht sehr gut, es thut noch so weh.“

Er hält ihre abgezehrte Hand in seiner großen braunen. Beide schweigen.

„Wann kommst Du wieder raus?“ fragt er schließlich. — Pause.

„Karl das wollte ich Dich fragen.“

„Mich, wieso?“

„Die Doktoren sagen — sie meinen —“

„Sei still, Hannchen, das Reden strengt Dich ja so an. Wenn Du wieder gesund bist —“

„Wenn ich wieder gesund bin? Karl, sie sagen, entweder muß das Bein ab — oder ich muß sterben! Und da sollst Du mir sagen, was ich thun soll —“

Ihre großen glänzenden Augen beobachten gespannt jede Bewegung in seinem Gesicht. Was wird er sagen, Leben oder Tod?

„Karl, sag doch, was soll ich thun?“ drängt sie.

Er hat ihre Hand losgelassen und starrt die Wand an.

„Karl, Du mußt ja gleich fort — sage doch ein Wort. — Wenn ich nur ein Bein habe, glaubst Du, daß Du mich dann ebenso lieb haben wirst?“

Er schlägt die Hände vor das Gesicht und sinkt auf den Bettrand nieder.

„Doch Hanne, doch“, stößt er kaum verständlich hervor, „wenn Du aber nicht arbeiten kannst — ich verdiene doch selber nicht genug — was soll ich dann nur thun!“

„Dann ist's also besser — ich sterbe?“

„Nein Hanne, nicht sterben,“ sagt er leidenschaftlich und drückt ihre Hand gegen seine Stirn, „es wird ja wieder besser werden, bleibe nur hier — — und abnehmen sollen sie es nicht — nein, ich will es nicht haben!!“

„Karl, Du verstehst ja nicht. — Wenn sie es nicht abnehmen muß ich doch sterben. Das frißt so inwendig weiter und wenn's an's Herz kommt—“

„Es kommt nicht an's Herz!“ schreit er ganz außer sich. Schwester Helene ist eingetreten.

„Herr Engelte,“ sagt sie ruhig, „Sie dürfen Ihre Braut nicht so aufregen, sonst bekommt sie wieder Fieber.“

„Seien Sie still“, fährt er sie an; „Sie alle hier — was sind Sie denn? Immer reden von liegen müssen und schneiden und wieder schneiden und immer wieder liegen — nichts könnt Ihr, rein garnichts. — Aber ich sage Euch, wenn Ihr das Bein abnehmt — ich sage Euch — —“

Die anderen Kranken haben sich in ihren Betten aufgerichtet und beobachten furchtsam den erregten Mann.

„Herr Engelte“, sagt die Schwester bestimmt und faßt ihn am Arm, „seien Sie jetzt augenblicklich still. Gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ruhiger geworden sind, kommen Sie morgen früh wieder.“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und läßt sich willenlos, ohne seine Braut noch einmal anzusehen, hinausführen. — —

Hanne liegt wieder regungslos da, das Gesicht nach der Wand gekehrt. Die Hand, die Schwester Helene von der Decke aufhebt, ist schlaff und feucht, das Gesicht wachsbleich. Das Mädchen hat die Besinnung verloren.

Karl fand nicht den Muth, das Krankenhaus noch einmal aufzusuchen. Er erfuhr durch die Mutter seiner Braut, daß es dieser sehr schlecht ginge, und die Aerzte sogar die Amputation des Beines für zwecklos gefunden hatten.

Er litt entsetzlich unter dem Gedanken, vielleicht Schuld an dieser Verschlimmerung gewesen zu sein. In der Dämmerung schlich er in der Nähe des Krankenhauses umher und spähte nach den Fenstern.

Eines Abends, als er die quälende Unruhe, die ihn gepackt, gar nicht loswerden konnte, ging er vorsichtig in den Garten des Krankenhauses und stieg dann zögernd die große steinerne Treppe hinauf.

„Zu wem wollen Sie?“ fragt ihn eine vorübereilende Schwester, „es ist nicht Besuchszeit.“

„Zu Johanna Belitz“, sagt er unsicher.

„Johanna Belitz ist nicht mehr oben. Wir haben sie schon nach unten geschafft!“

„Wie so — kommt sie raus?“

„N — nein. Sind Sie verwandt, oder sonst bekannt mit ihr?“

„Sie ist meine Braut!“

„Armer Mann“, sagte die Schwester mitleidig, „Hannchen hat furchtbar gelitten — es wäre doch nie wieder was Rechtes geworden. Nehmen Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen — ihr ist jetzt wohl. —“

Im Mondschein.

Stimmungsbild von Emil Latt-Felsberg.

Sie saß auf ihrem Balkon mitten zwischen duftenden Rosen und Lilien, eine wundervolle Palme zu Häupten. Am vergoldeten Geländer rankte sich in glühendem Scheine Epheu und Geranium.

Im silbernen Mondlicht leuchtete ihre schlanke, weiße Gestalt, die weichen Falten umflossen, wunderbar märchenhaft. Leise wiegte sie den Schaukelstuhl, das Haupt mit dem reichen, dunklen Haar zurückgelehnt, die großen, denkenden Augen weit geöffnet, blickte sie in das Sternenmeer der hellen Mondnacht.

Fernes Geräusch der Hauptstadt störte kaum die Ruhe, den köstlichen Frieden der Natur.

Sie lächelte, sie dehnte ihre Arme, es war, als wollte sie etwas umarmen, etwas an ihre Brust ziehen und betten an ihrem hochklopfenden Herzen, etwas, das sie nicht besaß.

„O dies Sehnen — Sehnen!“

Ein Seufzer störte den Nachtfrieden.

Regungslos lag sie jetzt, träumend von ihrer ungestillten Sehnsucht nach dem, was ihr versagt geblieben.

Es war nicht die Liebe ihres Gatten, die sie zurücksehntee, mit dem sie sich vermählt hatte, heute vor zehn Jahren.

Eine achtzehnjährige Braut war sie damals.

Ob glücklich, das wußte sie jetzt kaum mehr. Aber befriedigt war sie, daß der Mann, dessen Geist sie zu fesseln verstanden, dessen wundervolle Melodien ihre Seele gebannt, ihr gehörte.

Sie hoffte von der Ehe so viel, so Herrliches, das Köstlichste, was es gab auf der ganzen, weiten Welt für sie, nach dem sie sich sehnte von Kind auf, nach einem Wesen, das ihr eigen war, nach einem hilflosen Geschöpfchen, das sie anblickt mit großen, blauen Frageaugen.

Wie freute sie sich darauf, wie träumte sie von dem blonden Engelsköpfchen; mit tausendfacher Liebe wollte sie es empfangen, hegen, pflegen als köstlichstes Gut.

In strahlender Hoffnung lebte sie.

Aber es verging Jahr um Jahr, zehn lange, sehnsuchtsvolle Jahre ohne Erfüllung.

Es gab eine Zeit, da krankte sie an dieser ungestillten Sehnsucht.

Welk hing ihr Köpfchen, wie geknickt in der Blüthe. Wenn sie ein Kind sah, dann füllten Thränen ihre Augen.

Ein ganzes Thierreich schenkte ihr der besorgte Gatte und belebte damit ihre Einsamkeit.

Aber sie schüttelte abwehrend das gebeugte Köpfchen.

„Das Alles ersetzt doch kein Kind!“ sprach sie wehmüthig. „Es ist doch eine Menschenseele, nach der ich begehre, der ich die Welt erschließen will in all' ihrer Herrlichkeit.“

Er verstand sie nicht, ihm genügte das Leben vollauf, auch ohne das, was sie begehrte. Seine Geisteskinder befriedigten ihn. Er schuf Melodieen, süße holde Weisen, brachte sie ans Lampenlicht der Bühne, erntete Lorbern, und mit Goldregen überschüttete man ihn.

Sie lauschte seinen Tönen, aber sie übten nicht mehr ihren Zauber aus auf sie wie erst. Das Weiche, Süße, was sie einst lockte, wurde ihr zu weich, zu süß, sie hätte es mächtiger, stolzer, freier gewünscht.

Ihre jungendliche Schwärmerei für das Schaffen ihres Gatten wurde zu ernster, denkender Kritik.

„Du bist die anspruchvollste Hörerin, die ich je gekannt!“ fuhr er zornig auf, als er auf begeistertes Lob von ihr gehofft und nicht einmal ihre Zustimmung fand.

Ihr feines, anregendes Seelenleben hatte ihn angezogen, hatte ihn begeistert zu frohem Schaffen, jetzt fühlte er ihre Enttäuschung aus jedem Blick, aus jedem Zug ihres Antlitzes und war erbittert darüber.

Aber er fand andere Bewunderer und begeisterte Lobrednerinnen. Eine tiefe Kluft bildete sich zwischen den Gatten. Schöne Frauen umdrängten ihn, sie sah es mit stolzem Blick. Der Umschwärmte war ihr Gatte.

Es war ein loses Band, das sie jetzt noch an ihn fesselte. Heute, an ihrem zehnten Hochzeitstage, fühlte sie es mehr als je — sie war allein — und sehnte sich nicht nach ihm, sondern nach Anderem!

Auch damals schien der Mond wie heute, flimmerten die Sterne in friedvoller Ruhe.

„Wenn sich nur eins erfüllt hätte!“ seufzte sie. „Aber nichts — nichts — von all' dem Hoffen!“

Sie schloß die Augen in schmerzvollem Entsagen. Ein anderes Männerantlitz stand vor ihrem Geiste.

Schwer athmend dachte sie an ihn.

Wenn er es gewesen, der vor zehn Jahren ihr Gatte geworden, wenn er es wäre, an dessen Seite sie jetzt stände in dem silbernen Mondenschein, und süße Erinnerungen feiern könnte?

Aber, war es nicht Sünde, neben dem Gatten so zu leben, mit dem sehnenden Gedanken an den Anderen in ihrer Brust. Müßte sie nicht auch ihm die Wahrheit bekennen, ihm, der sie betrog?

„Nein — niemals!“ Er würde es entweihen, dies hehre, hohe Gefühl.

Sollte denn kein Sehnen sich erfüllen, nichts von all dem großen Glück des Lebens ihr zu Theil werden? War denn das äußere Wohlleben, das sie umgab, war es ein Entgelt für den großen Mangel, den sie litt? Mangel am Besten, an Herz und Seele.

Wie beneidete sie die arme Arbeiterfrau, die ihr Kind an der Hand dem Gatten sein Essen trug, der mit glücklichem Lachen sie empfing, der mit kräftigen Armen für die Seinen schaffte und Abends, sein Kind auf dem Arm, wie ein König so stolz um sich blickte.

Thräne um Thräne tropfte heiß auf ihre Hand. Da schallte ein Schritt die stille Straße hinauf.

Sie kannte ihn, den leichten, elastischen Gang, so leichtfüßig wie seine Melodieen. Nun schloß er die Thür auf. Und wie angstvoll lauschte sie. Wenn er jetzt zu ihr trat, wenn er daran dachte, daß vor zehn Jahren ihr Hochzeitstag war, wenn er sie zärtlich in seine Arme schließen wollte nach langer — langer Zeit?

Ein leises, eisiges Grauen schlich durch ihre Glieder. Sie kauerte sich still, eng zusammen in ihr Winkelchen unter der Palme, unetr duftenden Rosen und weißen Lilien.

„Komm' nicht, finde mich nicht!“ dachte sie, und bleich, angstvoll, verstört blickte sie auf die Thür, durch welche er treten mußte, um sie zu suchen.

Jetzt fiel die Thür zum Schlafzimmer in s Schloß. Er hatte die Gewohnheit, sich im Dunkeln zu entkleiden, wenn er spät, sehr spät nach Hause kam. Heute leuchtete ihm der Mond.

Nun stieß er polternd an ein Möbelstück.

O Gott, jetzt kam er, sie zu suchen! Wie ihr Herz klopfte, sie fürchtete sich vor ihm, ihm, ihrem Gatten. So weit war es gekommen.

Voll Scham beugte sie das Haupt.

Nun war es wieder still im Schlafzimmer.

Sie wurde nicht vermißt. Er fühlte nicht, daß sie nicht in seiner Nähe war, die öde Leere des Zimmers trieb ihn nicht, sie zu suchen.

Sein Haupt war voll des feurigen Weins, berauscht vom Weihrauch, den andere Frauen ihm gestreut. Er dachte noch immer nicht daran, daß heute ihr Hochzeitstag war.

Wie erlöst athmete sie auf.

„Gott sei Dank und nun — nun ein Ende!“

Sie schauerte fröstelnd zusammen.

Entschlossen preßten sich ihre Lippen auf einander.

Leise schlich sie hinein, hüllte sich in einen leichten Mantel und kauerte dann wieder nieder in ihren Winkel und dachte — dachte — dachte unter Rosenduft und Lilienpracht in dieser wunderklaren Sommernacht.

Gottlob, sie bedurfte nichts von ihm. Sie gehörte zu den Frauen, die nichts vom Manne begehren, die ihm nichts danken wollen, die frei und stolz ihre Liebe als ein Geschenk hingeben. Ein gütiger Vater hatte sie so ausgestattet, daß des Lebens Noth sie nicht berührte.

Nicht länger in dieser Unwürdigkeit leben. — „Fort, fort von ihm!“ Ihre Ehe dünkte ihr eine Schmach, eine Sünde mit der Liebe zu dem Anderen im Herzen.

Der Mondschein verblich. Morgenluft wehte frisch und kühl um ihre bleiche Wangen.

Im Osten schimmerte es röthlich. Zu neuer Tagesarbeit erwachte die schlafende Welt. Vögel entflogen zwitschernd dem Nest. Räderrollen in der Ferne. Grelle Pfiffe rangirender Züge der nahen Eisenbahnstation drangen wie mahnend zu ihr.

Sie ging und packte.

„Nach zehn Jahren bedarf ich wieder der Freiheit, die Du Dir schon längst genommen!“

Auf einem Zettel stand es, den sie auf den Nachttische legte neben ihren Ring, den sie hastig vom Finger streifte, als wäre es glühendes Eisen, dies Glied einer schweren drückenden Kette, die sie mit sich geschleppt so lange Jahre.

Nun athmete sie auf.

Sie ging, um nie wiederzukehren.

— An der Politik interessirt. — „Frau Nachbarin, Sie nehmen ja an jeder politischen Versammlung, wo die Frauen Zutritt haben, theil; sind Sie denn so an der Politik interessirt?“ — „Gewiß; denn wenn ich nicht mit hingehe, pflegt sich mein Mann bei der Gelegenheit immer fürchterlich zu betrinken.“

— Die erste Uhr. — „Ja, du siehst ja ganz blaß und übernächtig aus?“ — Hans (der gestern seine erste Uhr erhalten): „Ach, Papa, ich habe die ganze Nacht wach gelegen, um alle zwei Minuten nach meiner Uhr zu schauen“.

Kleine Hexe.

(Von Margarete Beutler.)

Und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt, und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt. Und kleine Hexe, kleine Hexe — darin liegt etwas wie Militärmusik, etwas, was das Blut hüpfen und die Augen tanzen macht; etwas, was die Finger ein bischen krümmt, als ob sie ein Vorbeihuschendes fangen wollen, etwas, wie es in Großvaters Johannisbeerwein steckt — etwas, das sich wild berauschend und doch eigenthümlich schwer auf's Denken legt.

Und es hat Niemand zu ihr kleine Hexe gesagt, und sie wüßte gar nicht, wie das ist, wenn nicht, wenn nicht ...

Um ein Uhr hatte sie heute erst gehen können — da waren noch einige Federn nothwendig zu kräuseln gewesen. Nun ja, nach dem feuchten Wetter der letzten Tage!

Sie war abgemattet und hungrig. Aber als sie dann an das niedrige, von dem vielen Regen recht blinde Fenster trat, um ihren Hut aufzusetzen, da blitzte da oben in einem Fenster des vierten Stockes ein seltsames Leuchten. Und da lachte sie. Sie war wohl eine kleine Schwärmerin, denn sie lachte, weil sie wußte, daß das Leuchten da oben von der Sonne kam, und sie lachte, weil sie ahnte, daß es am Nachmittag etwas heller in dem kleinen Parterrestübchen sein würde. Es kräuselte sich noch einmal so schnell, wenn man weiß, daß es eine Sonne gibt, da oben, die gewiß recht voll zu uns hineinschauen möchte, wenn der Hof nicht gar so eng und die Häuser nicht gar zu hoch wären.

Da am Fenster sah Trude auch, daß das Band an ihrem Hute schon recht fahl war. Vielleicht, daß man es umkehrte!

Oder ob sie das rothseidene Schürzenband herumgeben soll? Die Schürze hat sie zwar von Hanne Krüger zum Geburtstag bekommen, aber die ist ja viel zu schade zum Umbinden. Für wen soll sie sich wohl zu Hause solche feine Schürze umbinden — Mutter geht flicken — die Tante wäscht .... Gertrud warf noch einen Blick auf das flimmernde Leuchten da oben, dann ging sie hinaus über den winzigen Hof, wo der Kommis aus dem ersten Stock Tabaksballen ablud.

Der Kommis ließ sie nie vorbei, ohne mit der Zunge zu schnalzen. Er hat sehr schwarze, listige Augenbrauen — mein Gott, so ein häßlicher Mensch! Was der sich einbildet! — — Im Flur des Vorderhauses zog sie den einen braunen Zwirnhandschuh an. Sie zieht immer nur einen Handschuh an — sie hat eine hübsche, weiße Hand, und wenn sie den dunklen Rock so ein bischen hebt und den kleinen Finger ein wenig zurückbiegt ....

Sie stand allein in dem Hausflur. Er war finster und traurig wie diese alte Miethskaserne.

An der Wand vor ihr hing ein kurzer Schlauch mit einem Holztrichter — das war ein Sprachrohr, das irgend ein Vizewirth einmal angelegt hatte, um in seine Wohnung hinauf zu sprechen.

Wie ein Kichern ging es durch Trudes Gedanken: einmal etwas hineinrufen — dann fortlaufen — ganz flink!

Ihr Mund spitzte sich und sie nahm den Schlauch in die Hand.

Aber da bebte sie etwas, da zitterte etwas von oben herunter. Da waren Töne — Worte — — sie legte mechanisch das Ohr an den Trichter und preßte die linke Hand fest an die Brust.

Da, da — nun trafen die Töne, die Worte ihr Ohr — — aber — aber das war ja ganz deutlich! — „J du — klei—ne H—hexe“ und dann ein trillerndes, unverschämtes Lachen wie unterdrücktes Schreien aus Mädchenmund.

Eine kalte, fremde Hand strich über Gertruds Körper. Sie wagt nicht zu athmen — — Da oben die Sonne, sie sieht sie vor sich — — Das kann nur der dicke Vizewirth und das rothhaarige Stubenmädchen, dem der Tabakkommis neulich einen Klaps gegeben hat — sie hat das ganz deutlich gesehen! — — Und die Vizewirthin ist ausgegangen — die beiden sind in seiner Arbeitsstube .. Einmal ist sie oben gewesen und hat die Miethe von der Modistin heraufgetragen — dicht am Sprachrohr steht das Ledersopha — —

Ihr Arm sank schlaff herab — dann jagt sie aus dem dunklen Flur hinaus über die Straße, über die Brücke.

Sie sah die Sonne nicht, die aus dem Wasser freundlich zu ihr reden wollet, sie hob ihren Rock nicht und bog ihren hübschen, kleinen Finger nicht rückwärts. Ihre Hände zerrissen beinahe den braunen Zwirnhandschuh — ihre Augen suchten etwas Neues, Fernes, Häßliches ...

Und kein Mensch hat zu ihr kleine Hexe gesagt, und kleine Hexe — kleine Hexe — darin liegt etwas wie Militärmusik, etwas, was das Blut hüpfen und die Augen tanzen macht, etwas, was die Finger krümmt, als ob sie etwas haschen wollen, das vorbeikommen wird, das vorbeikommen muß.

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag war es wirklich heller in dem dumpfen Hofstübchen. Aber das bemerkte Gertrud nicht. Sie nahm sich schweigend ihre Federn vor — große, schwarze, glänzende Federn, die sich kühl und weich zwischen die Finger legen.

Große, schwarze, glänzende Federn!

Und wie die Fiederchen beben, als ob ein geheimnißvolles Leben in ihnen wäre!

Es ist Leben in ihnen — die Fiederchen sind schwarze, wilde Musikanten.

Was spielen sie?

Tolle bunte Weisen: Geigen trillern wie unterdrücktes Schreien aus Mädchenmund und irgend eine Flöte schäkert: „J du — kleine Hexe — klei—ne H—hexe!“

Die schwarzen, glänzenden Federn! Wenn sie über den Hutrand nicken, so weich, so biegsam — wenn sie sich um einen braunen, breiten Haarknoten schmiegen — — und dann — dann das graue Kleid dazu — ein weißer Unterrock —

Gertruds Nasenflügel zittern, sie liebkost die weichen, schwarzen, glänzenden Federn.

Die tollen Musikanten haben ihre Sache gut gemacht.

Morgen ist Sonntag — wenn die Kommerzienräthin heut' nicht mehr um die Federn schickt, morgen thut sie es sicher nicht. Morgen — Sonntag — nicht!

Und nur einen Tag auf dem Hute die schwarze, wallende Pracht zu haben, einen einzigen Sonntagsnachmittag! Was schadet das der Kommerzienräthin, die Kästen voll Federn und Blumen zu Hause hat.

Am Montag werden die schwarzen Federn wieder in ihrer rothen Pappschachtel in dem dunklen Parterrestübchen liegen. Einen Kasten voll Federn und Blumen möchte Gertrud haben — besonders Blumen. Rosaseidene, zarte Rosen oder purpurne Sammetrosen und ganz stille, traurige, weiße Rosen — oder sonnengelbe, leuchtende Rosen — — aber am liebsten doch zarte, rosa Seidenrosen mit mattgrünen Blättern.

Und dann möchte Gertrud vor einem Spiegel stehen, der so groß ist, daß sie sich ganz und gar darin sehen kann. In einer weißen Mullbluse möchte sie davor stehen — — aber nein, solche Blusen sind nicht genug ausgeschnitten, in ihrem Einsegnungshemde möchte sie vor dem Spiegel stehen — das hat nur ganz schmale, gehäkelte Spangen über den Schultern und eine breite, durchsichtige Passe, die mit einem grünen Bändchen geschlossen wird.

In ihrem Einsegnungshembe möchte sie vor dem Spiegel stehen und sich die braunen Haare über die Schultern fließen lassen. Und dann die zarten, rosa Seidenrosen in die Haare hinein — und überall Rosen — an der Passe Rosen und auf den Schultern Rosen.

Aber nicht allein möchte Gertrud dastehen, es müßten irgendwo in der Nähe fremde, dunkle, bewundernde Augen sein, die ihre Mädchenschönheit in sich tränken.

Sie kennt wohl keine solchen Augen?

Die Männer, die sie kennt, haben kühle, graue Augen — kühle blaue Augen — kühle braune Augen — Geschäftsaugen — Alltagsaugen — meistens unter Gläsern —

Aber?

Aber ..

Der schwarze Kommis — —

Die Augen konnten so aussehen — graulich beinahe in ihrer wilden Bewunderung — aber berauschend wäre das, berauschend wie die Musik der schwarzen Fiederchen und wie Großvaters Johannisbeerwein — — — —

— — — — — — — — — — — —

Und dann ist die Luft so närrisch warm, und Alles sieht so sonntäglich aus, und der schwarze Kommis ist so spaßig.

Und er ist absolut nicht häßlich! —

Das ist viel schneller gegangen, als Gertrud gedacht hat.

Als sie gestern Abend an ihm vorbeiging, hat er wieder geschnalzt, und sie hat gelacht. Da ist er zu ihr in den Hausflur getreten und hat ihren Arm an sich gedrückt und gesagt: „Na, wie ist es, wollen wir nicht morgen ein bischen zusammen ausgehen?“ — Und seine schwarzen, seltsamen Augen hat sie dicht vor sich gesehen. Nein — solche Augen — solche Augen!

Und nun im Walde ist die Luft so närrisch warm — und das Moos ist so närrisch weich — und die Vögel haben solche possierliche Stimmen — und der schwarze Kommis drückt ihren Arm und erzählt so verdrehte Geschichten.

Aber etwas fehlt noch — etwas fehlt noch — das muß Gertrud noch hören — das Wort, das so mächtig macht, weil es ein Zauberwort ist. Sie kann nicht anders — sie kann nicht dafür — sie muß es hören, muß — muß — muß — —

Und plötzlich liegt sie vor dem schwarzen Kommis auf den Knien und drückt ihre schmächtigen Arme um seinen Leib und stammelt mit durstigen, lachenden Augen: „Du — Du — sage mal — sage doch mal „kleine Hexe“ zu mir!“

Da lacht der schwarze Kommis, daß die Finken aufhören zu pfeifen und umklammert und schüttelt ihre kleine Gestalt und zischelt: „Kleine Hexe — kleine Hexe — Hexe — Hexe — — wenn Du weiter nichts willst“ ...

Ach, das ist wie Johannisbeerwein, so wild berauschend — — aber man kann nicht mehr denken — gar nicht mehr denken. — —

Die Frage an das Schicksal.

Von L. Berg.

Die Frauenabtheilung im städtischen Krankenhaus. Die Fensterläden sind bis auf einen schmalen Spalt geschlossen. Die Thüren nach dem Korridor stehen weit offen. Ein leiser Luftzug weht durch den großen kahlen Raum und fächelt ein wenig Kühlung. Unruhig werfen sich die Kranken in ihren heißen Betten hin und her. Die meisten sehen roth und fiebrig aus, und das Haar klebt an ihren Schläfen.

Die diensthabende Schwester geht an den Betten vorüber.

„Nun Marie, wie viel Grad hast Du denn heute? — Du hast den Thermometer wieder nicht ordentlich gehalten — ich habe Dir doch so oft gesagt, ganz fest den Arm darauf zu drücken. Herr Doktor wird wieder schelten.“

Marie, ein Kind von 14 Jahren, die an schwerem Rheumatismus leidet, sieht die Schwester verständnißlos, beinahe feindselig an.

Diese wendet sich zu einer anderen Kranken.

„Und Sie, Hannchen, wie geht es Ihnen? Ist die Eisblase noch ordentlich gefüllt, und rutscht sie auch nicht vom Knie herunter?“

„Sie ist noch gut“, erwidert die Gefragte müde.

„Wie war denn die Nacht?“

„Danke, ganz gut,“ wiederholt sie apathisch.

„Hannchen hat immerzu gestöhnt, die ganze Nacht durch,“ sagt die Kranke im Nebenbett eifrig, „ich habe kaum schlafen können, sie sagt, sie habe fürchterliche Schmerzen.“

Hannchen liegt regungslos da.

„Und dann hat sie mir gesagt, der Herr Doktor Bertram hätten gesagt, es wäre hoffnungslos — sie würde wohl nicht wieder—“

„Aber Auguste, sein Sie doch still, sie hört doch Alles.“

Hannchen rührt sich nicht.

Die Schwester geht weiter.

„Hanne,“ ruft Auguste leise, „seien Sie doch nicht so trübselig—“

Die Angeredete wendet den Kopf herum — ein blasses, junges Gesicht mit großen, dunkelumränderten Augen und schmalen, eingefallenen Wangen. Sie kann höchstens 20 Jahre alt sein.

„Sehen Sie, Sie müssen doch essen, wenn Ihnen was gebracht wird,“ fährt Auguste eifrig fort, „wenn Sie immer nichts essen wollen, dann kommen Ihre Kräfte doch nicht wieder — und vorhin sagte meine Tante, ihr Schwesterkind hätte auch so was am Bein gehabt und sie hätten ihn geschnitten und gesägt, und der läuft jetzt Schlittschuh und fährt Rad wie nur einer — —“

Hannchens Augen leuchten auf — etwas wie ein Hoffnungsschimmer belebt ihr schmales Gesicht.

„Ich will ja Alles thun, was die Doktoren wollen,“ sagt sie leise, „ich habe die zehn Wochen doch ganz geduldig gelegen. — Ich möchte ja so gern wieder gesund werden!“

* * *

Einige Tage später.

Die Aerzte haben Hanchens Bein untersucht und sind einstimmig zu demResultat gekommen: Entweder sie läßt es sich oberhalb des Knies abnehmen, oder sie geht daran zu Grunde. — Mit möglichster Schonung ist ihr die furchtbare Thatsache beigebracht worden.

Sie schien es kaum zu begreifen, äußerte weder Entsetzen noch Furcht — ihr Verstand schien es einfach nicht fassen zu können. Allmählich dämmerte ihr die furchtbare Wahrheit. Sie, die als Dienstmädchen oft mehr hatte laufen müssen als zwei gesunde Beine schaffen konnten — sie sollte ein Bein verlieren? Abgeschnitten — abgesägt — mit ihren zwanzig jungen Jahren—um sich dann vielleicht 50 Jahre als elender Krüppel durch das Leben zu schleppen — nein, tausendmal lieber sterben — — !

Ihre ganze Jugendkraft und Lebenslust bäumte sich gegen die Verstümmelung auf.

Lieber sterben—!

Sterben? Hinab in die schwarze Nacht, auf die kein Tag folgt? Niemehr die Sonne scheinen, Blätter und Blumen wachsen und blühen sehen — nie mehr bei der Mutter sitzen auf der kleinen Bank, wo der wilde Wein rankt, und auf der Chaussee warten, bis Karl aus dem Dienst vom Postamt kommt — keine Hochzeit, keine Zukunft, nichts, gar nichts? — Nein, nicht sterben, niemals. — —

Ob aber Karl, wenn sie weiter lebt mit einem Bein, ob er sie dann noch ebenso lieb haben wird, sie auch noch heirathen will, oder ob sie dann nur Last, nur Unglück sein würde?

Sie stöhnt entsetzt auf und zerrt an ihrer Decke.

„Thut es wieder so weh?“ fragt Auguste.

„Ich weiß, was ich thue“, sagte Hannchen plötzlich bestimmt, „ich frage Karl.“

„Was wollen Sie Ihren Karl fragen?“

„Ob ich mir das Bein abnehmen lassen oder lieber sterben soll. Ich will thun, was er sagt. Wenn ich ihm eine Last bin, will ich lieber sterben.“

„Schwester Helene“, wendete sie sich an die eben eintretende Schwester.

„Ja, Hannchen.“

„Sagen Sie doch meiner Mutter, oder schreiben Sie ihr, ich möchte Karl sehen. Sein Dienst ist heute um sieben Uhr aus, ich möchte ihn was fragen, er kann ganz gut abkommen.“

„Da muß ich erst die Schwester Oberin fragen, ob das außer der Besuchsstunde geht.“

„Er muß kommen, Schwester Helene, die Doktoren haben gesagt, ich bin vielleicht morgen — todt — — Mutter weiß auch noch nichts —!“

Während der nächsten Stunden lag die Kranke theilnahmslos da und wartete. Endlich kam Karl. Karl ist Postschaffner, ein fleißiger, tüchtiger Mensch, dessen Gesicht den Kummer um die kranke Braut verräth.

„Tag, Karl“, ruft Hannchen mit einem Lächeln, wie man es seit Wochen nicht auf ihrem Gesicht gesehen hatte, und reicht ihm die Hand.

„Tag, Hannchen,“ erwidert er mühsam, etwas verlegen, „wie geht es Dir denn?“

„Mir? — Nicht sehr gut, es thut noch so weh.“

Er hält ihre abgezehrte Hand in seiner großen braunen. Beide schweigen.

„Wann kommst Du wieder raus?“ fragt er schließlich. — Pause.

„Karl das wollte ich Dich fragen.“

„Mich, wieso?“

„Die Doktoren sagen — sie meinen —“

„Sei still, Hannchen, das Reden strengt Dich ja so an. Wenn Du wieder gesund bist —“

„Wenn ich wieder gesund bin? Karl, sie sagen, entweder muß das Bein ab — oder ich muß sterben! Und da sollst Du mir sagen, was ich thun soll —“

Ihre großen glänzenden Augen beobachten gespannt jede Bewegung in seinem Gesicht. Was wird er sagen, Leben oder Tod?

„Karl, sag doch, was soll ich thun?“ drängt sie.

Er hat ihre Hand losgelassen und starrt die Wand an.

„Karl, Du mußt ja gleich fort — sage doch ein Wort. — Wenn ich nur ein Bein habe, glaubst Du, daß Du mich dann ebenso lieb haben wirst?“

Er schlägt die Hände vor das Gesicht und sinkt auf den Bettrand nieder.

„Doch Hanne, doch“, stößt er kaum verständlich hervor, „wenn Du aber nicht arbeiten kannst — ich verdiene doch selber nicht genug — was soll ich dann nur thun!“

„Dann ist's also besser — ich sterbe?“

„Nein Hanne, nicht sterben,“ sagt er leidenschaftlich und drückt ihre Hand gegen seine Stirn, „es wird ja wieder besser werden, bleibe nur hier — — und abnehmen sollen sie es nicht — nein , ich will es nicht haben!!“

„Karl, Du verstehst ja nicht. — Wenn sie es nicht abnehmen muß ich doch sterben. Das frißt so inwendig weiter und wenn's an'sHerz kommt—“

„Es kommt nicht an's Herz!“ schreit er ganz außer sich. Schwester Helene ist eingetreten.

„Herr Engelke,“ sagt sie ruhig, „Sie dürfen Ihre Braut nicht so aufregen, sonst bekommt sie wieder Fieber.“

„Seien Sie still“, fährt er sie an; „Sie alle hier — was sind Sie denn? Immer reden von liegen müssen und schneiden und wieder schneiden und immer wieder liegen — nichts könnt Ihr, rein garnichts. — Aber ich sage Euch, wenn Ihr das Bein abnehmt — ich sage Euch — —“

Die anderen Kranken haben sich in ihren Betten aufgerichtet und beobachten furchtsam den erregten Mann.

„Herr Engelke“, sagt die Schwester bestimmt und faßt ihn am Arm, „seien Sie jetzt augenblicklich still. Gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ruhiger geworden sind, kommen Sie morgen früh wieder.“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und läßt sich willenlos, ohne seine Braut noch einmal anzusehen, hinausführen. — —

Hanne liegt wieder regungslos da, das Gesicht nach der Wand gekehrt.Die Hand, die Schwester Helene von der Decke aufhebt, ist schlaff und feucht, das Gesicht wachsbleich. Das Mädchen hat die Besinnung verloren.

Karl fand nicht den Muth, das Krankenhaus noch einmal aufzusuchen. Er erfuhr durch die Mutter seiner Braut, daß es dieser sehr schlecht ginge, und die Aerzte sogar die Amputation des Beines für zwecklos gefunden hatten.

Er litt entsetzlich unter dem Gedanken, vielleicht Schuld an dieser Verschlimmerung gewesen zu sein. In der Dämmerung schlich er in der Nähe des Krankenhauses umher und spähte nach den Fenstern.

Eines Abends, als er die quälende Unruhe, die ihn gepackt, gar nicht loswerden konnte, ging er vorsichtig in den Garten des Krankenhauses und stieg dann zögernd die große steinerne Treppe hinauf.

„Zu wem wollen Sie?“ fragt ihn eine vorübereilende Schwester, „es ist nicht Besuchszeit.“

„Zu Johanna Belitz“, sagt er unsicher.

„Johanna Belitz ist nicht mehr oben. Wir haben sie schon nach unten geschafft!“

„Wie so — kommt sie raus?“

„N — nein. Sind Sie verwandt, oder sonst bekannt mit ihr?“

„Sie ist meine Braut!“

„Armer Mann“, sagte die Schwester mitleidig, „Hannchen hat furchtbar gelitten — es wäre doch nie wieder was Rechtes geworden. Nehmen Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen — ihr ist jetzt wohl. —“

Im Mondschein.

Stimmungsbild von Emil Latt-Felsberg.

Sie saß auf ihrem Balkon mitten zwischen duftenden Rosen und Lilien, eine wundervolle Palme zu Häupten. Am vergoldeten Geländer rankte sich in glühendem Scheine Epheu und Geranium.

Im silbernen Mondlicht leuchtete ihre schlanke, weiße Gestalt, die weichen Falten umflossen, wunderbar märchenhaft. Leise wiegte sie den Schaukelstuhl, das Haupt mit dem reichen, dunklen Haar zurückgelehnt, die großen, denkenden Augen weit geöffnet, blickte sie in das Sternenmeer der hellen Mondnacht.

Fernes Geräusch der Hauptstadt störte kaum die Ruhe, den köstlichen Frieden der Natur.

Sie lächelte, sie dehnte ihre Arme, es war, als wollte sie etwas umarmen, etwas an ihre Brust ziehen und betten an ihrem hochklopfenden Herzen, etwas, das sie nicht besaß.

„O dies Sehnen — Sehnen!“

Ein Seufzer störte den Nachtfrieden.

Regungslos lag sie jetzt, träumend von ihrer ungestillten Sehnsucht nach dem, was ihr versagt geblieben.

Es war nicht die Liebe ihres Gatten, die sie zurücksehntee, mit dem sie sich vermählt hatte, heute vor zehn Jahren.

Eine achtzehnjährige Braut war sie damals.

Ob glücklich, das wußte sie jetzt kaum mehr. Aber befriedigt war sie, daß der Mann, dessen Geist sie zu fesseln verstanden, dessen wundervolle Melodien ihre Seele gebannt, ihr gehörte.

Sie hoffte von der Ehe so viel, so Herrliches, das Köstlichste, was es gab auf der ganzen, weiten Welt für sie, nach dem sie sich sehnte von Kind auf, nach einem Wesen, das ihr eigen war, nach einem hilflosen Geschöpfchen, das sie anblickt mit großen, blauen Frageaugen.

Wie freute sie sich darauf, wie träumte sie von dem blonden Engelsköpfchen; mit tausendfacher Liebe wollte sie es empfangen, hegen,pflegen als köstlichstes Gut.

In strahlender Hoffnung lebte sie.

Aber es verging Jahr um Jahr, zehn lange, sehnsuchtsvolle Jahre ohne Erfüllung.

Es gab eine Zeit, da krankte sie an dieser ungestillten Sehnsucht.

Welk hing ihr Köpfchen, wie geknickt in der Blüthe. Wenn sie ein Kind sah, dann füllten Thränen ihre Augen.

Ein ganzes Thierreich schenkte ihr der besorgte Gatte und belebte damit ihre Einsamkeit.

Aber sie schüttelte abwehrend das gebeugte Köpfchen.

„Das Alles ersetzt doch kein Kind!“ sprach sie wehmüthig. „Es ist doch eine Menschenseele, nach der ich begehre, der ich die Welt erschließen will in all' ihrer Herrlichkeit.“

Er verstand sie nicht, ihm genügte das Leben vollauf, auch ohne das, was sie begehrte. Seine Geisteskinder befriedigten ihn. Er schuf Melodieen, süße holde Weisen, brachte sie ans Lampenlicht der Bühne, erntete Lorbern, und mit Goldregen überschüttete man ihn.

Sie lauschte seinen Tönen, aber sie übten nicht mehr ihren Zauber aus auf sie wie erst. Das Weiche, Süße, was sie einst lockte, wurde ihr zu weich, zu süß, sie hätte es mächtiger, stolzer, freier gewünscht.

Ihre jungendliche Schwärmerei für das Schaffen ihres Gatten wurde zu ernster, denkender Kritik.

„Du bist die anspruchvollste Hörerin, die ich je gekannt!“ fuhr er zornig auf, als er auf begeistertes Lob von ihr gehofft und nicht einmal ihre Zustimmung fand.

Ihr feines, anregendes Seelenleben hatte ihn angezogen, hatte ihn begeistert zu frohem Schaffen, jetzt fühlte er ihre Enttäuschung aus jedem Blick, aus jedem Zug ihres Antlitzes und war erbittert darüber.

Aber er fand andere Bewunderer und begeisterte Lobrednerinnen. Eine tiefe Kluft bildete sich zwischen denGatten. Schöne Frauen umdrängten ihn, sie sah es mit stolzem Blick. Der Umschwärmte war ihr Gatte.

Es war ein loses Band, das sie jetzt noch an ihn fesselte. Heute, an ihrem zehnten Hochzeitstage, fühlte sie es mehr als je — sie war allein — und sehnte sich nicht nach ihm, sondern nach Anderem!

Auch damals schien der Mond wie heute, flimmerten die Sterne in friedvoller Ruhe.

„Wenn sich nur eins erfüllt hätte!“ seufzte sie. „Aber nichts — nichts — von all' dem Hoffen!“

Sie schloß die Augen in schmerzvollem Entsagen. Ein anderes Männerantlitz stand vor ihrem Geiste.

Schwer athmend dachte sie an ihn.

Wenn er es gewesen, der vor zehn Jahren ihr Gatte geworden, wenn er es wäre, an dessen Seite sie jetzt stände in dem silbernen Mondenschein, und süße Erinnerungen feiern könnte?

Aber, war es nicht Sünde, neben dem Gatten so zu leben, mit dem sehnenden Gedanken an den Anderen in ihrer Brust. Müßte sie nicht auch ihm die Wahrheit bekennen, ihm, der sie betrog?

„Nein — niemals!“ Er würde es entweihen, dies hehre, hohe Gefühl.

Sollte denn kein Sehnen sich erfüllen, nichts von all dem großen Glück des Lebens ihr zu Theil werden? War denn das äußere Wohlleben, das sie umgab, war es ein Entgelt für den großen Mangel, den sie litt? Mangel am Besten, an Herz und Seele.

Wie beneidete sie die arme Arbeiterfrau, die ihr Kind an der Hand dem Gatten sein Essen trug, der mit glücklichem Lachen sie empfing, der mit kräftigen Armen für die Seinen schaffte und Abends, sein Kind auf dem Arm, wie ein König so stolz um sich blickte.

Thräne um Thräne tropfte heiß auf ihre Hand. Da schallte ein Schritt die stille Straße hinauf.

Sie kannte ihn, den leichten, elastischen Gang, so leichtfüßig wie seine Melodieen. Nun schloß er die Thür auf. Und wie angstvoll lauschte sie. Wenn er jetzt zu ihr trat, wenn er daran dachte, daß vor zehn Jahren ihr Hochzeitstag war, wenn er sie zärtlich in seine Arme schließen wollte nach langer — langer Zeit?

Ein leises, eisiges Grauen schlich durch ihre Glieder. Sie kauerte sich still, eng zusammen in ihr Winkelchen unter der Palme, unetr duftenden Rosen und weißen Lilien.

„Komm' nicht, finde mich nicht!“ dachte sie, und bleich, angstvoll, verstört blickte sie auf die Thür, durch welche er treten mußte, um sie zu suchen.

Jetzt fiel die Thür zum Schlafzimmer in s Schloß. Er hatte die Gewohnheit, sich im Dunkeln zu entkleiden, wenn er spät, sehr spät nachHause kam. Heute leuchtete ihm der Mond.

Nun stieß er polternd an ein Möbelstück.

O Gott, jetzt kam er, sie zu suchen!

Wie ihr Herz klopfte, sie fürchtete sich vor ihm, ihm, ihrem Gatten. So weit war es gekommen.

Voll Scham beugte sie das Haupt.

Nun war es wieder still im Schlafzimmer.

Sie wurde nicht vermißt. Er fühlte nicht, daß sie nicht in seiner Nähe war, die öde Leere des Zimmers trieb ihn nicht, sie zu suchen.

Sein Haupt war voll des feurigen Weins, berauscht vom Weihrauch, den andere Frauen ihm gestreut. Er dachte noch immer nicht daran, daß heute ihr Hochzeitstag war.

Wie erlöst athmete sie auf.

„Gott sei Dank und nun — nun ein Ende!“

Sie schauerte fröstelnd zusammen.

Entschlossen preßten sich ihre Lippen auf einander.

Leise schlich sie hinein, hüllte sich in einen leichten Mantel und kauerte dann wieder nieder in ihren Winkel und dachte — dachte — dachte unter Rosenduft und Lilienpracht in dieser wunderklaren Sommernacht.

Gottlob, sie bedurfte nichts von ihm. Sie gehörte zu den Frauen, die nichts vom Manne begehren, die ihm nichts danken wollen, die frei und stolz ihre Liebe als ein Geschenk hingeben. Ein gütiger Vater hatte sie so ausgestattet, daß des Lebens Noth sie nicht berührte.

Nicht länger in dieser Unwürdigkeit leben. — „Fort, fort von ihm!“ Ihre Ehe dünkte ihr eine Schmach, eine Sünde mit der Liebe zu dem Anderen im Herzen.

Der Mondschein verblich. Morgenluft wehte frisch und kühl um ihre bleiche Wangen.

Im Osten schimmerte es röthlich. Zu neuer Tagesarbeit erwachte die schlafende Welt. Vögel entflogen zwitschernd dem Nest. Räderrollen in der Ferne. Grelle Pfiffe rangirender Züge der nahen Eisenbahnstation drangen wie mahnend zu ihr.

Sie ging und packte.

„Nach zehn Jahren bedarf ich wieder der Freiheit, die Du Dir schon längst genommen!“

Auf einem Zettel stand es, den sie auf den Nachttische legte neben ihren Ring, den sie hastig vom Finger streifte, als wäre es glühendes Eisen, dies Glied einer schweren drückenden Kette, die sie mit sich geschleppt so lange Jahre.

Nun athmete sie auf.

Sie ging, um nie wiederzukehren.

— An der Politik interessirt. — „Frau Nachbarin, Sie nehmen ja an jeder politischen Versammlung, wo die Frauen Zutritt haben, theil; sind Sie denn so an der Politik interessirt?“ — „Gewiß; denn wenn ich nicht mit hingehe, pflegt sich mein Mann bei der Gelegenheit immer fürchterlich zu betrinken.“

— Die erste Uhr. — „Ja, du siehst ja ganz blaß und übernächtig aus?“ — Hans (der gestern seine erste Uhr erhalten): „Ach, Papa, ich habe die ganze Nacht wach gelegen, um alle zwei Minuten nach meiner Uhr zu schauen“.